

Kurt Salentin

Armut, Scham und Stressbewältigung

DW Sozialwissenschaft

Kurt Salentin

Armut, Scham und Stressbewältigung

**Die Verarbeitung ökonomischer Belastungen
im unteren Einkommensbereich**

Mit einem Geleitwort von Prof. Dr. Hans-Jürgen Andreß

Deutscher Universitäts-Verlag

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Salentin, Kurt:

Armut, Scham und Stressbewältigung : die Verarbeitung
ökonomischer Belastungen im unteren Einkommensbereich /

Kurt Salentin. Mit einem Geleitw. von Hans-Jürgen Andreß.

– 1. Aufl. – Wiesbaden : Dt. Univ.-Verl., 2002

(DUV : Sozialwissenschaft)

Zugl.: Bielefeld, Univ., Diss., 1999

ISBN 978-3-8244-4464-9 ISBN 978-3-322-81270-4 (eBook)

DOI 10.1007/978-3-322-81270-4

1. Auflage Januar 2002

Alle Rechte vorbehalten

© Deutscher Universitäts-Verlag GmbH, Wiesbaden, 2002

Lektorat: Ute Wrasmann / Britta Göhrisch-Radmacher

Der Deutsche Universitäts-Verlag ist ein Unternehmen der
Fachverlagsgruppe BertelsmannSpringer.

www.duv.de



Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

ISBN 978-3-8244-4464-9

Geleitwort

In der sozialpolitischen und sozialwissenschaftlichen Diskussion herrschte lange Zeit die Vorstellung, Armut sei ein Syndrom vielfacher Problembelastung, in dem sich materieller Mangel mit Defiziten in der psychischen und sozialen Ressourcenausstattung verbinde. Besonders Oscar Lewis' Arbeiten prägten diese Vorstellung. Armut wurde als unentrinnbarer Zustand verstanden, da resignative Einstellungen und Verhaltensweisen die Nutzung ökonomischer Chancen vereiteln und Defizite intergenerativ vererbt würden. Die neuere Forschung entwirft dagegen ein Bild der Armut als eines begrenzten Zustands materieller Minderausstattung, der beträchtliche Teile westlicher Gegenwartsgesellschaften bis zum Mittelstand ereilen kann, jedoch in vielen Fällen von begrenzter Dauer ist und nicht zur Verfestigung führt.

Die vorliegende, auf einer bundesweiten Repräsentativbefragung basierende Arbeit bestätigt die Grundannahme der neueren Armutsforschung. Armut wird eng an Einkommensverhältnisse geknüpft und Einstellungen nicht zum Bestimmungskriterium erhoben. Die Ergebnisse zeigen, daß sich Einkommensarme in ihren Reaktionen auf ökonomische Problemlagen, etwa drohende Arbeitslosigkeit oder die Notwendigkeit größerer finanzieller Aufwendungen, nicht vom Bevölkerungsdurchschnitt unterscheiden.

Unabhängig von der Einkommenslage spielt, wie sich in dieser Arbeit eindrucksvoll zeigt, bei der Bewältigung ökonomischer Probleme stets die Frage eine Rolle, ob das Ansehen des Akteurs in seiner sozialen Umwelt durch dieses Problem geschädigt werden könnte. Wer dies befürchtet, neigt zum Rückzug aus sozialen Interaktionen und verzichtet auf die Mobilisierung sozialer Unterstützung, die für eine aktive Problembewältigung oft von zentraler Bedeutung ist. Die Arbeit zeigt ein Dilemma auf: Wer in einer ökonomischen Notlage Hilfe sucht, muß dieses Problem zunächst offenbaren und läuft dabei Gefahr, sich dessen sozialen Weiterungen auszusetzen. Wengleich auch Nichtarme bisweilen mit einer solchen Situation konfrontiert sein können, weist der Autor auf die besondere Bedeutung dieses Befundes für die sozialpolitische Bearbeitung der Armut hin: Will sie nicht vorhandene Selbsthilfepotentiale blockieren, muß sie jede öffentliche Stigmatisierung der Armen vermeiden, die diese in die Isolation treiben könnte.

Hans-Jürgen Andreß

Vorwort

Der vorliegende Band enthält Ergebnisse einer seit 1990 währenden Beschäftigung mit Armutsthemen. Die Veröffentlichung ist mit der Erwartung verbunden, einer interessierten Öffentlichkeit in Wissenschaft, Sozialarbeit, Politik und Verwaltung Einblicke in das Leben der Niedrigeinkommensbezieher in der Bundesrepublik zu vermitteln.

War die Forschung bislang auf Fragen der Verursachung der Armut, ihrer Konzeption und Messung und ihrer Verläufe ausgerichtet, so untersucht diese Arbeit erstmalig, ob sich Arme und Nichtarme in ihrem Verhalten unterscheiden. Neue Erkenntnisse ließen sich durch die Nutzung des Instrumentariums der psychologischen Streßforschung in einer Bevölkerungsumfrage erzielen.

Die Untersuchung gestaltete sich oft mühevoll, wenn etwa Stichprobenverfahren entwickelt werden mußten, um Niedrigeinkommensbezieher gezielt anzusprechen. Mitunter aber war sie auch geradezu spannend, insbesondere, wenn die Analysen Überraschendes zutage brachten. Faszinierend waren Augenblicke wie der, in dem sich herausstellte, daß in vielen Kontexten die Furcht der Akteure, im Ansehen der Mitmenschen zu sinken, einen nachhaltigeren Druck ausübt als finanzielle Erwägungen, in denen man ja a priori den bedeutsamsten Bestimmungsfaktor vermuten könnte. Was von Georg Simmel und anderen Klassikern der Soziologie in theoretischen Arbeiten als Kern der Armut unterstellt worden war, hatte sich empirisch bestätigen lassen! Mit diesem Befund eröffnet sich eine interessante Forschungsperspektive, und es ist zu wünschen, daß spätere Untersuchungen die Effekte dieses von Cooley als *Imaginäres Urteil* bezeichneten Phänomens auch in anderen Lebensbereichen analysieren.

Mir bleibt zu hoffen, daß Sie, liebe Leser, durch die Ergebnisse für die Geduld, den oft zunächst sehr technisch anmutenden Ausführungen zu folgen, entschädigt werden. Das Glossar sowie ein Sachregister am Ende des Bandes sollten dabei Orientierungshilfe leisten.

An dieser Stelle möchte ich noch einmal herzlich den Betreuern des dieser Arbeit zugrundeliegenden Dissertationsvorhabens, Prof. Hans-Jürgen Andreß und Prof. Günter Albrecht, danken, die durch kritische Diskussionsbeiträge und weiterführende Hinweise wesentlich zu ihrem Zustandekommen beigetragen haben. Zahlreiche Anregungen kamen auch von Eckhard Burkatzki, Gero Lipsmeier und Prof. Hans-Dieter Mummendey. Gedankt sei schließlich Horst Haus für das sorgfältige Korrekturlesen der Endfassung des Textes.

Kurt Salentin

Inhalt

Geleitwort	v
Vorwort	vii
Tabellenverzeichnis	xii
Abbildungsverzeichnis	xiii
Kapitel 1	
Einleitung	1
1.1 Gegenstand	1
1.2 Gang der Darstellung	6
Kapitel 2	
Forschungsstand: Belastungsverarbeitung in Theorie und Empirie	9
2.1 Begriffliches	10
2.1.1 Belastung	10
2.1.2 Belastungsverarbeitung	14
2.2 Situationsbewertung und Verarbeitungsverhalten: Belastungsverarbeitung im Transaktionsansatz	16
2.2.1 Grundzüge	16
2.2.2 Primäre Bewertung: Bedeutsamkeitseinschätzung	19
2.2.3 Sekundäre Bewertung: Ressourceneinschätzung	24
2.2.4 Verarbeitungsverhalten (Coping)	26
2.2.5 Was unterscheidet Situationen?	30
2.2.6 Andere Bewältigungskonzeptionen	31
2.3 Soziale Faktoren, Persönlichkeitsstruktur und Belastungsverarbeitung	35
2.3.1 Armut	35
2.3.2 Anomie	43
2.3.3 Soziodemographische Merkmale	49
2.3.4 Soziale Unterstützung	51
2.3.5 Kontrollüberzeugung	53
2.3.6 Erlernte Hilflosigkeit	56
2.3.7 Andere Dispositionen	58

2.4	Ökonomisch bedingter Ansehensverlust als Belastungsquelle	59
2.4.1	Das Imaginäre Urteil: Ansehen als Anliegen	60
2.4.2	Bedrohtes Ansehen, Scham und ihre Verarbeitung	64
2.4.3	Armut und Ansehen	72
2.5	Ereignislast und Belastungsanfälligkeit	77
2.5.1	Instabilität der Lebensverhältnisse	78
2.5.2	Finanzielle Ressourcen oder Copingressourcen?	80
2.6	Formulierung eines Analysemodells	83
2.6.1	Zusammenfassung der Konstrukte	84
2.6.2	Metatheoretische Systematisierung	86
2.6.3	Ein Modell der sozialen Einbettung der Belastungsverarbeitung: Grundzüge	91
Kapitel 3		
Stichprobe, Daten und Methoden		97
3.1	Der Datensatz	98
3.1.1	Entstehungskontext und inhaltliche Vorgaben	98
3.1.2	Stichprobenziehung	99
3.2	Operationalisierungen	103
3.2.1	Situationsmodule	103
3.2.2	Ressourcenausstattung und standarddemographische Angaben	121
3.2.3	Skalenniveau der Variablen	135
3.3	Pfadanalyse	138
3.4	Parallelität der Situationen	143
Kapitel 4		
Analysen		147
4.1	Soziale Stellung und Ereignislast	149
4.1.1	Überblick: Erfahrungen mit fünf Situationen	149
4.1.2	Modellformulierung	151
4.1.3	Ergebnisse	153
4.2	Verarbeitungsreaktionen im Sozialstrukturmodell	158
4.2.1	Überblick: Verhalten und Besorgnis	158
4.2.2	Modellformulierung	161
4.2.3	Ergebnisse	163
4.3	Verarbeitungsreaktionen im Transaktionsmodell	172
4.3.1	Überblick: Anliegen und Optionen	172

4.3.2 Modellformulierung	175
4.3.3 Ergebnisse	177
4.3.4 Die besondere Wirkung des bedrohten Ansehens	181
4.3.5 Kontrolle und Belastung	186
4.3.6 Soziale Unterstützung als Ressource und instrumentelle Reaktion	189
4.3.7 Expositionserfahrung und die Wirkung von Kontrolle und Optionen	193
4.4 Soziale Stellung und Verarbeitungsressourcen	196
4.4.1 Modellformulierung	196
4.4.2 Ergebnisse	197
4.5 Soziale Stellung und Situationsbewertung	202
4.5.1 Modellformulierung	202
4.5.2 Ergebnisse	204
4.6 Parallelmodell: Soziale Stellung, Situationsbewertung und Belastungsverarbeitung	208
4.6.1 Ergebnisse	208
4.6.2 Indirekte Effekte des Einkommens	213
4.6.3 Interaktionen	219
Kapitel 5	
Fazit	227
5.1 Zusammenfassung der Ergebnisse	227
5.2 Folgerungen für die psychologische Belastungsforschung	233
5.3 Folgerungen für die Armutsforschung	235
5.4 Folgerungen für die soziologische Forschung	237
5.5 Folgerungen für die Sozialpolitik	240
5.6 Ausblick	243
Literatur	246
Anhang A: Wichtige Statistiken der verwendeten Variablen	255
Anhang B: Glossar und Abkürzungsverzeichnis	260

Tabellenverzeichnis

Tabelle 2.1: Anliegen: Konstrukte und ihre Bedeutung	24
Tabelle 2.2: Konstrukte der Belastungsverarbeitung	85
Tabelle 3.1: Stichprobenumfang nach Landesteil und Altersgruppe	101
Tabelle 3.2: Beschreibung der fünf Situationen	106
Tabelle 3.3: Reaktionsklassen der Belastungsverarbeitung	111
Tabelle 3.4: Problem- und emotionsorientierte Verhaltensitems	112
Tabelle 3.5: Trennschärfe und Schwierigkeitsgrad der Verhaltensitems	116
Tabelle 3.6: Korrelation der instrumentellen und emotionalen Verhaltensindizes	119
Tabelle 3.7: Operationalisierung sozialer Unterstützung	123
Tabelle 3.8: Überlappungsquoten der Armutsmäße	135
Tabelle 4.1: Klassisches SES-Modell der Ereignislast	154
Tabelle 4.2: Erweitertes Modell der Ereignislast	156
Tabelle 4.3: Sozialstrukturelle Variation des problemorientierten Verhaltens	169
Tabelle 4.4: Sozialstrukturelle Variation des emotionsorientierten Verhaltens	169
Tabelle 4.5: Sozialstrukturelle Variation der emotionalen Belastung	170
Tabelle 4.6: Transaktionsmodell des problemorientierten Verhaltens	177
Tabelle 4.7: Transaktionsmodell des emotionsorientierten Verhaltens	177
Tabelle 4.8: Transaktionsmodell der emotionalen Belastung	178
Tabelle 4.9: Effekte finanzieller Anliegen auf Verarbeitungsreaktionen	182
Tabelle 4.10: Effekte des Anliegens Ansehen auf Verarbeitungsreaktionen	183
Tabelle 4.11: Effekte sozialer Unterstützung auf Verarbeitungsreaktionen	191
Tabelle 4.12: Bivariater Zusammenhang zwischen Einkommen, Deprivationsarmut und Verarbeitungsressourcen	198
Tabelle 4.13: Ressourcen nach sozialen Merkmalen	199
Tabelle 4.14: Ressourcen nach sozialen Merkmalen, erweitertes Modell mit Deprivationsarmut	199
Tabelle 4.15: Soziale Stellung und Optionen	204
Tabelle 4.16: Soziale Stellung und finanzielle Anliegen	205
Tabelle 4.17: Soziale Stellung und Anliegen Ansehen	206
Tabelle 4.18: Soziale Stellung und Anliegen Selbstwertgefühl	206
Tabelle 4.19: Problemorientiertes Verhalten im Parallelmodell	210
Tabelle 4.20: Emotionsorientiertes Verhalten im Parallelmodell	211
Tabelle 4.21: Emotionale Belastung im Parallelmodell	212
Tabellen im Anhang:	
Tabelle A.1: Metrische Variablen - Mittelwert und Standardabweichung	255
Tabelle A.2: Kategoriale Variablen - Verteilung	257

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 2.1: Schema der Belastungsverarbeitung im Transaktionsansatz	18
Abbildung 2.2: Primäre Bewertung relevanter Auseinandersetzungen	20
Abbildung 2.3: Anomischer Druck als Ziel-Mittel-Diskrepanz	44
Abbildung 2.4: Bestimmungsfaktoren situativer Reaktionen nach Proximität	89
Abbildung 2.5: Der soziale Kontext der Belastungsverarbeitung	91
Abbildung 3.1: Äquivalenzeinkommens-Armutsgrenze	126
Abbildung 3.2: Konstruktion der Deprivationsarmut	129
Abbildung 3.3: Deprivations-Armutsgrenze	131
Abbildung 3.4: Kausalbeziehungen zwischen mehreren Variablen	138
Abbildung 4.1: Analyseplan Kapitel 4	147
Abbildung 4.2: Die Erfahrung mit fünf Alltagssituationen	150
Abbildung 4.3: Instrumentelles und emotionales Verhalten nach Substichproben	159
Abbildung 4.4: Belastung durch Situationen	160
Abbildung 4.5: Verhalten nach Geschlecht	164
Abbildung 4.6: Verhalten nach Altersabschnitt	165
Abbildung 4.7: Verhalten nach Berufsausbildung	166
Abbildung 4.8: Verhalten nach Einkommensarmut (50%-Armutsgrenze)	167
Abbildung 4.9: Verhalten nach Deprivationsarmut	168
Abbildung 4.10: Wahrgenommener situativer Einfluß	173
Abbildung 4.11: Anliegen der Hauptstichprobe	173
Abbildung 4.12: Anliegen der Sozialhilfebezieher	174
Abbildung 4.13: Kontrolle und Belastung durch Einladung	188
Abbildung 4.14: Kontrolle und Belastung durch Behördengang	188
Abbildung 4.15: Effekte des Einkommens auf Reaktionen	214
Abbildung 4.16: Anliegen Geld und instrumentelles Verhalten bei Anschaffung nach Deprivation	221
Abbildung 4.17: Anliegen Geld und emotionale Belastung durch Jobverlust nach Qualifikation	222
Abbildung 4.18: Instrumentelles Verhalten bei Einladung nach Ansehen und Einkommen	223
Abbildung 4.19: Ansehen und instrumentelles Verhalten bei Einladung nach Einkommen	224
Abbildung 4.20: Anliegen Ansehen und emot. Verhalten bei Einladung nach Einkommen	225

Kapitel 1

Einleitung

1.1 Gegenstand

Gegenstand der vorliegenden Arbeit ist das Verhalten unter den Bedingungen wirtschaftlicher Knappheit. In der privaten Haushaltsführung sind Situationen an der Tagesordnung, in denen die verfügbaren Geldmittel nicht ausreichen, um alle notwendigen und gewünschten Ausgaben zu bestreiten. Es ergeben sich Lebenslagen, in denen Anstrengungen zur Balancierung des Budgets unternommen werden müssen. Der private Haushalt und die Individuen in ihm unterscheiden sich dabei von einem nüchtern-arbeitsteilig funktionierenden Wirtschaftsunternehmen in zweierlei Hinsicht. Sie erfahren zum einen mitunter Anforderungen, die ihre Möglichkeiten übersteigen und für deren Bewältigung weder Lösungen noch Instanzen bereitstehen: Finanzielle Probleme stiften *emotionale Unruhe*. Zum anderen werfen ökonomische Probleme soziale Schatten, denn eine ganze Klasse dieser Schwierigkeiten führt in ihrem Gefolge unerwünschte Effekte mit sich, die keinen unmittelbar finanziellen Charakter besitzen. Ausstattung, Konsumverhalten und die Fähigkeit eines Haushalts, sich aus eigener Kraft zu unterhalten, bleiben nicht ohne Wirkung auf seine soziale Position, Partizipation und Integration. Georg Simmel (1908) hat herausgearbeitet, daß es die direkt oder indirekt mit materiellem Mangel zusammenhängende Unfähigkeit ist, schichtspezifischen sozialen Standards zu genügen - im Extrem, auf Unterstützung angewiesen zu sein -, die das Individuum zum Armen macht und es dadurch zu deklassieren droht. Nicht nur die private Konfrontation mit einer prekären finanziellen Lage, sondern auch ihre Weiterungen, insbesondere die Antizipation der Wahrnehmung der eigenen wirtschaftlichen Verfassung durch die soziale Umgebung, können emotionale Anspannungen verursachen, die verarbeitet werden müssen. Insofern im folgenden von ökonomischen Belastungen die Rede ist, handelt es sich bei genauerer Betrachtung stets um zwittrige Belastungskomplexe, in denen aus einer ökonomischen *Primärbelastung* nicht abtrennbare und ebenfalls verhaltenswirksame *Sekundärbelastungen* erwachsen. Sekundäre stehen primären Belastungen allenfalls in zeitlicher und kausaler Hinsicht nach; eine Annahme über die Priorität ihres Belastungsgehalts soll mit dieser Begrifflichkeit nicht getroffen werden, denn möglich sind sowohl Konstellationen, in denen die primären, als auch solche, in denen die sekundären Belastungen schwerer wiegen.

Es sind unterschiedliche Ansätze zur Erforschung der geschilderten Belastungen denkbar. Eine wirtschaftswissenschaftliche Orientierung an budgetwirksamen Strategien, vor allem am Konsumverhalten und an den Varianten der Einkommensgenerierung, würde, so berechtigt sie unter anderen Gesichtspunkten auch sein mag, den Haushalt als kleine nutzenmaximierende Firma begreifen und die Vielschichtigkeit der sich ergebenden Anforderungen und der zu ihrer Auflösung notwendigen Ressourcen und Fertigkeiten übersehen. Darum wird hier auf Ansätze aus der psychologischen Erforschung der Belastungsverarbeitung zurückgegriffen. Sie sind in verschiedener Hinsicht flexibler und mächtiger als ökonomische Konzeptionen. Zunächst thematisieren sie emotionale Belastungen, die in ökonomischen Ansätzen gar nicht vorkommen, und deren potentielle Verhaltenswirksamkeit, ohne sie als gegeben anzunehmen, und tragen dabei kognitiven Bewertungsvorgängen Rechnung. Dies ist bedeutsam, weil äußerlich gleiche Belastungskonstellationen interindividuell subjektiv unterschiedlich wahrgenommen werden und zu unterschiedlichen Reaktionen führen. Ferner vervollständigen sie das Verständnis des Verhaltens unter Belastung, indem sie auch solchen Reaktionen gezielt Beachtung schenken, die unter ökonomischen Kriterien *problemabgewandt* scheinen. Der Zweig der Psychologie, dessen Ansätze entlehnt werden, bezeichnet sich als Streß- oder Bewältigungsforschung. Der Begriff Streß ist im wissenschaftlichen Kontext für ein Spektrum von Belastungen unterschiedlicher Intensität gebräuchlich und deckt gängigen Definitionen zufolge auch den hier gewählten Gegenstand ab; daneben kommt er im alltagsweltlichen Gebrauch unserem Gegenstand nahe. Wegen uneinheitlicher Verwendung und beträchtlicher Definitionsprobleme ist seine Verwendung jedoch umstritten, und er soll im folgenden zugunsten des Begriffs der *Belastung* vermieden werden. (Abschnitt 2.1 nimmt eine genaue Begriffsbestimmung vor.)

Für die Summe der Reaktionen auf eine Belastung wurde bewußt der Begriff der Verarbeitung anstelle der Bewältigung gewählt, der sich als Entsprechung des englischen *coping* eingebürgert hat. Von einer Bewältigung zu reden, weckt die Erwartung einer *erfolgreichen* Auseinandersetzung mit einem Problem. Doch das Scheitern ist ein ebenso alltägliches Ende eines Bewältigungsversuchs wie die Problemlösung - vorausgesetzt, es gelingt überhaupt, Erfolgskriterien einer Strategie aufzustellen. Insbesondere werden wir auch solche Reaktionen einbeziehen, die für eine Lösung ökonomischer Probleme wenig zweckdienlich erscheinen, etwa die Flucht aus einer problematischen Situation. Wenn das Interesse darin besteht, Reaktionen auf Belastungen zu beschreiben, dann wäre es fahrlässig zu übersehen, daß in der Realität ein großer Teil der Anstrengungen notwendig ist, um emotionale Belastungen erträglich zu halten, vor allem, wenn die Probleme einer einfachen Lösung nicht zugänglich sind.

Es werden traditionell chronische und akute Belastungen unterschieden. Chronische Krankheit, rassistische Diskriminierung und niedriges Einkommen sind Beispiele chronischer Belastungen. Als akute oder punktuelle Belastungen werden unerwünschte Lebensereignisse angesehen. Eine langanhaltende Debatte kreist um die Bedeutung der einen und der anderen

Belastungsart für die Genese psychischer und somatischer Krankheitssymptome. Doch sie soll uns hier nicht beschäftigen, denn vorrangig soll das Verhalten und nur in zweiter Linie die Belastungssymptomatik erklärt werden. Weil dabei die Grundannahme ist, daß Reaktionen situativ und temporal variieren, verzichten wir auf die Untersuchung chronischer Einflüsse und konzentrieren uns auf punktuelle Belastungen. Im Gegensatz zur vorherrschenden Tendenz in der psychologischen Forschung stellen wir jedoch nicht gravierende und damit selten eintretende Lebensereignisse in den Mittelpunkt, sondern alltagsnahe Probleme, die »Wechselfälle des Lebens« (oder engl. *daily hassles*, siehe Lazarus/Folkman 1987), deren Entwicklung nicht zwangsläufig weitreichende gesundheitliche, psychische und ökonomische Konsequenzen besitzt, an denen sich jedoch generelle Verhaltenstendenzen u.U. besser ablesen lassen als an Extremsituationen.

Auf welcher Ebene soll die Belastungsverarbeitung untersucht werden: im *Haushalt* oder beim *Individuum*? Es ist eine methodologische Grundposition der vorliegenden Untersuchung, das Individuum in den Mittelpunkt der Betrachtung zu stellen. Daran richtet sich die Entscheidung für eine Untersuchungseinheit aus. Unstrittig ist zwar, daß der Haushalt unter anderem durch gemeinsames Wirtschaften erst konstituiert wird. Es ist daher sicher gerechtfertigt, unter den Mitgliedern des Privathaushalts eine annähernd homogene materielle Ausstattung anzunehmen. Er muß unumgänglich die Untersuchungseinheit der ökonomisch ausgerichteten Haushaltsbetrachtung sein. Doch bereits eine haushaltsintern gleichförmige Verteilung der *ökonomischen Problemlast* ist angesichts von Generationsunterschieden, Geschlechterrollen und Arbeitsteilungen keineswegs mehr gewährleistet. Und die *Belastungsempfindung* stellt sich keineswegs als unmittelbare Übersetzung objektiver finanzieller Gegebenheiten ein. Dies gilt erst recht für soziale Sekundärbelastungen. Sie resultieren aus einer variablen Transformation externer Tatbestände in subjektive Wahrnehmungen und Interpretationen, für deren Konformität im Haushaltskontext es keine Anhaltspunkte gibt. Zudem fehlen theoretische Modelle zur Erfassung der Koordination kollektiver kognitiver und emotionaler Belastungsbewertungen und -verarbeitungen, während die psychologische Theorie ein Instrumentarium zur Erforschung individueller Reaktionen bereithält. Die Wahl fällt daher auf einen *subjektorientierten Ansatz*. Der Haushalt kann dabei zwar eine Quelle hilfreicher Ressourcen (sozialer Unterstützung) sein; auch ist denkbar, daß sich Singles anders verhalten als Individuen in Mehrpersonenhaushalten, doch ist der Haushalt in dieser Funktion gegen beliebige andere soziale Gebilde austauschbar. Die zentralen Prozesse sind stets auf der Ebene des Individuums zu beobachten. Die Entscheidung für einen subjektorientierten Ansatz bringt es mit sich, daß die wahrscheinlich vorhandenen gruppeninternen Prozesse des Haushalts an den Rand gedrängt werden. Die Verarbeitung im Rahmen dieser methodologischen Perspektive nur auf Individualebene zu beobachten bedeutet aber nicht, Interaktionen in Primärgruppen oder erweiterten Netzwerken, die ebenfalls die Problemverarbeitung zum Inhalt haben, ontologisch in Abrede zu stellen.

Eine forschungsstrategisch weiter entfernt liegende Alternative zur Subjektorientierung bilden Ansätze zur Erforschung von Streßreaktionen auf gesamtgesellschaftlicher Aggregatebene. Sie haben sich jedoch als methodisch schwer umsetzbar erwiesen, da makrosoziologische Entsprechungen individueller Belastungsereignisse nur sehr unscharf einzugrenzen sind. In einer Kontroverse mit Vester (1991) weisen Badura/Pfaff (1992) auf die Gefahr hin, makrosoziale Problemindikatoren fälschlicherweise als Streßfolgen zu interpretieren und daraus etwa auf einen Anstieg der Problemlast zu schließen. Gewaltverbrechen beispielsweise können zwar im Einzelfall Ausdruck maladaptiven Verhaltens, aber auch Folge zweckrationalen Kalküls sein. Es ist für das Verständnis von Streßphänomenen unerlässlich, sich auf die Ebene des individuellen Erlebens und Verarbeitens zu begeben.

Dem subjektorientierten Paradigma widerspricht es nicht, soziale Einflüsse auf das Verarbeitungsgeschehen zu thematisieren, denn Reaktionen des Individuums finden nicht in einem außersozialen Raum statt. Leider wird dieser Aspekt von vielen psychologischen Arbeiten vernachlässigt, ja man gewinnt in ihnen geradezu den Eindruck, der Mensch setze sich als isoliertes Wesen mit Problemen auseinander, die ihm eine unpersönliche Umwelt stellt. Faltermaier (1988:58) ermahnt die Forschung, eine angemessene Konzeption müsse Belastungsbedingungen so formulieren, daß ihr Entstehungshintergrund rekonstruierbar wird, weil sonst »gesellschaftliche Wirklichkeit ... in ihren Machtverhältnissen, Strukturen, sozialen Prozessen und Beziehungen tendenziell verschleiert« wird. Sozialwissenschaftliche Pionierarbeiten z. B. von Pearlin (Pearlin/Schooler 1978, Pearlin/Menaghan/Lieberman/Mullan 1981, Pearlin 1989) haben die Streßforschung um zahlreiche Einsichten bereichert. Sie haben die Erforschung finanzieller Probleme als Streßquelle etabliert und gezeigt, daß ihre Bewältigung spezifischen Variationen mit sozialen Charakteristiken unterliegt. Leider ist daraus noch keine integrierte sozialwissenschaftliche Streßtheorie entstanden. In diesem Sinn besteht das globale Erkenntnisinteresse dieser Arbeit in der Frage, auf welche Weise das Verhalten des Einzelnen *sozial eingebettet* ist. Diesem Komplex wird besondere Aufmerksamkeit gelten. Der soziale Kontext läßt sich in Form folgender Annahmen beschreiben.

- Die soziale Stellung, insbesondere Status- und Schichtungsmerkmale, daneben aber auch sonstige soziodemographische Kennzeichen und manche Rollenbilder, prägen die Alltagserfahrung des Einzelnen vielfältig. Weil mit ihr Kriterien der sozialen und ökonomischen Sicherheit verbunden sind, setzt sie ihn mit unterschiedlicher Häufigkeit und Intensität bestimmten Belastungen aus. Ökonomische Belastungen, die potentiell Quellen emotionaler Beunruhigung sind, wirken auf Bezieher niedriger Einkommen stärker als auf andere Schichten ein. Die Ursachen des Stresses sind nicht zufällig gestreut, sondern sozial ungleich verteilt.
- Zur Verarbeitung der Belastungen stehen in Kovariation mit sozialen Merkmalen unterschiedliche materielle Ressourcen bereit. In der subjektiven Wahrnehmung des Problemcharakters unterscheiden sich daher die sozialen Gruppen voneinander.
- Sozialisationsbedingt sind manche Personenkreise besser, manche schlechter mit charak-

terlichen Eigenschaften und Fähigkeiten ausgestattet, die der Bewährung unter Belastung dienlich sind. Die soziale Umgebung bedingt die Verfügbarkeit personaler Bewältigungsressourcen. Ebenso spricht sie mehr oder weniger gut auf Bewältigungsanstrengungen an. Daher bestehen Unterschiede in erlernten und dann praktizierten Reaktionen auf Belastungen. Diese Reaktionen umfassen ein großes Repertoire motorischer und intrapsychischer Verhaltensweisen, sei es mit der Funktion der Ursachenüberwindung oder der Kontrolle unerwünschter emotionaler Folgen. Die Frage wird zu beantworten sein, in welchem Grad sozialstrukturelle Kategorien das Bewältigungsvermögen des Einzelnen determinieren, indem sie die Wahl spezifischer Reaktionen steuern.

- Unabhängig von vertikalen Ungleichheiten strahlen ökonomische Probleme in der oben skizzierten Form auf andere Lebensbereiche ab. Schwerwiegende Sekundärbelastungen infolge ökonomischer Probleme umfassen die Furcht vor Ansehens- und Geltungsverlust. Zahlreiche Belastungen werden erst durch ihre sozialen und psychischen Folgewirkungen bedrohlich.
- Soziale Unterstützung hilft, grob vereinfacht, bei der Problembewältigung, indem sie sachdienliche Hilfen zur Verfügung stellt oder emotionale Belastungen auffängt.

Mit den hier angesprochenen Aspekten der vertikalen Schichtung ist nun der Übergang zu einer vorrangigen Einzelfrage im Rahmen der Untersuchung der sozialen Einbettung vorbereitet: Welche Rolle spielt Armut für die Belastungsverarbeitung? Die hervorgehobene Bedeutung dieses Gesichtspunkts hängt zunächst mit der Entstehungsgeschichte dieser Arbeit zusammen, denn sie ist aus einem Projekt der Armutsforschung¹ hervorgegangen. Doch gerade im Kontext der Armutsforschung ist die Untersuchung der Belastungsverarbeitung auch besonders sinnvoll, da sich um das Verhalten der Armen eine lange Kontroverse rankt, in die eine empirische Untersuchung der vorliegenden Art möglicherweise klärend eingreifen kann. Die gegensätzlichen Positionen sollen an dieser Stelle bereits skizziert werden (für eine detaillierte Darstellung siehe Abschnitt 2.3.1). Armutskonzeptionen wurden lange Zeit von der Vorstellung beherrscht, es existiere eine abgrenzbare subkulturähnliche Unterschicht, die entweder aufgrund irreversibler resignativer Anpassung an widrige soziale Bedingungen oder durch intergenerationale Weitergabe besondere dysfunktionale Wertorientierungen und Verhaltensmuster aufweist, die einer Überwindung der materiellen und sozialen Schwierigkeiten im Wege stehen und zu einer Verfestigung der Armut führen. Für die Auseinandersetzung der Armen mit ökonomischen Belastungen lassen sich aus solchen Konzeptionen unmittelbare Schlußfolgerungen ziehen, die auf in irgendeiner Weise defizitäre Verarbeitungsformen deuten. Indes widerspricht die gegenwärtige empirische Armutsforschung den älteren Modellen in ihren Kernannahmen, der Irreversibilität der Einstellungsbildung, der

¹ Projekt »Versorgungsstrategien privater Haushalte im unteren Einkommensbereich« an der Fakultät für Soziologie der Universität Bielefeld unter der Leitung von Prof. Hans-Jürgen Andreß, finanziert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft.

intergenerationalen Fortpflanzung der Wertmuster und der biographischen Verfestigung der benachteiligten Lebenslage. Bei sinngemäßer Fortschreibung der bisherigen Befunde auf Verhaltensneigungen der von Armut betroffenen Bevölkerung entfallen damit schließlich auch die Grundlagen zur Annahme defizitärer Reaktionen auf ökonomische Belastungen. Es gilt also, die gegensätzlichen Annahmen über den Einfluß der Armut auf die Belastungsverarbeitung empirisch zu prüfen: Verhalten sich in wirtschaftlichen Problemsituationen Arme anders, möglicherweise weniger problemadäquat, als bessergestellte Schichten?

Mit dem Entstehungskontext ist indirekt ebenfalls eine gewisse thematische Schwerpunktsetzung insofern vorgegeben, als die Daten, die für eine Auswertung zur Verfügung stehen, auf Fragestellungen zugeschnitten sind, die anderen Themen der Armutsforschung entstammen und nur ausgewählte Schichtungs- und sonstige soziale Merkmale abdecken (dazu mehr in Kapitel 3). Nichtsdestoweniger geht das Interesse dieser Arbeit prinzipiell über den Gesichtspunkt der wirtschaftlichen Schlechterstellung hinaus, weil auch der Einfluß von Bildungs-, Geschlechts- und Alterskennzeichen thematisiert wird. Wir erhoffen Auskunft darüber, inwiefern überhaupt das individuelle Verhalten in einer spezifischen Situation durch die Zugehörigkeit zu sozialen Kategorien vorhergesagt werden kann.

1.2 Gang der Darstellung

Der Plan dieser Arbeit sieht vier Hauptschritte vor. Zunächst werden theoretische und empirische Beiträge gesichtet, die bei der Konzeptualisierung der Belastungsverarbeitung und ihrer sozialen Einbettung zweckdienlich sind (Kapitel 2). Aufbauend auf dieser Bestandsaufnahme wird ein Modell erstellt, das die zentralen Wirkungsverläufe zu einem übergreifenden Schema integriert. Nachdem im nächsten Schritt die Daten erläutert worden sind, die für Analysen zur Verfügung stehen (Kapitel 3), können im empirischen Teil (Kapitel 4) spezifische Hypothesen getestet werden. Dies geschieht sukzessive für Teilaspekte des Gesamtmodells. Der letzte Schritt (Kapitel 5) besteht in einer zusammenfassenden Interpretation und Bewertung der Ergebnisse.

Die Schwierigkeiten der Begriffswahl für unseren Gegenstand wurden bereits angedeutet. Das zweite Kapitel beginnt mit dem Versuch, in der Literatur gebräuchliche Definitionen der zentralen Begriffe *Belastung* und *Belastungsverarbeitung* gegenüberzustellen und für den weiteren Gebrauch eine passende Festlegung zu treffen. Es folgt eine Übersicht über einschlägige Forschungsergebnisse, von denen eine empirische Untersuchung ausgehen kann. Es werden Befunde aus mehreren Quellen zusammengetragen. Die psychologische Streßtheorie, maßgeblich beeinflusst durch Richard Lazarus, betont kognitive Aspekte der Belastungsverarbeitung. Ihre Quintessenz lautet, daß 1. die in einer Situation sich stellende Anforderung, 2. die dem Individuum zur Verfügung stehende Handhabe, jeweils in subjektiver Wahrnehmung, und 3. die Form der Bewältigungsversuche bestimmend sind für den Belastungscharakter einer Situation. Wir werden Erkenntnisse dieser Theorie heranziehen, um in Situa-

tionskognitionen Erklärungen des Bewältigungsverhaltens zu finden. Eine andere Art der Erklärung liefern Arbeiten, die den Einfluß stabiler Persönlichkeitsdispositionen auf Belastungsreaktionen nachweisen. Da wir jedoch überzeugt sind, daß sowohl der Einfluß von Kognitionen als auch von Dispositionen durch sozialstrukturelle Merkmale moduliert wird, referieren wir zusätzlich Beiträge, die Zusammenhänge zwischen diesen Merkmalen und dem Verhalten unter Belastung belegen. Zum einen Armut und zum anderen Anomie sind häufig als Zustände betrachtet worden, die durch die Unfähigkeit zur effizienten Problemlösung gekennzeichnet sind. Auch in Verbindung mit anderen soziodemographischen Charakteristiken sind besondere Verhaltensneigungen beobachtet worden. Die Zusammenstellung dieser Befunde dient der Vorbereitung der späteren Hypothesenformulierung. Sodann folgt ein Abschnitt über das möglicherweise sozial bedingt unterschiedlich hohe Risiko verschiedener Gruppen, belastenden Ereignissen ausgesetzt zu sein. Es gibt Anzeichen dafür, daß Belastungen oder wenigstens gravierende Veränderungen der Lebensverhältnisse, die zu Belastungen führen können, bei solchen Personenkreisen häufiger eintreten, die auch unter Einkommens- oder Bildungsgesichtspunkten benachteiligt sind. Kapitel 2 endet mit einem Resümee der wichtigsten Ergebnisse, aus denen schließlich ein übergreifendes Modell als Rahmen der eigenen Analysen formuliert wird.

Kapitel 3 beschreibt die Datengrundlage, die benutzt wird. Es handelt sich um Daten, die aus einer Befragung von 1200 Haushalten im Bundesgebiet im Jahr 1994 hervorgegangen sind. Zum Verständnis der Auswertungsmöglichkeiten ist es notwendig, eine Reihe technischer Aspekte zu erörtern. Danach wenden wir uns dem eingesetzten Erhebungsinstrument zu. Im Detail geht es um die Operationalisierung der Konstrukte, die wir in Kapitel 2 kennengelernt haben. An einigen kritischen Punkten gehen wir auf meßtechnische Eigenschaften ein.

Dem empirischen Teil ist eine grundsätzliche Bemerkung voranzuschicken. In methodischer Hinsicht bewegen sich die Analysen im Rahmen dessen, was als quantitativer Zweig der empirischen Forschung bezeichnet wird. In die hier zugrundeliegende Befragung ging Vorwissen ein, das durch Literaturstudium und die Befragung von Experten und Privatpersonen in den Jahren 1992 und 1993 gewonnen wurde (siehe Andreß et al. 1993:66ff., 112ff.). Die Studie hatte in dieser Phase explorativen Charakter und bediente sich qualitativer Methoden. Im Rahmen der vorliegenden Arbeit befassen wir uns dagegen fast ausschließlich mit der Auswertung standardisierter Daten aus einer schriftlichen Befragung, die in einer späteren Phase erhoben wurden. Daraus ergeben sich bestimmte Konsequenzen für die Art der Ergebnisse, die erzielt werden können. Die befragte Personengruppe läßt sich zwar als Modell der Gegenwartsbevölkerung ansehen. Standardisierte Befragungen generieren aber stets nur Informationen zu zuvor festgelegten Themenkreisen in einer festgefügt Form und lassen nur a priori avisierte Hypothesentests zu. Sie vermögen nicht, und das wird mancherorts vielleicht zu bedauern sein, darüber hinaus interessante Fragen zu beantworten, so sehr diese auch im Nachhinein drängen.

Eine praktische Konsequenz der gewählten methodischen Ausrichtung ist, daß dem Leser häufig die Bereitschaft abverlangt wird, sein Interesse an substantziellen Aussagen solange zurückzustellen, bis ein größerer Korpus deskriptiv- und inferenzstatistischer Arbeitsergebnisse abgehandelt worden ist. Es wird dabei auch nicht möglich sein, die Befunde reichlich mit Fallbeispielen zu illustrieren, wie es in Arbeiten auf qualitativer Basis üblich ist. Die möglichen Aussagen sind obendrein notwendigerweise probabilistisch und nie deterministisch: Wir werden von - manchmal nur schwachen - statistischen Zusammenhängen sprechen, deren Übertragung auf konkrete Fälle unzulässig sein kann.

Der im übergreifenden Modell hergestellte Zusammenhang zwischen den verschiedenen Aspekten der Belastungsverarbeitung wird im empirischen Teil aus analysetechnischen Gründen in eine Reihe von Einzelfragen aufgelöst, die jeweils für sich mit Regressionsanalysen untersucht werden. Im Schlußkapitel soll dann die Integration und Diskussion der wichtigsten Befunde hinsichtlich zentraler Fragestellungen versucht werden.

Kapitel 2

Forschungsstand:

Belastungsverarbeitung in Theorie und Empirie

Obwohl die Streßforschung gegenwärtig nicht mehr unvermindert das enorme Interesse genießt, das ihr in den vergangenen zwei Jahrzehnten zuteil wurde², liegt ein beachtlicher Fundus einschlägiger Forschungsergebnisse zur Belastungsverarbeitung vor. In diesem Kapitel werden wir uns einen Überblick über Konzepte, Theorien und Befunde verschaffen, auf die eine empirische Untersuchung zurückgreifen kann. Wegen der großen Fülle des Materials wird eine erschöpfende Darstellung des Standes der Streßforschung unmöglich sein; bei dem gegebenen Thema ist sie im übrigen auch nicht notwendig.

Die Auswahl wird sich an bestimmten Kriterien orientieren. Erstens sind ökonomische Alltagsbelastungen der Anlaß der Betrachtung. Arbeiten, die sich mit somatischen oder psychischen Krankheiten befassen, werden wir daher übergehen, obwohl sie in der psychologischen und gesundheitswissenschaftlichen Forschung breiten Raum einnehmen. Zweitens sind wir an Erkenntnissen für einen breiten Bevölkerungsquerschnitt interessiert. Deshalb wollen wir Arbeiten über klinische Gruppen außer acht lassen. Drittens wollen wir uns in einem möglichst geschlossenen theoretischen Rahmen bewegen, dessen Annahmen und Voraussagen als empirisch abgesichert gelten können. Die Wahl des Transaktionsansatzes von Lazarus und Folkman, der als der vorherrschende gelten kann, gewährleistet dies. Er nimmt andererseits für sich die Stellung eines allgemeingültigen Modells in Anspruch, das mehr als nur bereichsspezifische Erklärungsfähigkeit besitzt. Es handelt sich jedoch um einen genuin psychologischen Ansatz, der unserem Wunsch nicht allzusehr entgegenkommt, soziale Einflüsse auf das Bewältigungsgeschehen zu beachten. Uns ist neben einigen Übersichts- und Perspektivbeiträgen (Pearlin 1989, Turner/Roszell 1994) auch kein sonstiger Ansatz bekannt, der die sozialen Komponenten der Fragestellung hinlänglich und zusammenhängend zu

² Vgl. die Diskussion um Johnson/Wolinsky (1990). Das *Journal of Health and Social Behavior* kann wohl als »Zentralorgan« der sozialwissenschaftlichen Streßforschung gelten. Seine Herausgeber beschlossen Ende der achtziger Jahre eine Änderung ihrer Politik mit dem Ziel, der engen Identifikation der Zeitschrift mit streßbezogenen Themen entgegenzusteuern. Die Auseinandersetzung mit Johnson/Wolinsky kreist um die Fragen, ob die große Popularität der Zeitschrift seit dem Ende der siebziger Jahre mit eben diesem Schwerpunkt zu tun hat und ob ihre nachlassende Rezeption ein Jahrzehnt später Folge der Herausgeberpolitik oder der sich abschwächenden Konjunktur des Themas Streß ist.

integrieren vermag. Nichtsdestoweniger sind wir jedoch der Überzeugung, daß psychische und soziale Faktoren gemeinsam auf die Belastungsverarbeitung einwirken. Darum werden wir, zugegebenermaßen eklektisch, aus verschiedenen sozialwissenschaftlichen Einzelarbeiten das Bekannte zusammentragen. Das vierte und letzte Kriterium besteht in der Tauglichkeit des Materials für die Hypothesenentwicklung und in der Kongruenz zu den für unsere Analysen verfügbaren Daten. Aus verschiedenen Gründen konnten nicht zu allen theoretischen Konstrukten von Interesse passende Daten erhoben werden. Die überzeugendste Zusammenhangsvermutung verliert ihren Wert, wenn wir sie nicht prüfen können.

Wir beginnen das Kapitel mit einer vorläufigen Präzisierung der Begriffe *Belastung* und *Belastungsverarbeitung*, auf denen alle weiteren Überlegungen beruhen (Abschnitt 2.1). Es folgt eine Darstellung des Transaktionsansatzes (2.2), der die kognitiven und situativ variablen Aspekte der Belastungsreaktion thematisiert. Abschnitt 2.3 sammelt Aussagen zu sozialen und psychischen Merkmalen, die der Transaktionsansatz kaum oder gar nicht einbezieht, von denen wir aber dennoch Einflüsse auf das Verhalten unter ökonomischen Belastungen annehmen. Dazu zählen wir Armut, eine Reihe soziodemographischer Merkmale, soziale Unterstützung sowie einige Persönlichkeitsdispositionen. Abschnitt 2.4 geht den sozialen Weiterungen der Armut nach, denn den Ansehensverlust infolge wirtschaftlicher Schwierigkeiten halten wir für eine virulente Sekundärbelastung. Ob bereits die Ereignislast, d. h. die Konfrontation mit belastenden Vorkommnissen unabhängig von ihrer Verarbeitung, mit der Verortung in der Sozialstruktur in Zusammenhang steht, ist eine Frage, die parallel zur Verarbeitung im engeren Sinn liegt. Gleichwohl kann ihre Beantwortung weitere Hinweise auf die soziale Einbettung der Belastungsverarbeitung geben, denn einerseits sind solche Ereignisse Ursachen von Belastungen, andererseits kann das Abwenden eines Ereignisses bereits im Vorfeld die effektivste Art der Bewältigung sein. Abschnitt 2.5 enthält ein Resümee der Forschung zu diesem Thema. Das Kapitel schließt mit einer zusammenfassenden Übersicht der Konstrukte der Belastungsverarbeitung, die bis dorthin erörtert wurden, und mit ihrer Integration in ein Analysemodell, das den später folgenden empirischen Teil anleitet.

2.1 Begriffliches

2.1.1 Belastung

Der Belastungsbegriff ist für die folgenden Überlegungen zentral, nicht weil die Untersuchung von Belastungen Selbstzweck wäre, sondern weil wir von der Verhaltenswirksamkeit der Belastung im Bewältigungsgeschehen ausgehen. Die Belastung verdient somit als erstes Konstrukt eine definitorische Erörterung. Gebräuchlicher ist die Bezeichnung *Streß*, die wie wenige andere Konzepte eine enorme Verbreitung in Wissenschaft und Alltagssprache gefunden hat. Die ausufernde Verwendung mag dann auch einer der Gründe sein, weshalb sich die

Forschung mit einer tragfähigen Definition schwertut. Es ist keine neue Erkenntnis, daß gängige Streßdefinitionen in mancher Hinsicht unzulänglich sind. Wir können daher mit einer Übersicht über bekannte Kritikpunkte an wichtigen Arbeiten beginnen, um daraus Schlußfolgerungen für eine empirische Untersuchung zu ziehen.

Streßdefinitionen werden danach unterschieden, ob sie reaktionsbezogen, reizbezogen oder relational verfaßt sind (vgl. Lazarus/Launier 1978:293, Faltermaier 1988:49). *Reaktionsbezogen* war die Fassung Selyes, der den Belastungsbegriff in den 30er Jahren in Labor-experimenten mit Tieren entwickelte. Seine Definition lautete: »Streß ist die unspezifische Reaktion des Organismus auf jede Anforderung« (Selye 1981:170, zit. in Faltermaier 1988: 48). Auf Kritik stieß Selyes Ansatz, als er in die Human- und Gesellschaftswissenschaften übertragen wurde, vor allem, weil er von unspezifischen Reaktionen und beliebigen Reizen ausging. Als Indikatoren dienten ursprünglich Hormonausschüttungen und andere physiologische Merkmale. Gegenwärtig wird zur Untersuchung zumeist auf verbale Äußerungen somatischer und psychischer Symptome zurückgegriffen, und reaktionsbezogen sind die meisten Streßkonzepte der jüngeren psychologischen und soziologischen Forschung. Ein gewisses operationalistisches Moment wohnt diesen Konzepten jedoch stets inne, da weitergehende Qualifizierungen des Streßbegriffs nicht vorgenommen werden können. So behält denn auch die Kritik Gültigkeit, daß reaktionsbezogene Streßformulierungen wenig geeignet sind, chronische und unspezifische Symptomlagen von kontextspezifischen, »stressorinduzierten« Reaktionen zu unterscheiden, obwohl dies für zahlreiche Forschungsfragen bedeutsam wäre. Eine breit rezipierte Arbeit von Pearlin/Schooler (1978) verdeutlicht das Problem. Die Autoren nehmen keine explizite Definition ihres Streßbegriffs vor, ihre Beschreibung der Operationalisierung des Konzepts belegt jedoch den Reaktionsbezug: »... we rely on the reported experience of emotional upset as our indicator of stress, looking exclusively at the unpleasant feelings of distress of which people are aware« (Pearlin/Schooler 1978:4). Doch nicht alle unangenehmen Gefühle stellen, so die weitere Erklärung der Autoren, das dar, was sie unter Streß verstehen. »Emotional stress, as we conceive of it, is primarily distinguished from other negative states by its specificity. It is specific in two related ways: by being determined by particular strainful and threatening circumstances in the environment, and by being a condition that has clear boundaries rather than an enveloping, total state of the organism« (ibid.). Die Bezugnahme auf belastende oder bedrohliche Umweltbedingungen bringt die Bemühung um konzeptionelle Klärung allerdings nicht voran, weil die Definitionslast vom Streß hier schlicht auf einen weiteren definitionsbedürftigen Gegenstand (den Stressor) verlagert wird. Es handelt sich um eine zyklische Definition mit einem unbestimmten Definiens, von der letztlich nur ein operationalistischer Rest übrigbleibt.

Reiz- oder situationsbezogene Definitionen setzen objektiv beobachtbare Bedingungen oder Ereignisse (Zeitdruck, Lärm, Scheidung, Arbeitslosigkeit) mit Belastungen für das Individuum gleich. Ihnen wird entgegengehalten, daß Individuen auf diese Umstände sehr unterschiedlich reagieren können, in Abhängigkeit von ihrer subjektiven Wahrnehmung und

Bewertung der Situation. Neuere Streßkonzeptionen, die vor allem auf die Arbeiten der Gruppe um Lazarus zurückgehen, sind daher *relational* oder *transaktional* aufgebaut. Sie gehen davon aus, daß eine Situation an das Individuum gewisse Anforderungen stellt und diesem dazu adaptive Ressourcen oder Kapazitäten zur Verfügung stehen. Eine Belastung stellt sich ein, nachdem das Individuum eine Einschätzung der Relation von Anforderung und Ressourcen vollzogen hat: »The meaning sphere encompassed by the term 'stress' is any event in which environmental or internal demands (or both) *tax or exceed the adaptive resources* of an individual...« (Lazarus/Launier 1978:296, Hervorh. im Original). Die Bedeutung der Beanspruchung oder Überforderung der Kapazität wird betont: »As we said, whether or not transactions are stressful always depends on the balance of powers, so to speak, between the two opposing forces, demands and resources« (Lazarus/Launier 1978:297, gleichlautend auch Folkman et al. 1986b:572). Eine Beanspruchung ist ihrerseits durch die Tatsache charakterisiert, daß sie für die Person abträgliche Konsequenzen nach sich zieht, wenn ihr nicht auf irgendeine Weise begegnet wird. Es handelt sich hier um eine analytische Definition, die eine Erklärung beinhaltet. Der Unterschied zwischen den Definitionen von Pearlin und Lazarus liegt darin, daß der eine quasi-automatische Stressoren annimmt und der andere von Anforderungen ausgeht, die je nach Ressourceneinschätzung zur Belastung werden oder nicht. Doch so sehr Lazarus' Vorstellung einer Belastung adäquat zu sein scheint, so wenig hilfreich ist sie für die empirische Forschung. Es bleibt, wie Faltermaier (1988:54f.) bemerkt, unklar, *wann* ein Ungleichgewicht zwischen Anforderung und Anpassungsfähigkeit vorliegt und ob eine solche Entscheidung dann nach objektiven, externen Kriterien oder nach der Einschätzung des Subjekts getroffen werden müßte. Faltermaier stellt sogar fest, daß selbst die Gruppe um Lazarus das relationale Streßkonzept in dieser Form nie umgesetzt hat, sondern Belastungen als externe Ereignisse operationalisiert, z. B. als Lebensereignisse oder kleinere Alltagsbelastungen (»daily hassles«), die allerdings durch kognitive Einschätzungen ergänzt wurden. »So entstand eine eigenartige Diskrepanz zwischen einem - gerade von Lazarus - immer wieder geäußerten Anspruch einer relationalen Belastungskonzeption und einer Forschungsrealität, die mit oft sehr bescheidenen Mitteln diesen Anspruch bisher nicht einlösen konnte« (Faltermaier 1988:55). Auch spätere Weiterentwicklungen des Ansatzes durch Perrez/Reichert (1992b) beheben diesen Mangel nicht, da sie Streß mit der Störung einer (leider nicht weiter erläuterten) *Homöostase* gleichsetzen.

Des weiteren stellt sich die Frage, ob die in der Regel retrospektiv erfragten verbalen Angaben valide Indikatoren einer situativ gegebenen Belastung sein können, gleichgültig, ob sie nun als einfache emotionale Beeinträchtigung oder als relationales Konstrukt gefaßt ist. (Dieses Problem besteht übrigens auch bei der Erhebung anderer Konstrukte im Umkreis der Belastung und ihrer Verarbeitung, auf die wir später noch eingehen werden.) Unbewußte Streßmanifestationen (z. B. auf physiologischer Ebene) bleiben unerfaßt (vgl. Pearlin et al. 1981:342). Das Zustandekommen verbaler Äußerungen, an denen zumindest die Wahrnehmung eines Umstands und ihre Erinnerung beteiligt sind, bedürfen ihrerseits weiterer

Erklärung, denn es müssen vielfältige Einflüsse der sozialen Erwünschtheit, der aktuellen öffentlichen Diskussion und der Medienpräsenz der Gegenstände sowie geschlechts- und milieuspezifischer Wahrnehmungsunterschiede angenommen werden, um nur einige wenige Beispiele zu nennen. Bislang fehlen diese Erklärungen jedoch.

Welche Schlußfolgerung ist nun für die empirische Forschung zu ziehen? Solange eine Lösung der geschilderten konzeptionellen Probleme aussteht, scheint es am sichersten, sich auf bewährte Positionen zurückzuziehen, die auf einer operationalen Basis stehen. Unsere Definition der Belastung bezieht sich daher alleine auf emotionale Reaktionen: Eine Belastung liegt dann vor, wenn von einem Individuum in einer spezifischen Situation eine Gefühlsbeunruhigung empfunden wird. Anders als Pearlin/Schooler verzichten wir mit dieser Definition darauf, eine Beunruhigung bereits als gegeben anzunehmen, wenn eine Situation mutmaßlich bedrohliche Züge trägt. Vielmehr wird zwar auf solche Umweltbedingungen bzw. Situationen zurückgegriffen, die aus Erfahrung, insbesondere basierend auf einer Vorstudie, als *potentielle* Belastungen zu betrachten sind. Das Maß der tatsächlichen Belastung wird dann aber *ex post* erhoben und mit Kriterien der kognitiven Bewertung der Situation in Beziehung gesetzt, die Lazarus' Erklärungsansatz entsprechen (zur Operationalisierung siehe Abschnitt 3.2.1). Es muß jedoch betont werden, daß Lazarus' Streßkonzept dadurch strenggenommen nicht umgesetzt wird.

Nach dieser Festlegung sollten *Belastungsquellen*, d. h. Reize, und *Belastungsemotionen*, d. h. Reaktionen, begrifflich immer auseinandergehalten werden. Wenn wir dies in der Praxis nicht strikt durchhalten, liegt das daran, daß sich der Begriff Belastung für beide Konzepte eingebürgert hat und im übrigen ein empirischer Zusammenhang meist nicht von der Hand zu weisen ist. Wir werden die terminologische Unterscheidung treffen, insofern die sachliche Differenz bedeutsam ist und nicht aus dem Zusammenhang hervorgeht. Als Synonyme für Belastungsemotionen kommen auch *Besorgnis* und *Beunruhigung* zur Verwendung.

Wenigstens eine Überlegung zur Natur der Belastungsreize ist nun noch notwendig. Denn es ergeben sich Konsequenzen aus der Frage, ob man sich mit *episodischen*, punktuellen bis kurzlebigen Problemen oder aber mit *langanhaltenden* Belastungen beschäftigen will. Je nach Gegenstand treten nämlich im engeren Sinn belastungsbezogene Definitionsprobleme in den Hintergrund, und Modellarrangements werden bedeutsam. Bei der Betrachtung punktueller oder vorübergehender Belastungen ist es gerechtfertigt, ein isoliertes Problem zu postulieren, dessen Effekten gegebene soziale und intrapsychische Barrieren (etwa resistente Persönlichkeitsmerkmale, soziale Unterstützung) und Verarbeitungsmechanismen entgegenwirken. Die Analyse langfristiger oder chronischer Belastungen wird dagegen nicht ohne die Berücksichtigung der zeitgebundenen Wandelbarkeit der Verarbeitung und der Effekte der Belastung auch auf die ehemals als zuverlässiger Schutz wirkenden und unter dem unablässigen Ansturm der Probleme nun möglicherweise Schaden nehmenden Barrieren auskommen können (Pearlin et al. 1981, Mayring/Haußer 1987; siehe hierzu insbesondere auch die weiteren Ausführungen in Abschnitt 2.3.5). Obwohl dies möglicherweise in einigen Fällen eine Ver-

kürzung bedeutet (vgl. Faltermaier 1988:60), werden wir ökonomische Alltagsbelastungen stets als vorübergehende Episoden behandeln. Das hat vor allem einen methodischen Grund: Eine Prozeßanalyse ist nur bei zeitversetzter Mehrfachmessung veränderlicher Parameter sinnvoll, dazu standen uns aber keine Möglichkeiten zur Verfügung.

2.1.2 Belastungsverarbeitung

Ohne Rekurs auf theoretische Konzeptionen, die das Konzept unter bestimmte Blickwinkel stellen, ist nur eine allgemeine Eingrenzung der Belastungsverarbeitung möglich, die wir nichtsdestoweniger an dieser Stelle vornehmen wollen, um die Zielrichtung der weiteren Erörterung zu klären. Wie in der Einleitung bereits angedeutet wurde, sind in der soziologischen und psychologischen Literatur die Bezeichnungen *Bewältigung* und *Coping* für die Auseinandersetzung mit Streß oder Belastungen gebräuchlich. Den Grund dafür, einen anderen Begriff für einen weitgehend unveränderten Gegenstand zu wählen, erläutert Weber (1992). Bewältigung trägt den unterschweligen Bedeutungsakzent der *erfolgreichen* Auseinandersetzung mit einem Problem. Wenn sich nun aber, wie dies in vielen Studien der Fall ist, herausstellt, daß Bewältigung nach den jeweils gewählten Kriterien unwirksam ist oder nicht »hilft«, sehen sich die Anwender des Begriffs zu terminologischen Anstrengungen (»erfolglose Bewältigungsversuche«) genötigt, um ihr Konzept halten zu können. Überdies fehlen allenthalben klare Erfolgskriterien (siehe Trautmann-Sponsel 1988); erhellend ist eher der Zugang über die *Realitäts-Bewertungs-Verarbeitungs-Passung* (s. Folkman et al. 1991:245ff.) Da die Ansätze zumeist inhaltlich ohnehin auch unwirksames Verhalten und (wohlverstandenes) »Versagen« der Bewältigung umfassen, ist »Belastungsverarbeitung« der bessere, weil neutrale Begriff.

Ein Blick auf wichtige Definitionen des Coping zeigt, daß es in den meisten Ansätzen als Sammelbegriff für alle Reaktionen des Individuums auf Belastungsbedingungen (in der jeweils gültigen Fassung) dient. Etwa bei Pearlin/Schooler (1978:2f.): »Essentially the concept is being used here to refer to any response to external life-strains that serves to prevent, avoid, or control emotional stress«. Eine Schwachstelle, die in dieser Definition kaum deutlich wird, liegt im Spektrum der umfaßten Reaktionen: Gehört zum Coping auch solches Verhalten, das eine emotionale Beunruhigung gänzlich indirekt durch Ursachenveränderung senkt? Während die Definition sich noch dahingehend interpretieren ließe, daß diese Reaktionen dem Coping zuzurechnen sind, legt die Reichweite der auf dieser Grundlage untersuchten Verhaltensweisen den Schluß nahe, Pearlin/Schooler meinten nur das Management der Emotion im engeren Sinn. Damit würde jedoch die Natur der Belastungsverarbeitung nicht mehr adäquat getroffen. Auch die von der Gruppe um Lazarus durchgängig benutzte Formulierung basiert auf ihrer Streßdefinition: »Coping consists of efforts, both action-oriented and intrapsychic, to manage (i.e. master, tolerate, reduce, minimize) environmental and internal demands, and conflicts among them, which tax or exceed a person's

resources« (Lazarus/Launier 1978:311). Gemeint sind also stets Versuche, deren Effektivität nicht ausschlaggebend ist (Folkman 1984:843). Es erübrigt sich fast hinzuzufügen, daß die Bezugnahme auf einen empirisch schwer faßbaren Streßbegriff - zentral hier wieder *tax or exceed* - die praktische Abgrenzung auch des Bewältigungsverhaltens vor große Probleme stellt (vgl. Trautmann-Sponsel 1988:23). Zwar wird zur näheren Erläuterung angeführt, Coping unterscheide sich von bloßer Problemlösung durch das Fehlen angemessener automatischer Reaktionen oder das Vorhandensein nur unter Schwierigkeiten zu mobilisierender Ressourcen und ein Mindestmaß der Ungewißheit der Situation. Doch in der Praxis scheitern solche Einschränkungen kläglich, wie Weber (1992:18) beobachtet, und es werden »unter dem Begriff der Bewältigung letztlich doch alle Reaktionen auf irgendwie belastende Situationen subsumiert«.

Auf eine weitere spezielle Schwierigkeit mit Lazarus' Bewältigungsverständnis sei an dieser Stelle nur flüchtig hingewiesen, weil einer ausführlichen Erörterung die Darstellung des theoretischen Ansatzes vorausgeschickt werden muß (siehe Abschnitt 2.2.4). Es wird konzeptionell die Wahrnehmung einer Belastung (appraisal) strikt von ihrer Bewältigung (coping) unterschieden. Gleichzeitig führt die Forschergruppe jedoch einen Bestand an Bewältigungsreaktionen, der auch kognitive Neueinschätzungen der Situation (zum Zweck der Gefühlsberuhigung) enthält. Es bleibt hier erstens unklar, ob eine Trennung zwischen Wahrnehmung und Bewältigungsverhalten aufrechterhalten werden kann, und zweitens, wann der Begriff Bewältigung als Komponente eines Modells im Gegensatz zur Wahrnehmung und wann als Oberbegriff für Wahrnehmung und Verhalten verwendet wird. Die zweite Variante wählen Reicherts/Perrez (1994), wenn sie Belastungsverarbeitung als Bezeichnung einer Sequenz aus Stressoreinschätzung, emotionalen Reaktionen, Generierung von Bewältigungszielen und Bewältigungsverhalten vergeben (siehe auch Abschnitt 2.2.6). Auch wenn wir uns bei der empirischen Studie an Lazarus' Ansatz orientieren, scheint uns diese Lösung naheliegend: Belastungsverarbeitung soll der Oberbegriff für Wahrnehmung und Verhalten sein - womit freilich das Abgrenzungsproblem zwischen den beiden Konstrukten noch nicht gelöst ist.

Eine Abhandlung der Formen, Differenzierungen und Klassifizierungen beobachtbarer Verarbeitungsreaktionen heben wir für die Abschnitte 2.2.4 und 2.2.6 auf, da sie eher in den Zusammenhang theoretischer Überlegungen paßt. Wir wollen die begrifflichen Erörterungen nicht abschließen, ohne einen Hinweis Faltermaiers (1988:62) auf empirische Wechselwirkungen zwischen dem zu erwähnen, was wir konzeptionell in Belastung und Verarbeitung trennen. Viele reale Belastungen treten nicht unvermittelt und punktuell zutage, und ihre Verarbeitung erschöpft sich nicht in der momentanen Reaktion der Person. Vielmehr verändert sich die Belastung infolge eines unter Umständen langwierigen und komplizierten Verarbeitungsprozesses fortwährend; mitunter ist Belastung geradezu erst die Folge ungeeigneter Verarbeitungsweisen ursprünglich nichtiger Probleme. Der Zuschnitt der vorliegenden Untersuchung enthebt uns der schwierigen Aufgabe, eine universell gültige Trennlinie der

Konstrukte zu finden, da wir vereinfachend einmalige, punktuelle Belastungsereignisse betrachten. Doch sollte die Tatsache prinzipiell fließender Grenzen zwischen Belastung und Verarbeitung nicht ganz aus den Augen verloren werden.

2.2 Situationsbewertung und Verarbeitungsverhalten: Belastungsverarbeitung im Transaktionsansatz

2.2.1 Grundzüge

Der sogenannte Transaktionsansatz der Bewältigungsforschung geht auf eine Forschergruppe um Richard S. Lazarus in Berkeley zurück, der in den zurückliegenden drei Jahrzehnten zusammen mit wechselnden Koautoren eine Reihe klassischer Beiträge verfaßt hat. In diesem Abschnitt werden die für unsere Analyse einschlägigen Konzepte des Ansatzes referiert. Eine vollständige Übersicht der Arbeiten (der theorierelevanten und vor allem der empirischen Beiträge) ist aber wohlgerne in diesem Rahmen nicht möglich. Wir beziehen uns, falls nichts anderes vermerkt ist, auf Lazarus/Launier (1978), Folkman/Lazarus 1980, Folkman et al. (1986a), Folkman et al. (1986b) und Lazarus/Folkman (1987).

Ursprünglich diente der Begriff der transaktionalen Perspektive zur Unterscheidung eines deskriptiven, prozeßorientierten, phänomenologischen Erkenntnisinteresses von der varianz- oder regressionsanalytisch orientierten Suche nach Determinanten in statischen Modellen, die als die interaktionistische Perspektive bezeichnet wurde. Seither hat sich jedoch das Etikett »transaktional« als »Markenzeichen« einer bestimmten Theorie der kognitiv-emotionalen Belastungsverarbeitung etabliert. Sie nimmt die metatheoretische Position ein, daß menschliches Verhalten weder alleine durch Merkmale der Person noch alleine durch Merkmale der Situation hervorgebracht wird, sondern immer durch deren Zusammenwirken. Reduktionistische Positionen aus der Anlage-Umwelt-Debatte, die Verhalten nur aus Persönlichkeitsdispositionen oder nur aus Umweltkonstellationen ableiten wollen, werden von den Autoren abgelehnt (und empirisch widerlegt); gefordert wird die Untersuchung kontextspezifischer Verhaltensweisen statt habitueller Muster (zu den Grundlagen des Paradigmas siehe Lazarus 1990).

Mit einer zweiten axiomatischen Position setzt sich der Ansatz von einer älteren Tradition der Psychologie ab, die Verhalten generell, und damit auch Bewältigungsverhalten, als Stimulus-Reaktions-Abfolge ansieht (siehe z. B. die Bemerkung zu Selye in Abschnitt 2.1.1). Der Transaktionsansatz nimmt eine kognitive Verarbeitung des Stimulus (einer potentiell belastenden Situation) an und erklärt mit ihr den allseits bekannten Umstand, daß ein und derselbe Reiz sehr unterschiedliche Reaktionen auslösen kann. Um eine von Lazarus/Launier (1978:294) zitierte Metapher aufzugreifen: Dasselbe Feuer, das die Butter schmelzen läßt, kocht die Eier hart. Genau dieser Aspekt des Ansatzes verspricht eine Erklärung der recht unterschiedlichen Reaktionen auf ökonomische Anforderungen: Sie werden von manchen

Menschen als schwere Belastungen empfunden, von manchen nicht. Die Hintergründe dafür bleiben oft unklar. Offenkundige Tatbestände wie eine ungünstige Einkommensposition, eine schlechte Humankapitalausstattung, eine benachteiligende Haushaltszusammensetzung und andere soziodemographische Merkmale deuten manchmal auf eine problemträchtige Lebenslage hin, erlauben hingegen noch keine zuverlässigen Rückschlüsse auf die tatsächliche Befindlichkeit und das Verhalten unter Belastungen. Der Transaktionsansatz will, wie andere Streßtheorien, die »Transformation 'objektiver' Ereignisse in subjektive Erlebnistatbestände« (Krohne 1990:263) erklären.

Kern der Transaktionstheorie ist die konzeptionelle Auflösung der Belastungsverarbeitung in die kognitive *Situationsbewertung* und das *Verarbeitungsverhalten*. Als Leitfrage des Ansatzes könnte man vereinfachend formulieren: Welche Faktoren vermitteln zwischen Umweltbedingungen (Stressoren) und der Entstehung einer Belastungsempfindung im Individuum? Sie gibt darauf zwei Antworten: Es finden erstens kognitive und zweitens behaviorale Prozesse statt. Erstens findet eine kognitive Bewertung einer konkreten Situation statt, in der die Person sich darüber klar wird, welche möglichen Folgen für sie die Situation haben kann. Die Bewertung erstreckt sich auf die beiden für die Belastungsentstehung relevanten Komponenten einer Auseinandersetzung: auf die Anforderung und auf die verfügbaren Bewältigungsressourcen. Die primäre Bewertung (primary appraisal) führt zu einer Einschätzung der Bedeutung der Situation einschließlich denkbarer unerwünschter Effekte. In der sekundären Bewertung (secondary appraisal) gewinnt das Individuum eine Vorstellung davon, inwiefern es der Anforderung begegnen kann oder aber überfordert ist. Das Ergebnis einer (fiktiven) Abwägung der Balance dieser beiden subjektiv eingeschätzten Größen ist es, das für die Streßentstehung bestimmend wird, und nicht etwa objektive Parameter der Situation. Abbildung 2.1 verdeutlicht diese Beziehung. Eine Situation existiert für die Person nur qua subjektiver Bewertung; die Situation wird zur Transaktion im Sinn der Theorie erst in der Verknüpfung mit einer persönlichen Relevanzeinschätzung. Dagegen ruft eine als irrelevant eingeschätzte Situation keinerlei Gefühls- und Verhaltensreaktionen hervor. Zweitens leitet nun die Person bewußt oder unbewußt Verarbeitungsverhalten (coping) ein, das auf verschiedene Art den Saldo aus Anforderung und Ressourcen beeinflusst: Es modifiziert die Quelle der Belastung oder ihre kognitive Repräsentation im Individuum, oder es verschafft ihm Zugang zu vermehrten Bewältigungsressourcen. Ferner ergreift das Individuum lindernde Maßnahmen, die ohne eigentliche Auswirkung auf die situative Streßquelle Belastungsempfindungen erträglich machen. Es wird allerdings in den theoretischen Beiträgen nie ganz klar, ob nach der kognitiven Bewertung eine einstweilige Streßempfindung entsteht, die nachträglich durch Copingverhalten reguliert wird, oder ob sich die Empfindung erst einstellt, wenn ein bestimmtes Bewältigungsspensum absolviert worden ist. Wahrscheinlich ist eher eine prozeßhafte Wechselbeziehung, in der Ursache und Wirkung unzertrennbar sind (vgl. auch die Bemerkung Faltermaiers, 1988:56). Da sowohl Belastungsempfindungen als

auch Verhalten Folgen der kognitiven Bewertung sind, wollen wir sie unter der Bezeichnung *Reaktionen* zusammenfassen.

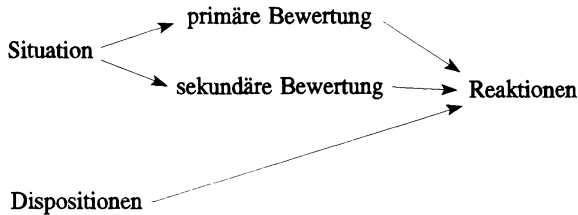


Abb. 2.1: Schema der Belastungsverarbeitung im Transaktionsansatz

Den Instanzen der Belastungsverarbeitung, der primären und sekundären Bewertung und dem Verarbeitungsverhalten, wenden wir uns sogleich im einzelnen zu. Zuvor soll aber betont werden, daß unser Verwendungszweck des Ansatzes eine deutliche Akzentverschiebung gegenüber dem ursprünglichen Interesse beinhaltet. Es geht hier nur in zweiter Linie darum, die Entstehung subjektiver Belastungs*emotionen* aufzuklären. In den Mittelpunkt rückt vielmehr das *Verhalten* unter Belastung, d. h. jene Komponente, die im Transaktionsansatz zur Erklärung der emotionalen Belastung herangezogen wird. Diese Verschiebung ist möglich, nachdem regelhafte Zusammenhänge zwischen Bewertung und Verhalten sichtbar gemacht wurden, die es erlauben, Modelle zur Vorhersage des Verhaltens aus kognitiven Vorgängen und anderen Bestimmungsgrößen zu formulieren (Lazarus/Folkman 1987).


An dieser Stelle bleibt eine axiomatische Grundposition des Transaktionsansatzes nachzutragen. Die wichtigsten Autoren streichen den Einfluß situativer Faktoren auf Erleben und Verhalten nachdrücklich heraus und stehen der Annahme sehr skeptisch gegenüber, aktuelles Verhalten leite sich aus stabilen, kontextübergreifenden Persönlichkeitsdispositionen oder habitualisierten Mustern ab. In theoretischen Beiträgen (z. B. Lazarus/Folkman 1984) wird ihr Einfluß ganz in Abrede gestellt. Das hindert die Vertreter des Ansatzes allerdings nicht daran, in empirischen Arbeiten neben situativen Parametern auch Persönlichkeitsmerkmale in ihre Modelle einzubauen. Sie werden dann häufig als sog. Antezedenz-Variablen bezeichnet. Da die gegen Streß immunisierende Wirkung einiger Dispositionen angenommen wird, ist in Unterscheidung von Coping-Reaktionen auch von *Ressourcen* die Rede (siehe z. B. Eckenrode 1991). Da Erwägungen des Einflusses der Persönlichkeitsstruktur sowie sozialstruktureller und demographischer Merkmale nicht an den Transaktionsansatz gebunden sind und forschungshistorisch anderen Kontexten entstammen, werden wir sie nicht hier, sondern an anderer Stelle (in Abschnitt 2.3) darstellen.

2.2.2 Primäre Bewertung: Bedeutsamkeitseinschätzung

Die primäre Bewertung ist ein Vorgang, in dem sich die Person ein Bild davon macht, in welcher Weise aus einer gegebenen Situation (einem Ereignis oder einer Auseinandersetzung) Konsequenzen für ihr eigenes Wohlbefinden erwachsen können (oder bereits erwachsen sind). Sie unterscheidet sich von teilnahmsloser Wahrnehmung, weil sie die persönliche Betroffenheit von einem Reiz evaluiert. Eine Situation kann für die Person entweder gutartig (nützlich, wohltuend) oder schädlich und gefährlich oder auch irrelevant sein. Irrelevant ist eine Situation, solange weder bedrohliche noch nutzbringende Implikationen erkennbar sind; diese Einschätzung kann sich aber jederzeit ändern. Bei relevanten Auseinandersetzungen stellt sich die emotionale Reaktion in Abhängigkeit der zeitlichen Lage zum Ereignis und zur Erwünschtheit ein. Gutartige Situationen, deren Wirkungen bereits eingetreten sind oder mit Sicherheit eintreten werden, erfordern keinerlei Reaktionen und führen zu Erleichterung und Freude. Ereignisse, von denen sich die Person Nutzen verspricht, deren Ausgang aber offen ist, stellen Herausforderungen dar, die Anstrengungen zur Sicherung des Nutzens mobilisieren. Wenn eher der Verlust eines Vorteils oder sonstige Güter auf dem Spiel stehen, haben wir es mit einer Bedrohung zu tun, die Angst und Sorgen hervorruft. Ist der Schaden bereits eingetreten, stellen sich Ärger, Trauer oder Abscheu ein. In dreien der vier Fälle wird definitionsgemäß von Streß gesprochen, weil das Bewältigungsvermögen beansprucht wird oder überfordert ist, nämlich bei Schaden, Bedrohung und Herausforderung. Es handelt sich um eine analytische Kategorisierung, und die Ausprägungen können sich empirisch überschneiden. So kann einer neuer Job mehr Geld (Freude), neue Aufgaben (eine Herausforderung) und neue Probleme (Bedrohung) bedeuten (vgl. Folkman 1984:842). Abbildung 2.2 enthält eine Übersicht der Bewertungen und ihrer emotionalen Folgen.

Das Kriterium der Relevanz ist recht allgemein und vage. Sofern eine Situation bedeutsam ist, können sehr verschiedenartige Folgen antizipiert oder verspürt werden. Zur weiteren Spezifikation dient das Konzept der *Stakes*. Sie bezeichnen das, was in gegebenen Situationen jeweils »auf dem Spiel steht«, d. h. das Gut, das der Person durch ein Ereignis zu entgehen droht. Eine adäquate Übersetzung des englischen Begriffs ist schwierig, da »Spieleinsatz« einen zielorientiert handelnden Akteur suggeriert, der Nutzen und Risiken kalkuliert, bevor er aktiv wird, während die Streßtheorie dem verhaltenstheoretischen Paradigma verhaftet ist, das ein passives und re-agierendes Subjekt konstruiert. Stake könnte man ungefähr als spezifische Sorge oder Betroffenheit oder spezifisches Interesse an einer Situation übersetzen. Wir haben uns für die Bezeichnung *Anliegen* entschieden, da sie am besten die Kontextabhängigkeit des Konzepts verkörpert. Synonym könnte man auch von einem *Belastungsgegenstand* sprechen, da es sich ja hier um den Aspekt einer Transaktion handelt, der letztlich die Entstehung einer emotionalen Beunruhigung (der Belastungsemotion) auslöst. Da aber die Begriffe *Belastungsreiz* für die externen Gegebenheiten einer Transaktion und *Belastungsemotion* für die resultierende Beunruhigung der Person bereits eingeführt worden

		<i>Bedeutsamkeit</i>	
		positiv	negativ
<i>Zeitrahmen</i>	Zukunft	Herausforderung	Bedrohung
	Vergangenheit, Gegenwart	Freude	Schaden, Verlust

Legende:  streßträchtige Bewertung

(nach Lazarus/Launier 1978)

Abb. 2.2: Primäre Bewertung relevanter Auseinandersetzungen

sind, rief die Bezeichnung *Belastungsgegenstand* unnötige Verwirrung hervor, und der Bezeichnung *Anliegen* wird der Vorzug gegeben. Anliegen sind etwas anderes als Dispositionen oder Werte, die ja eine jenseits aller Situationen stabile Einstellung benennen. Anliegen können als jeweilige situative Ausformungen von Werten verstanden werden: »A person's goal hierarchy is an *antecedent* trait variable because it is a person characteristic. Stakes, on the other hand, are a *transactional variable* since they are formed by a goal commitment and a particular environmental context in which the goal is relevant« (Lazarus/Folkman 1987: 146, Hervorh. im Original). Um noch einmal an die terminologische Differenzierung des Belastungsbegriffs (Abschnitt 2.1.1) anzuknüpfen, könnte man sagen, daß Belastungsquellen (externe Reize) in einer konkreten Situation Werte einer Person bedrohen, die dadurch zu Anliegen werden und je nach Bewertungskognition und Verarbeitungsverhalten Belastungs-emotionen hervorrufen.

Anliegen haben sowohl einen quantitativen als auch einen qualitativen Aspekt: Während es durchaus sinnvoll sein kann, von einer mehr oder weniger großen Bedrohung eines einzelnen Gutes zu sprechen, können in einem einzigen Kontext unabhängig voneinander qualitativ nicht vergleichbare Interessen des Subjekts auf dem Spiel stehen. Der Transaktionsansatz selbst läßt keine Schlüsse darauf zu, um welche Interessen es sich im einzelnen handelt, und die Arbeiten der Gruppe um Lazarus haben sich damit begnügt, Anliegen empirisch zu ermitteln. Folkman et al. (1986a) isolieren beispielsweise auf der Grundlage offener Interviews das Selbstwertgefühl, das Wohl nahestehender Personen, die eigene Gesundheit, berufsbezogene Ziele und die eigene finanzielle Lage als potentiell bedrohte Werte, räumen

jedoch die Notwendigkeit populationsabhängiger Erweiterungen des Spektrums ein (zu unseren eigenen Vorarbeiten bezüglich der Anliegen s.u.). In Abschnitt 2.2.4 werden wir Beispiele dafür bringen, wie bestimmte Anliegen bestimmte Verarbeitungsreaktionen hervorrufen.

In diesem Zusammenhang ist zu beachten, daß die Unterscheidung nach Anliegen auf einer anderen Ebene stattfindet als die nach Ereignistypen. In vielen Arbeiten finden sich taxonomische Ereigniskataloge (z. B. bei Billings/Moos 1981), und es werden auch manche ereignisabhängigen Verhaltensunterschiede festgestellt. Trotzdem halten wir solche Ansätze für einen Irrweg, weil jedes Ereignis mehrere verschiedene Anliegen gleichzeitig berühren kann und sehr verschiedenartige Ereignisse doch ähnliche Konsequenzen nach sich ziehen können. Ferner nehmen Individuen in nominal gleichen Situationen verschiedene Anliegen wahr. Die Unterscheidung nach Anliegen erlaubt eine feinere Trennung nach verhaltenswirksamen Bedeutungen.

Der Bedeutung nach mit den Anliegen vergleichbare Konzepte tauchen unter Bezeichnungen wie Salienz, Zentralität oder Werthaltungen auch in anderen Ansätzen auf. Stets fehlt aber eine theoretisch begründete Anleitung zur kontextabhängigen Suche nach jeweils relevanten Ausformungen der Anliegen etc. Wenn nun Aussagen über spezifische Antriebskräfte nur ad hoc oder ex post möglich sind, ist eine Verhaltensvorhersage auf ihrer Grundlage mehr Glückssache als hypothesengeleitete Forschung. Pearlin (1989), ein Anhänger der rollen- und sozialstruktur- statt der situationsbasierten Erklärung der Streßbewältigung, ist überzeugt, daß Belastungsempfindungen in sozialen Auseinandersetzungen von Wertestrukturen bestimmt werden - womit er sich Lazarus/Folkman nun wieder annähert -, und kann dies mit Fallbeispielen belegen. Aber auch er bleibt dem Leser Hinweise darauf schuldig, welche Werte in welchem Kontext wirksam werden. Seinen Kollegen gibt er auf den Weg: »At this stage of our work, however, sociological researchers must rely on their intuition to identify the stressful mix of circumstances and values, for there is no established guide to identification« (Pearlin 1989:249).

Unsere Vorstellung von der konkreten Gestalt der Anliegen und von ihrem Zusammenhang geht auf ein Konzept Pearlins für Zusammenhänge zwischen Stressoren zurück, das strenggenommen nicht in den Transaktionsansatz paßt, weil es sich nur auf Belastungsquellen bezieht, das aber nichtsdestoweniger sachdienlich scheint. Pearlin (1989:247f.) stellt fest, daß Stressoren kaum jemals einzeln auftreten. Reale Lebensprobleme existieren nicht isoliert voneinander. Sei es, daß mehrere Personen von denselben Umständen - u.U. komplementär - betroffen sind, oder, daß ein Problem eine Person über Rollenbereiche hinweg verfolgt: Ursachen emotionaler Belastungen sind oft nicht zufällig und unabhängig voneinander gegeben, sondern bedingen sich. So können berufliche Schwierigkeiten gravierende Folgen für das Familienleben nach sich ziehen und umgekehrt. *Primäre* Belastungsquellen sind solche, die zuerst erfahren werden, *sekundäre* Belastungsquellen entstehen als Konsequenzen. Sekundäre Stressoren können primäre in der Tragweite durchaus übersteigen und wohl auch

verstärken: In jedem Fall ist es notwendig, sich über mögliche Folgeprobleme belastender Vorgänge Klarheit zu verschaffen, wenn man Reaktionen verstehen will.

Bei unseren Vorarbeiten bestätigte sich wie bei Folkman und Kollegen die Überlegung, daß eine belastende Situation unter realen Bedingungen anders als im Laborversuch nicht durch einen einzelnen (potentiellen) Stressor gekennzeichnet ist. In teilstrukturierten Interviews zur Bewältigung wirtschaftlicher Knappheit in privaten Haushalten (Salentin 1994b) im Jahr 1992 hatten die Teilnehmer Gelegenheit, die subjektiv erfahrene Bedeutung vorgegebener Probleme mit haushaltswirtschaftlichen Bezügen zu schildern. Nehmen wir beispielsweise den drohenden Verlust des Arbeitsplatzes als Primärbelastung. Die Reihe der von den Befragten erwarteten Sekundärbelastungen ist lang. Es zeigte sich erwartungsgemäß, daß der Arbeit nur in seltenen Fällen alleine die Funktion der Einkommenserzielung zugeordnet wird. Die Befragten messen folglich einem Verlust der Erwerbsbeschäftigung Bedeutung für weit mehr als nur ihr Haushaltsbudget bei. Die Wertschätzung der Arbeit gründet sich auf der an sie gekoppelten Gelegenheit zu Kontakten mit Kollegen (und Kunden); sie ist ein Feld abwechslungsreicher Erfahrungen, dessentwegen nicht zuletzt Mütter nach einer Familienphase den Weg zurück in die Erwerbstätigkeit suchen; sie ist Lebensinhalt und Kernbestandteil des Selbstverständnisses der Erwerbstätigen; sie ist wohl auch, obwohl dieser Aspekt in Interviewäußerungen weniger evident ist und nur auf Nachfrage bestätigt wird, von nicht zu vernachlässigender Tragweite für das antizipierte Bild des Individuums in der Fremdwahrnehmung, denn die Befragten sehen durchweg Beklemmungen für den (hypothetischen) Fall voraus, sie müßten Nachbarn mit der Tatsache der eigenen Arbeitslosigkeit bekanntmachen. Die Deutung ist vielleicht nicht überzogen, daß dabei u. a. eine Ideologie zum Tragen kommt, die die individuelle Verantwortung für biographische Verläufe in der Vordergrund stellt. Die erwarteten Konsequenzen eines Arbeitsplatzverlusts erstrecken sich schließlich auf das familiäre Beziehungsklima, denn es wurde verschiedentlich berichtet, »man habe da von Fällen gehört«, in denen es wegen der ungewohnten häuslichen Anwesenheit des arbeitslosen Familienoberhaupts zu vermehrten Konflikten komme. Allerdings verfügen wir über keine Zeugnisse dieser Art aus erster Hand.

Obwohl in dieser Befragung fast ausschließlich Erwerbstätige zu Wort kamen, die den Stellenwert ihrer derzeitigen Beschäftigung einschätzen und sich den Arbeitsplatzverlust und seine Konsequenzen nur *vorstellen* sollten, deckt sich das Bild der Befürchtungen mit den Ergebnissen der Forschung zur Wirkung *tatsächlicher* Arbeitslosigkeit (z. B. Kieselbach 1994 und Brinkmann/Wiedemann 1994). Zwar führen unterschiedliche sozialstrukturelle und psychische Faktoren zu teils uneinheitlichen individuellen Reaktionen und Verarbeitungsformen, doch zeichnen sich einige durchgängige Muster ab. Arbeitslosenhaushalte (mit und ohne Leistungen nach dem Arbeitsförderungsgesetz) haben dramatische Einkommensdefizite gegenüber Erwerbstätigenhaushalten zu verzeichnen, denn ihnen steht im Mittel nur zwischen einem Drittel (in den neuen Bundesländern) und der Hälfte (in den alten Bundesländern) des Haushaltsbudgets der Erwerbstätigen zur Verfügung. Drei Viertel der Arbeitslosen geben an,

ihre persönlichen Ausgaben beschränkt zu haben, am häufigsten durch Zurückstellung vorgesehener Anschaffungen, oft bei gleichzeitiger Auflösung von Ersparnissen und Verschuldung und der Unfähigkeit, laufenden Zahlungsverpflichtungen nachzukommen. Zu den häufigsten Beschwerden zählen der Verlust des Kontakts zu Kollegen, aber in einem Drittel der Fälle auch zu Freunden und Bekannten, die Unfähigkeit, die freie Zeit zu füllen, sowie familiäre Probleme durch Gereiztheit und ständige häusliche Anwesenheit. Beinahe die Hälfte der Befragten in einer Studie in Bremen (Kieselbach 1994:250, Item 2) machte sich Vorwürfe, übernahm also die Doktrin der individuellen Verantwortlichkeit für Arbeitslosigkeit, und ein Drittel hat das Gefühl, von anderen mit Geringschätzung bedacht zu werden (ibid., Item 4). Außer diesen auch in unserer Vorstudie vorhergesehenen Konsequenzen zeigten sich in einer Studie mit Langzeitarbeitslosen eine deutliche Zunahme gesundheitlicher Probleme von psychosomatischen Beeinträchtigungen bis zu erhöhten Suizidneigungen sowie Störungen bei indirekt von der Arbeitslosigkeit betroffenen Familienangehörigen (»Opfer durch Nähe«). Jüngere Kinder von Arbeitslosen wiesen ebenfalls psychosomatische Krankheitserscheinungen auf, erbrachten schlechtere Schulleistungen und zeigten ein deutlich geringeres Selbstwertgefühl (Kieselbach 1994:245).

Neben drohender Arbeitslosigkeit wurden in unserer Vorstudie andere finanzielle Schwierigkeiten angesprochen, etwa die Unfähigkeit, dringende Anschaffungen zu tätigen, die Furcht vor dem Verlust der Wohnung und ähnliche einschneidende Zuspitzungen, für die keine entsprechenden Ergebnisse der Wirkungsforschung vorliegen. Den Aussagen unserer Befragten zufolge erwecken sie unter anderem auch Besorgnis um das Wohlergehen der Familienangehörigen. Die Antragstellung zum Bezug einer staatlichen Sozialleistung ist in den meisten Fällen mit der Prüfung der persönlichen Einkommensverhältnisse verbunden, und bei bedarfsabhängigen Leistungen wird mehrheitlich die Leistungsfähigkeit der Angehörigen inner-, ja sogar außerhalb des eigenen Haushalts ermittelt. Die äußerste dem Transferempfänger abverlangte Selbstoffenbarung steht aber Antragstellern auf Sozialhilfe bevor, die Auskunft nicht nur über ihre eigentliche Einkommenssituation, sondern auch über alle privaten Wohn- und Lebensverhältnisse mit möglicher Auswirkung auf die Bedarfsberechnung erteilen müssen. Eine Sozialamtsmitarbeiterin faßte das Verhältnis in einem an Prägnanz kaum zu überbietenden Bild zusammen: »Die müssen bei uns die Hosen 'runterlassen.« Es handelt sich hier um einen krassen Fall dessen, was allgemein bei jeder Transfer-Antragstellung in gewissem Maß empfunden wird: der Zwang zur Preisgabe einer sonst vor Neugier und fremdem Zugriff geschützten Privatsphäre (Privatheit), der bekanntermaßen als so sehr störend empfunden werden kann, daß ihm gegenüber sogar der Verzicht auf Leistungen als das kleinere Übel erscheint.

Somit liegen ausreichende Befunde vor, die eine Konkretisierung der Anliegen erlauben. Wir betrachten sieben verschiedene Anliegen, deren Bedeutung in Tabelle 2.1 erläutert ist (zur Operationalisierung siehe Abschnitt 3.2.1). Dieser Katalog ist zugegebenermaßen nur das erste Destillat aus einer Vorstudie in einem begrenzten Belastungsbereich. Wir können

Tabelle 2.1: Anliegen: Konstrukte und ihre Bedeutung

Anliegen	Bedeutung
Geld	Die finanziellen Ressourcen der Haushaltsführung, bedroht durch fehlendes oder versiegenderes Einkommen oder unvorhergesehene Ausgaben.
Ansehen	Die imaginäre Fremdwahrnehmung, d.h. das Bild, das eine Person ihrer Meinung nach in den Augen ihrer sozialen Umgebung besitzt; zu unterscheiden von der realen Fremdwahrnehmung, d.h. dem Eindruck, den sie auf Fremde macht, von dem sie jedoch in der Regel nichts erfährt. Wir sprechen auch von einem <i>Imaginären Urteil</i> anderer (siehe Abschnitt 2.4.1). Bedrohtes Ansehen führt zu Schamgefühlen.
Selbstwertgefühl	Selbst- und Fremdwahrnehmung einer Person differieren (Herkner 1991:360; Hausser 1995, Kap. 2). Das Selbstwertgefühl ist Teil des Bildes, das die Person selbst von sich besitzt und das mit ihrem vermeintlichen oder realen Eindruck auf die Umwelt nicht identisch sein muß. Es beschreibt eine positive Einstellung gegenüber sich selbst (Rosenberg 1965).
Nahestehende	Die (nach psychischen, physischen und materiellen Aspekten nicht differenzierte) Sorge um das Wohlergehen der Familie, das Partners oder anderer nahestehender Personen.
Harmonie	Das unbelastete Verhältnis der Person mit Dritten.
(Sozial-)Kontakte	Die Gelegenheit, mit Dritten in Kontakt zu treten und zu kommunizieren (im Sinne des engl. socializing).
Privatheit	Die vor Neugier und fremdem Zugriff geschützte Privatsphäre, deren Preisgabe wider Willen als demütigend empfunden wird (im Zusammenhang mit einem Behördengang).

leider genauso wenig wie Folkman et al. (1986a) mit einem systematisch ausgebildeten Bestand an Anliegen aufwarten, und es bleibt abzuwarten, ob es im Rahmen späterer, theoretisch orientierter Arbeiten gelingen wird, dieses Feld befriedigend zu strukturieren. Für die Verhaltensprognose könnte sich eine Theorie der Anliegen als großer Fortschritt erweisen.

2.2.3 Sekundäre Bewertung: Ressourceneinschätzung

An dieser Stelle kehren wir zur Bewertung der Balance zwischen Anforderung und Ressourcen zurück. Mit einer Konkretisierung der sich stellenden Anforderungen haben wir uns soeben befaßt, und es ist nun daran, ihr Gegengewicht zu erörtern: die Ressourcen, die dem Individuum bei der Problemverarbeitung zur Hand sind. Die Forschergruppe aus Berkeley

spricht von *Optionen*; sie meint damit jedoch keine benennbaren Handlungsalternativen, sondern eine summarische Einschätzung, d. h. eine Einstellung. Diese Einstellung geht aus der Evaluation der Möglichkeiten einer Einflußnahme auf die problematische Situation hervor. Die Ressourceneinschätzung ist ein Kernmoment der Streßentstehung, weil eine Anforderung in demselben Maß zur Belastung wird, wie es an Mitteln und Wegen fehlt, ihr wirksam zu begegnen.

Die terminologisch suggerierte Vorstellung einer Abfolge primärer und sekundärer Bewertung ist irreführend und unintendiert. Eine Antwort auf die Frage nach der Bedeutsamkeit einer Auseinandersetzung ist darauf angewiesen, daß schon eine Mindestvorstellung von Einwirkungsmöglichkeiten vorhanden ist. Es ist sinnvoll, sich ein gegenseitiges Bedingungsverhältnis der Bewertungsinstanzen vorzustellen.

Die Entwicklung der inhaltlichen Differenzierung der sekundären Bewertung ist weit weniger fortgeschritten als die der primären Bewertung. In den empirischen Studien wurde das Konstrukt ursprünglich (Folkman/Lazarus 1980:226) mit vier Fragen umgesetzt: 1. Kann die Situation verändert werden? 2. Muß sie akzeptiert werden? 3. Ist vor einer Reaktion mehr Information nötig? 4. Soll man sich noch zurückhalten, bevor man unternimmt, was man für richtig hält? Diese Fragen waren parallel zu einem frühen Systematisierungsversuch der Reaktionen (Coping) entwickelt worden, der Informationssuche, direktes Handeln, Reaktionshemmung und intrapsychische Verarbeitung unterschied. Offenbar bewährten sich jedoch nicht alle Dimensionen, weil spätere Studien sich nur noch dafür interessierten, ob Auseinandersetzungen als veränderbar angesehen werden oder vermeintlich akzeptiert werden müssen («which we regarded as theoretically and empirically more useful and interesting than the others», Lazarus/Folkman 1987:152). Es bleibt unklar, ob die Autoren damit zwei unterscheidbare Dimensionen oder die Pole einer Dimension meinen. Daneben wird als denkbare Bewertungsdimension die subjektiv wahrgenommene Fähigkeit erwähnt, das Eintreten einer Situation zu kontrollieren. Unseres Wissens wurde sie jedoch in empirischen Studien nie aufgegriffen. Für praktische Zwecke kann die sekundäre Bewertung mit einer situationsbezogenen generalisierten Veränderbarkeitseinschätzung gleichgesetzt werden. Synonym ist auch von der Beeinflußbarkeit einer Situation die Rede; denkbar wäre ebenfalls der Terminus Kontrollierbarkeit, der aber zu leicht mit der Kontrollüberzeugung als personaler Disposition verwechselt würde.

Es fehlt dem Konstrukt der Optionen bei genauer Betrachtung an überzeugender Anschaulichkeit, weil sie weder subjektiv wahrgenommene Durchführbarkeit und Erfolgchance identifizierbarer Einzelreaktionen zur Grundlage haben noch Komponenten der generalisierten Kontrollüberzeugung sein sollen. Eine Abgrenzung von dem gebräuchlicheren letztgenannten Konzept ist einzig anhand der unmittelbaren Situationsbindung der Optionen möglich, wogegen die Kontrollüberzeugung eine Einstellung ohne Situationsbezug bezeichnen soll (siehe Abschnitt 2.3.5). Folkman entgeht in einer theoretischen Abhandlung der Stellung des Konstrukts dieses Problem nicht: »Situational appraisals of control are difficult to evaluate. Part

of the problem has to do with the question, control over what?» (Folkman 1984:843). Eine klärende Antwort vermag sie jedoch nicht zu geben: Situative Kontrolle sei »vielschichtig«.

Empirische Belege für 1. die Unabhängigkeit von Optionen und Kontrolle und 2. die Variabilität der Optionen über Situationen sind jedoch vorhanden (Folkman et al. 1986b: 572). Da Optionen stets die Einflußmöglichkeiten der Person bezeichnen, handelt es sich lediglich um eine Teilmenge der Veränderlichkeitseigenschaften, die Reicherts/Perrez (1994) unterscheiden, einschließlich des Wandels infolge der Eigendynamik des Problems (siehe auch Abschnitt 2.2.5).

2.2.4 Verarbeitungsverhalten (Coping)

Wahrnehmungsgesichtspunkte, die in den vorangegangenen Ausführungen erörtert wurden, sind Charakteristikum des Transaktionsansatzes. Die Beschäftigung mit Coping ist dagegen weit verbreitet, ohne daß allerdings die Überlegungen zu einheitlichen Konzepten konvergiert wären. Der größte gemeinsame Nenner der Copingdefinitionen ist wohl in deren Bezugnahme auf eine Belastungserfahrung gegeben. Weitere Abgrenzungen, Typologisierungen und Systematisierungen fallen je nach Autoren, nach den von ihnen verfochtenen psychologischen oder soziologischen Paradigmen und nicht zuletzt nach den eingesetzten Erhebungsinstrumenten sehr verschieden aus. In diesem Abschnitt beschränken wir uns auf eine Darstellung der Arbeiten der Gruppe um Lazarus, die schließlich zu einer empirisch umsetzbaren Formulierung hinführen wird; um uns möglicher Beschränkungen gewahr zu werden, wollen wir dann in Abschnitt 2.2.6 wenigstens skizzieren, wie andere Autoren vorgehen und zu welchen Ergebnissen sie kommen.

Die von der Transaktionsschule einheitlich benutzte theorieorientierte Definition haben wir bereits zitiert. In der praktischen Handhabung spielt diese Definition kaum eine Rolle: Coping wird stillschweigend mit einem bestimmten Inventar vorgegebener *Einzelreaktionen* auf Belastungen gleichgesetzt, die als Items der »Ways of Coping Scale« (je nach Version auch bezeichnet als »Ways of Coping«, »Ways of Coping Checklist«, WCCL, »Ways of Coping Questionnaire«, WCQ) dauerhaft Eingang in die empirische Forschung gefunden haben (Wortlaut: Folkman et al. 1986a:996). Es wird nicht einmal versuchsweise geprüft, ob dieses Repertoire im Einzelfall der Coping-Definition entspricht. Die aus verschiedenen Quellen zusammengestellten Reaktionen sollten ursprünglich vier Grundkategorien oder *Coping-Modi* füllen: Informationssuche, direktes Handeln, Verhaltenshemmung und intrapsychische Verarbeitung. Eine deskriptive vierdimensionale Coping-Klassifikation ordnete Reaktionen nach 1. dem Bezug (Selbst- vs. Umweltbezug), 2. dem Zeitrahmen (Vergangenheit/Gegenwart vs. Zukunft), 3. der Funktion (Problemveränderung vs. Gefühlsänderung) und 4. eben dem Coping-Modus (Lazarus/Launier 1978). Eine Faktorenanalyse zwang die Autorengruppe aber zu einer Revision des Schemas. Es stellte sich heraus, daß der Fundus der Reaktionen sich aus acht *Subskalen* zusammensetzt: konfrontatives Konfliktverhalten

(auch Konfrontation genannt), Distanzierung (Verdrängung des Problems), Selbstkontrolle (sein Unbehagen für sich behalten), Suche sozialer Unterstützung, Selbstkritik, Flucht/Vermeidung (evasion), planendes Problemlösen und positive Neubewertung (reappraisal). Die Bestandteile dieser empirisch-statistisch gewonnenen Taxonomie weisen in vielen Fällen Korrelationen mit Bewertungsvariablen auf, die sich zumeist plausibel begründen lassen; allerdings konnten bislang die Zusammenhänge insgesamt nicht in einen konsistenten theoriebasierten Erklärungsrahmen eingebettet werden. Zudem offenbart Cohen (1987) eine niedrige faktorielle Stabilität der Ways of Coping Scale zwischen Untersuchungen. Mit vier Datensätzen (darunter zwei auf der Grundlage einer revidierten Itemauswahl) wurden vier in Teilen unterschiedliche Faktorenmuster extrahiert, was die Befürchtung nährt, auf der Grundlage dieses Copinginventars würden manche kasualistischen Befunde publiziert. (Ein ähnliches Resümee ziehen Endler/Parker, 1990, für das Ways of Coping Questionnaire und andere Instrumente.) Andererseits könnte gerade diese Instabilität neben dem Einfluß wechselnder Untersuchungspopulationen Folge des erwünschten Situationsbezugs sein, denn unter sich wandelnden Anforderungen kann sich natürlich ein verändertes Zusammenspiel der Bewältigungsanstrengungen einstellen. Die logische Konsequenz müßte es dann sein, Erklärungen eben der situativen Variation der Reaktionen zu suchen, doch ist dies bislang unterblieben. Das Problem der höchstens fallweise erklärten besonderen Struktur des Bewältigungsverhaltens wird uns auch in dieser Arbeit noch begegnen.

Endler/Parker (1990) kritisieren die mangelhaften psychometrischen Eigenschaften der Instrumente, die problemorientierte und emotionsorientierte Reaktionen messen sollen. Sie weisen meist Schwierigkeiten mit Maßen der internen Konsistenz auf (Cronbachs Alpha oft unter 0,5), und die Subskalen korrelieren hoch untereinander. Obwohl sie simple additive Summenindizes sind, müßte aufgrund der faktorenanalytisch begründeten Zusammenstellung eine eher schwache Korrelation erwartet werden. Die Kriteriumsvalidität läßt zu wünschen übrig, und einige Skalen korrelieren mit Maßen der sozialen Erwünschtheit.

Der Wert der Arbeiten wird aber durch diese Einwände nicht allzusehr geschmälert, denn es verbleiben wichtige Einsichten in die Zusammenhänge von Bewertung, insbesondere sekundärer, und Verhalten. Die Differenzierung nach bestimmten Anliegen (primäre Bewertung) wurde im Verlauf der Entwicklung des Transaktionsansatzes erst spät eingeführt, und so überrascht es nicht, daß die Autorengruppe um Lazarus nur wenige Befunde zur Wirkung spezifischer Anliegen auf die Verarbeitungsreaktionen publiziert hat. In einer Studie von Folkman et al. (1986a) erweisen sich vielfältige Zusammenhänge zwischen Anliegen und Verhalten, ohne daß sie sich allerdings auf einen einfachen Nenner bringen lassen. Faktorenanalytisch isolieren sie als wichtigste Anliegen die Bedrohung des Selbstwertgefühls und des Wohlergehens nahestehender Personen. Wenn z. B. durch ein Ereignis das Selbstwertgefühl bedroht war, reagierten die Probanden eher mit konfrontativen und eskapistischen Verhaltensweisen und mit Selbstkontrolle und Verantwortlichkeitsübernahme als bei anderen Anliegen; sie planten weniger Strategien der Problemlösung und mobilisierten weniger

soziale Unterstützung. Ging es dagegen um finanzielle Ressourcen und die eigene physische Gesundheit, wurde mehr soziale Unterstützung gesucht; im ersten Fall resultierte mehr konfrontatives Verhalten und im zweiten Fall mehr Vermeidung, als bei anderen Anliegen zu beobachten war. Diverse Reaktionen, die freilich kein Muster erkennen lassen, werden von weiteren Anliegen hervorgerufen. Manche Reaktionen korrelierten nur mit der Stärke der Anliegen, nicht mit der Art, während manche, so die positive Neubewertung, bei Folkman et al. (1986a) durch Anliegen in keiner Weise erklärt wurden.

Auch die Veränderbarkeitseinschätzung (Optionen oder sekundäre Bewertung) hatte Einflüsse auf die Art der Reaktionen. In als kontrollierbar eingestuften Auseinandersetzungen kam es eher zur Konfrontation und planender Problemlösung. Wenn die Probanden den Eindruck hatten, sie müßte die Dinge so hinnehmen, wie sie sind, distanziierten sie sich kognitiv vom Problem oder sie zeigten Fluchtverhalten. Unsere Erklärungslogik wird diesem allgemeinen Muster folgen: *Verhalten hängt davon ab, was und wieviel für eine Person auf dem Spiel steht und was sie in diesem Zusammenhang unternehmen zu können meint.*

Eine Unterscheidung, die in der Rezeption große Bedeutung erlangte, ist die *Funktion*, die eine Reaktion erfüllt. Folkman und Lazarus sehen (im Gegensatz zu vielen ihrer Kollegen, siehe Abschnitt 2.2.6) genau zwei Funktionen: die Veränderung der problematischen Person-Umwelt-Beziehung (*Problemorientierung* oder auch *instrumentelle Funktion*) und das Zurechtkommen (management) mit der hervorgerufenen emotionalen Beunruhigung (*Emotionsorientierung*, *palliative Funktion* oder schlicht *Palliation*). Palliation wird von Perrez/Reicherts (1992b:28) definiert als jede Veränderung der kognitiven Repräsentation des Stressors, der Situationsevaluation oder der eigenen Ziele (Volition), die geeignet ist, die emotionale Belastung einer Situation zu verringern. Die übliche Wortwahl »Problemorientierung« ist sicher unglücklich, weil suggeriert wird, die Emotion gehöre nicht zum Problem. Passender wäre es, statt von Problemorientierung von Situationsorientierung zu sprechen. Zwar wird betont, daß jede Reaktion beide Funktionen erfüllen kann. Die Ablenkung von einem Problem oder die Flucht vor ihm beispielsweise wirken einerseits palliativ, andererseits können sie aber bei befristetem Einsatz auch zur Entspannung beitragen und einer anschließenden Problemveränderung den Weg ebnen. Mitunter ist Palliation geradezu die Voraussetzung der Problemlösung, weil ohne sie die emotionale Erregung die kognitive Aktivität stört, die für die Vorbereitung problemorientierten Verhaltens nötig ist (Folkman 1984:845). Allerdings kann durch Emotionsmanagement so viel Reaktionskapazität gebunden werden, daß die Person sich nicht im angemessenen Umfang den Ursachen zuwenden kann. Derartige Reaktionen sind daher nicht ohne sehr genaue Kenntnis des Kontexts und des Verarbeitungsstadiums nach den beiden Funktionen zu klassifizieren, und es spricht vieles dafür, die Trennung zwischen Coping-Modi bzw. Subskalen und Funktionen beizubehalten. Doch implizit oder explizit verwenden viele Autoren die analytisch-funktionale Unterscheidung auch zur deskriptiven Charakterisierung ihrer Subskalen: Sie sprechen von problem- und emotionsorientiertem *Verhalten* (z. B. Folkman/Lazarus 1980, Ferring/Filipp 1989). Sie

berufen sich auf Experten- und Populationseinschätzungen sowie konfirmatorische Faktorenanalysen. Diese funktionale Unterscheidung ist wegen der absehbaren Auswirkungen auf Handlungsfolgen auch für unsere Arbeit interessant, vorausgesetzt, es läßt sich eine Zuordnung konkreter Verhaltensweisen zu Funktionen plausibel begründen. Die vorliegenden Ergebnisse weisen jedenfalls auf eine Reihe möglicher Erklärungen für die Abwesenheit problemorientierter Handhabungsversuche hin. So wurde u. a. nachgewiesen, daß emotionsorientiertes Verhalten eine Folge der Einschätzung ist, die Situation müsse hingenommen werden, und daß problemorientiertes Verhalten von der Einschätzung abhängt, Veränderung sei möglich oder wenigstens müsse mehr Information beschafft werden (Folkman/Lazarus 1980:231f, Folkman et al. 1986a:997).

Emotionsorientiertes Verhalten wird regelmäßig mit einem erhöhten Streßniveau und problemorientiertes Verhalten mit weniger Streßsymptomen in Verbindung gesetzt. Es kommt aber offenbar auch auf die Passung zwischen Verhalten und objektiven Einwirkungsmöglichkeiten an. Bei Personen, die in unbeeinflussbaren Umständen an problemorientierten Verhaltensweisen festhielten, stellten sich höhere Streßsymptome ein als bei Personen, die sich auf die emotionsorientierte Bewältigung verlegt hatten (Folkman 1984:849). Emotionsberuhigung ist in solchen Fällen die »gesündere« Bewältigungsform.³

Indem sie die Verarbeitung als rekursiven Prozeß aus Wahrnehmung, Verhalten, Wirkung auf Person und Auseinandersetzung, erneuter Wahrnehmung etc. beschreiben, umgehen die Autoren die Schwierigkeit der Abgrenzung zwischen Kognition und Bewältigung, denn, wie Faltermaier (1988:61) zeigt, kann ja auch kognitive Einschätzung, z. B. in Form der positiven Neubewertung, die Funktion einer Bewältigung haben. Dieses Problem erkennt auch Folkman (1984:844). Ferring/Filipp (1989:193) stoßen ebenfalls auf Schwierigkeiten mit der konzeptuellen Passung der Iteminhalte der Ways of Coping Scale. Bei der Entwicklung einer deutschsprachigen Version des Instruments verschieben sie einzelne Items, die offensichtlich nicht Bewältigungsverhalten abbilden, in den Bereich der Bewertungskognitionen und der affektiven Zustandsbeschreibung. Man könnte diese Beobachtungen zu der grundsätzlichen Frage weiterentwickeln, ob nicht die geschilderte Strukturierung der Belastungsverarbeitung eine bloße Rationalisierung psychischer Vorgänge ist, denn unseres Wissens wurden keine Versuche angestellt nachzuweisen, daß Verarbeitungsvorgänge empirisch tatsächlich auf dem Wege der hier modellierten Instanzen ablaufen.

Zum Schluß dieses Abschnitts können wir festhalten, daß Lazarus und Mitarbeiter mit dem Transaktionsansatz einen Dimensionierungsversuch des Gegenstandsbereichs der Belastungsverarbeitung mit kognitiven Elementen vorgelegt haben. Seine Probleme liegen in einer voraussetzungsreichen und für empirische Zwecke unbrauchbaren Definition von Belastung

³ Brunstein (1988:128) zitiert dazu ein Gebet, das auf Franz v. Assisi zurückgeht und das die Quintessenz der angemessenen Belastungsverarbeitung enthält:

»Gott, gib mir Gelassenheit, Dinge hinzunehmen, die ich nicht ändern kann, Mut, Dinge zu ändern, die ich ändern kann, und Weisheit, das eine vom anderen zu unterscheiden.«

und Verarbeitung und in einer unscharfen analytischen Unterscheidung zwischen Kognitionen und Bewältigung. Vorteilhaft ist der Ansatz aufgrund seiner Absicherung durch empirische Befunde. Daß diese Dimensionierung nur ein Vorschlag ist und ebenso anders angelegt sein könnte, werden wir in Abschnitt 2.2.6 noch sehen.

2.2.5 Was unterscheidet Situationen?

Es wird allenthalben betont, daß Reaktionen auf Belastungen kontextspezifisch variieren und nicht einfach als invariante Dispositionen angesehen werden dürfen. Selbst Autoren, die nicht dem Transaktionsansatz zuzurechnen sind, kommen zu diesem Schluß (z. B. Ilfeld 1980a, 1980b). Doch welche sind die Merkmale, die konkrete Situationen voneinander unterscheiden und die jeweils Verhalten auslösen? Offensichtlich sind es unter anderem die Gegenstände der Situationsbewertung, nämlich die Relevanz und die Kontrollierbarkeit, aber auch eine Reihe weiterer Eigenschaften.

Die neueren Ansätze berücksichtigen in der einen oder anderen Form durchweg die Tatsache, daß Situationen dem Grunde nach mehr oder weniger stark der Veränderung unterliegen. Vier Unterdimensionen werden differenziert (vgl. Reicherts/Perrez 1994, Folkman et al. 1986a): 1. Kann Ego Einfluß darauf nehmen, ob die belastende Situation eintritt? 2. Kann Ego selbst Einfluß auf die Entwicklung der (einmal eingetretenen) Situation nehmen? 3. Können Dritte dies? 4. Wandelt sich die Situation durch die ihr inhärente Eigendynamik? Die zweite Dimension ist diejenige, die am häufigsten in theoretische Erwägungen einbezogen wird und die für die Vorhersage aktiven vs. passiven bzw. instrumentellen vs. evasiven Verhaltens herangezogen wird (siehe auch Abschnitt 2.2.2 und die Ausführungen zum Erhebungsinstrument, Abschnitt 3.2.1).

Auch die Valenz wird unter verschiedenen Bezeichnungen (Zentralität, stake) als theorie-relevante Determinante geführt. Nur in wenigen Arbeiten (v. a. bei Folkman et al. 1986a) nimmt sie die vieldimensionale Gestalt der *stakes* an, die die Bedeutsamkeit einer Situation in qualitativer Hinsicht ausleuchten. Zumeist bezeichnet die Valenz nur die generelle Einschätzung der Relevanz oder Bedrohlichkeit. Es wird angenommen, daß mit der Valenz die Intensität der Belastungsreaktionen steigt. Zwar existieren nur vergleichsweise wenige empirisch abgesicherte Hypothesen über den Einfluß der *stakes*, doch immerhin kann man feststellen, daß sie, wie die Valenz allgemein, wenigstens in die Theoriebildung einbezogen sind.

Den meisten anderen Situationsmerkmalen kann man dies nicht bescheinigen. Perrez und Reicherts stellen in ihren Theoriebeiträgen (Perrez/Reicherts 1992a, Reicherts/Perrez 1994) einen Katalog objektiv vorhandener und subjektiv wahrgenommener Ereignisseigenschaften zusammen. Sie unterscheiden neben den bereits erwähnten Merkmalen:

- die Art des Stressors: Verlust (das Abhandenkommen eines Verstärkers) oder Bestrafung (der Eintritt einer aversiven Situation),

- Mehrdeutigkeit (ambiguity): der Grad, in dem es an Informationen fehlt, um die Bedeutung der Situation festzustellen (gleichbedeutend mit fehlender Transparenz),
- Wiederholbarkeit (reoccurrence): die Wahrscheinlichkeit, daß die Situation wiederkehrt,
- Dauer,
- Stadium im Verlaufsprozeß der Situation (Bevorstehen, Andauern, Abschluß),
- Vertrautheit bzw. Erfahrung mit einer Situation,
- positiver oder negativer Ausgang (bei Erfahrung mit der Situation).

Die Autoren stellen zwischen fiktiven prototypischen Situationen auch Verhaltensunterschiede fest, sie fügen ihre Befunde jedoch nicht zu einem integrativen Modell der Beziehung zwischen Situationseigenheit und Reaktionen zusammen.

Gegenwärtig muß daher eine Diskrepanz zwischen dem Anspruch der Streßforschung auf kontextbewußte Analyse und einem Forschungsstand festgestellt werden, der bei einer mehr oder weniger unvollständigen Integration der Kontextunterschiede stehenbleibt. Es existieren zwar genügend Spuren, die zu verfolgen wären, es gibt aber weder eine ausgereifte Theorie noch empirische Daten zur Wirkung der situationsspezifischen Faktoren auf Wahrnehmung und Verhalten. Die Folgen dieses Mangels sind auch bei den folgenden empirischen Analysen zu spüren, denn auch wir werden situative Besonderheiten nur ad hoc erklären können.

2.2.6 Andere Bewältigungskonzeptionen

Wir haben die Darstellung des Transaktionsansatzes mit der Feststellung beendet, er sei ein Vorschlag zur Strukturierung des Bewältigungsgeschehens, dem ein gutes Maß empirischer Absicherung attestiert werden kann, an dessen Konzeptualisierung aber auch Kritik geübt wird. In diesem Abschnitt lassen wir den Blick über andere Konzepte schweifen, um ein Bild ihrer etwaigen Vorzüge zu gewinnen. Sie unterscheiden sich in zwei Hauptmerkmalen vom Transaktionsansatz: in der Situationsorientierung und in der Strukturierung des Verarbeitungsverhaltens. Auf weitere Unterscheidungen, etwa nach der Schwere und der Realitätsnähe der untersuchten Stressoren, der Art der Symptome und nach dynamischen Aspekten der Verarbeitung, wollen wir nicht weiter eingehen, weil sie sich in der Praxis weniger gravierend auswirken. Es sei dazu auf die Übersichtsartikel von Halsig (1988), Cohen (1987) und Klauer/Filipp (1990) sowie den Instrumentenvergleich bei Endler/Parker (1990) verwiesen.

Die theoretische Dimensionierung eines noch unstrukturierten Gegenstandsbereichs leitet selbstverständlich die Instrumentenentwicklung für die empirische Forschung an, doch die Konzeptentwicklung ist oft nur auf Grundlage empirischer Befunde möglich, die ihrerseits von der Anlage der Forschungsinstrumente geprägt werden. Bewältigungskonzeptionen sind ein gutes Beispiel für die Wechselwirkung von Theoriebildung und Methodenentwicklung, wie es das Beispiel der »Ways of Coping Scale« demonstrierte. Es scheint uns angebracht, auch vom Transaktionsansatz abweichende Konzepte der Belastungsverarbeitung im Zu-

sammenhang mit den methodischen Ansätzen darzustellen, auf denen sie basieren, denn die Differenzen zwischen jeweils zusammengehörigen Konzepten und Instrumenten verlaufen parallel.

Die wichtigste Dimension, nach der Ansätze sich unterscheiden, ist ihre Situationspezifität (oder Situationsorientierung). Damit ist (nach Reicherts/Perrez 1994) die Berücksichtigung der Variabilität situativer Anforderungen gemeint. Es gibt dispositionsorientierte (oder situationsfreie), bereichsorientierte, situationsorientierte und mikroepisodisch orientierte Konzepte.

Als Beispiel ausgesprochener Situationsunspezifität wird meist der Streßverarbeitungsfragebogen SVF von Erdmann, Janke und Boucsein genannt, der eine unspezifische Belastungssituation beschreibt: »Wenn ich durch irgend etwas oder irgend jemanden beeinträchtigt, innerlich erregt oder aus dem Gleichgewicht gebracht worden bin...« (Janke/Erdmann/Kallus 1985:11, zit. in Halsig 1988:179). Auch das Multidimensional Coping Inventory (MCI) von Ender/Parker (1990) verzichtet auf Situationsdetails, nachdem die Autoren in Vorstudien den Eindruck gewonnen haben, daß »individuals frequently have coping preferences, engaging in particular behaviors across different situations« (Ender/Parker 1990:846). Weitere Beispiele erörtert Cohen (1987). Seine Hauptannahme ist die habituelle, d. h. situationsübergreifende und zeitkonstante Art der Streßverarbeitung. Situationsfreie Ansätze dienen dazu, das Bewältigungsverhalten als Persönlichkeitsmerkmal mit anderen Dispositionen in Verbindung zu setzen. Wir erinnern uns daran, daß Persönlichkeitsmerkmale auch vom Transaktionsansatz zur Kenntnis genommen werden, allerdings unter der Einschränkung, daß sie nur mittelbar wirksam werden. Situationsfreien Ansätzen wird daher vorgeworfen, daß sie das Verhalten in realen Belastungssituationen nur mit mäßigem Erfolg prognostizieren (Halsig 1988:150). Wir werden in Ermangelung passender Daten für eigene Analysen (mit Ausnahme der Kontrolle) die Möglichkeit habitualisierter Belastungsverarbeitung nicht untersuchen können. Wir lassen es damit bewenden, in den Abschnitten 2.3.5 bis 2.3.7 einige Ergebnisse zur Wirkung von Persönlichkeitsmerkmalen zu referieren.

Eine bereichsorientierte Position nehmen Pearlin und Mitarbeiter (Pearlin/Schooler 1978, Pearlin et al. 1981) ein. Sie grenzen die Gesamtheit denkbarer Stressoren auf Rollenfelder (Berufsleben, Ehe, Elternschaft) ein, legen darin aber keine weiteren Situationsbedingungen fest, mit denen sich ihre Probanden auseinandersetzen müssen. Es geht ihnen lediglich um die sozialstrukturelle Bedingtheit der Belastungserfahrung. Ihre Analysen beschreiben den relativen Beitrag von Rollenanforderungen, Bewältigungsverhalten, Persönlichkeitsressourcen und soziodemographischen Merkmalen zur Entstehung einer Streßbelastung. Nahe an dieser Position liegen Billings/Moos (1981), die zwar die Ereignistypen berücksichtigen, die Bewältigungsverhalten auslösen, aber nur mit einer groben Taxonomie, die die - möglicherweise reaktionsbestimmende - subjektive Bedeutung des Ereignisses unbeachtet läßt. Sie ziehen denn auch die erwartbare Schlußfolgerung: »There were only modest differences in coping among different types of events« (Billings/Moos 1981:153).

Jenseits des weiter oben dargestellten situationsorientierten Transaktionsansatzes gibt es noch einen Versuch verfeinerter Ereignisanalysen. Perrez/Reicherts (1992a) führen vor, wie sich alle Belastungsereignisse von trivialen Alltagsärgernissen bis hin zu kritischen Lebensereignissen in sogenannte elementare Mikroepisoden zerlegen lassen. Die im Transaktionsansatz implizit als unteilbare Einheiten betrachteten Situationen werden als Prozesse behandelt, in denen eine Vielzahl oft nur Augenblicke währender Episoden aneinandergereiht ist. Da die Episoden hinsichtlich ihrer sequenziellen Lage, der objektiven und wahrgenommenen Eigenschaften bzw. der Aspekte des größeren Problems, aus dem sie hervorgehen, und der ausgelösten Reaktionen sehr unterschiedlich sein können, sollte die Analyse, so argumentieren die Autoren, auf dieser untersten Ebene stattfinden. Andererseits verlangt die Erhebung einen für die Umfrageforschung prohibitiven Aufwand. Perrez und Reicherts setzen nämlich durch tragbare Computer gestützte Dauererhebungsverfahren ein, um detaillierte Informationen zu gewinnen, die in unmittelbarer zeitlicher Nähe zu Erleben und Verhalten stehen. Das Verfahren ist zwar feldgängig, d. h. eignet sich für den Einsatz in realen Belastungssituationen außerhalb des Versuchslabors, es erlaubt aber wenig Einfluß auf die Auswahl der untersuchten Situationen. Damit scheidet es für unsere Zwecke aus, denn unser Interesse richtet sich auf fest umrissene Belastungsinhalte. Dabei nehmen wir in Kauf, daß es sich für manche Probanden um fiktive oder in der fernen Vergangenheit liegende Auseinandersetzungen handelt; doch bei ihnen macht eine Auflösung in Mikroepisoden erst recht keinen Sinn, da in der Population das erforderliche Wissen um Details des Verarbeitungsgeschehens nicht vorhanden sein kann oder nicht mehr vorhanden ist. In Anbetracht dieser Einwände können wir vermutlich ohne Schaden auf die vorgeschlagene Verfeinerung des Situationsbezugs verzichten.

Die zweite Dimension, nach der Ansätze sich unterscheiden, ist die Systematisierung des Bewältigungsverhaltens. Da sich in der Literatur die ganze Spannweite von deduktiven bis zu induktiv-empiristischen Vorgehensweisen findet, wundert es nicht, daß eine Vielzahl von Taxonomien und Ordnungsschemata existiert, denen unterschiedlichste Kriterien unterliegen. Eine Gesamtübersicht kann hier nicht gegeben werden (siehe dazu die zitierten Übersichtsartikel); stattdessen beschränken wir uns auf Grundzüge der am häufigsten zitierten Ansätze und hier vor allem auf die funktionale Ordnung. Es fällt auf, daß die meisten Autoren mehr als zwei - nämlich meist drei - Reaktionsfunktionen oder -typen beschreiben. Wir wollen nun mit einem Blick auf diese Ordnungsversuche sehen, ob eine zweifaktorielle Struktur nicht ein zu grobes Beschreibungs- und Analyseraster ist.

Die funktionale Dichotomie des Emotions- vs. Problembezugs stellte sich bei Lazarus und Kollegen nur bei selektiver Itemauswahl und unter faktorenanalytischen Vorgaben ein. Moos und Mitarbeiter vertreten dagegen neben einer Differenzierung nach dem Ziel des Coping (die Lazarus' funktionaler Unterscheidung entspricht) eine dreiteilige Klassifikation nach der *Methode* des Coping. Neben einem Schwerpunkt Ausweichen und Emotionslinderung (avoidance), der in etwa den emotionsorientierten Reaktionen entspricht, werden aktiv-

kognitive und aktiv-behaviorale Wege der Problemlösung unterschieden (Billings/Moos 1981, Holahan/Moos 1987). Die Bedeutungen verschieben sich allerdings, und mit einer späteren Version des Coping Responses Inventory (CRI, Moos 1988) werden aktiv-kognitive Reaktionen zu bewertungsorientiertem Coping (appraisal-focused coping), das neben logischer Analyse und geistiger Vorbereitung u. a. auch die palliativen Strategien der kognitiven Vermeidung und Verleugnung umfaßt. Eine ähnliche Dreiteilung ist bei Pearlin und Mitarbeitern (Pearlin/Schooler 1978, Pearlin et al. 1981) zu finden. Auch sie unterteilen die Reaktionen nach Modifikation der belastenden Umstände, Modifikation ihrer Bedeutung (zum Zweck der Belastungsreduzierung) und Management der Symptome.

Mit dem Multidimensional Coping Inventory (MCI) ermitteln Endler/Parker (1990) ebenfalls drei Subskalen des Coping: aufgabenorientiertes Verhalten, personenorientiertes Verhalten und Vermeidung. Die ersten beiden Dimensionen entsprechen inhaltlich dem problem- und emotionsorientierten Coping. Die dritte setzt sich aus bestimmten Bestandteilen der beiden Subskalen Lazarus' zusammen, denen ein direkter Bezug auf ihr nominales Ziel fehlt. Problemorientierte Vermeidung besteht beispielsweise in der Suche nach sozialer Unterstützung, um auf indirektem Weg die Quelle der Belastung zu vermeiden, während zu emotionsorientierter Vermeidung die Ablenkung durch Beschäftigungen verstanden wird, die nichts mit dem gegebenen Problem zu tun haben.

Bei Reicherts/Perrez (1994) zerfällt Palliation (emotionsorientiertes Verhalten) faktorenanalytisch in »aktive Entspannung«, »Entlastung« und »Alltagsdrogen«. Die Autoren erweitern die sonst verhaltenstheoretisch angelegten Ansätze der Belastungsverarbeitung um handlungstheoretische Elemente. Ihrem Modell zufolge lösen Anforderungen einen Prozeß aus, in dem Bewältigungsziele generiert werden. Es bleibt allerdings abzuwarten, ob sie damit etwas substanziiell anderes erfassen als Anliegen und Bewältigungsfunktion (vgl. dazu die Variablenübersicht, op. cit.:234).

Die vorstehende geraffte Übersicht hat zwar gezeigt, daß die von Lazarus beschriebene, nur zweifaktorielle Struktur von anderen Autoren nicht repliziert wurde. Da aber auch keine bestimmte Alternative übereinstimmend favorisiert wurde, weil ja die dreifaktoriellen Schemata beträchtliche inhaltliche Heterogenität aufweisen, dürfte eine Wahl der dichotomen Unterscheidung nach Problem- versus Emotionsorientierung nicht grundsätzlich anzufechten sein. Wahrscheinlich sind aber alle beschriebenen Muster letztlich Methodenartefakte, und wir müssen uns von der Vorstellung trennen, es gebe irgend eine »natürliche« Struktur der Verarbeitungsreaktionen. Gleichgültig, ob die Instrumentenentwicklung auf Explorationen, Experteneinschätzungen, faktorenanalytischen Bereinigungen oder bloßer Forscherwillkür beruht, gehen in sie immer (legitime) interessengeleitete Vorstellungen des Verwendungszwecks ein. Bewertungskriterium sollte daher nicht die Richtigkeit, sondern die Zweckmäßigkeit einer Strukturierung sein. Unter pragmatischen Gesichtspunkten hat die eindimensionale Unterscheidung nach Emotions- und Problembezug sicher Vorteile, da sich ihre Interpretation am einfachsten gestaltet.

2.3 Soziale Faktoren, Persönlichkeitsstruktur und Belastungsverarbeitung

Wir haben in den vorangehenden Abschnitten Überlegungen kennengelernt, die eine Reihe kognitiver Prozesse zwischen Situation und individueller Reaktion postulieren. Ferner sind wir mit der wichtigen Unterscheidung des Verhaltens unter Belastung nach Problem- oder Emotionsfokussierung vertraut. Wir wollen nun ergänzend zu den Aussagen des Transaktionsansatzes auf eine Reihe von Forschungsergebnissen eingehen, die die Wahrscheinlichkeit untermauern, daß jenseits momentaner Bewertungskognitionen Reaktionstendenzen gegeben sind, die sich eher mit stabilen Merkmalen der Betroffenen erklären. Dies sind erstens soziale Faktoren, nämlich Makrobedingungen und soziale Merkmale der Person. Wie Pearlin (1989:250) argumentiert, ist es plausibel, daß Menschen, die unter ähnlichen Lebensumständen existieren, auch eine ähnliche normative Verhaltensbasis ausbilden, die sich u. a. auf Coping-Reaktionen erstreckt. Hier werden wir uns mit der These auseinandersetzen, daß Armut Einstellungen und Verhaltensweisen hervorbringt, die es unabhängig von situativen Bedingungen und ihrer Einschätzung an Problemangemessenheit fehlen lassen. Dies behaupten Vertreter der These einer »Kultur der Armut«. Wir diskutieren eine weitere Position, derzufolge gesellschaftliche Anomie eine schichtspezifische Neigung zu abweichendem und möglicherweise dadurch zu problemabgewandtem Verhalten bewirkt. Wir greifen schließlich Hinweise auf, denen zufolge der soziale Status allgemein, v. a. angezeigt durch Bildung und Einkommen, diese Effekte verursacht. Zweitens stammen von sozialpsychologischer Seite Belege für die Abhängigkeit des Verhaltens von stabilen Dispositionen der Person, besonders der *Kontrollüberzeugung* (Abschnitt 2.3.5). Diese Einstellung signalisiert der Person anders als die sekundäre Bewertung, die ja als kontextgebundene Kognition eingeführt wurde, daß sie generell auf ihre Umgebung einwirken kann. Je nach Ausprägung dieser Einstellung sollen Personen nun auch generell stärker problem- oder emotionsorientiert reagieren. Eine Rolle spielt möglicherweise auch die sog. *Erlernte Hilflosigkeit*; sie soll einer in Abschnitt 2.3.6 referierten These zufolge als *Erwartung* der Unkontrollierbarkeit von Situationen infolge *Erfahrungen* der Unkontrollierbarkeit ausgebildet werden. Andere Dispositionen mit möglichem Einfluß werden wir schließlich nur erwähnen können.

2.3.1 Armut

Die Frage nach Zusammenhängen zwischen Armut und Belastungsverarbeitung hat nicht zufällig Eingang in diese Arbeit gefunden. Sie besitzt zunächst einen einfachen historischen Grund, denn die Arbeit ist aus der Armutsforschung hervorgegangen. Dahinter steht jedoch eine Diskussion, die in der Armutsforschung eine lange Tradition hat. Die sogenannte *Subkulturthese der Armut* behauptet die Existenz gesellschaftlicher Gruppen in »extremer« Armut, deren marginalisierte Lage sich wegen ungünstiger Ausstattung mit ökonomischen Ressourcen, sozialer Organisation und psychischen Dispositionen dauerhaft verfestigt. Von

der neueren Armutforschung werden zentrale Aussagen dieser älteren Position, zu der Oskar Lewis wohl die bekanntesten Beiträge geleistet hat, jedoch angezweifelt. Wir werden beide Positionen vorstellen, beginnend mit den Kernaussagen über die sog. *Kultur der Armut*. Eine Kritik an dieser Position wird dann überleiten zu den Befunden der gegenwärtigen empirischen Armutforschung, die sich insbesondere den dynamischen Aspekten der Armut widmet.

Lewis beschreibt die Merkmale der Subkultur (oder Kultur) der Armut auf folgenden vier Ebenen (Lewis 1966:21ff; eine Übersicht über andere zentrale Beiträge zu diesem Konzept findet sich in Corcoran et al. 1985):

1. Die Armen sind als Gruppe kaum in die Institutionen der größeren Gesellschaft integriert. Die Beziehungen zu deren Institutionen (Polizei, Justiz, Kirche) zeichnen sich durch residentielle Segregation, Diskriminierung, Angst und Mißtrauen aus. In Slums entwickeln sich Alternativstrukturen zu den Infrastruktur- und Versorgungsnetzen der Gesellschaft (Banken, Geschäfte). 2. Innerhalb der Subkultur - von der nie klar wird, ob sie reifizierend als Bezeichnung der Armutsbevölkerung oder analytisch als Bezeichnung der eigentlichen »Kultur« verstanden wird - herrscht zwar Geselligkeit und manchmal ein unverbindliches Zusammengehörigkeitsgefühl, es fehlt aber an sozialer Organisation und Solidarität. Dieser Mangel trägt wesentlich zur gesellschaftlichen Marginalisierung der Gruppen bei. 3. Familien sind von instabilen, gewohnheitsrechtlichen und legal nicht fixierten Beziehungen zwischen Männern und Frauen geprägt. Es dominieren Alleinerziehenden-Haushalte. Jenseits der Familie existieren kaum soziale Strukturen. 4. Individuen sind von Apathie, Fatalismus, Hilflosigkeit und Minderwertigkeitsgefühlen gegenüber den Angehörigen anderer Schichten geprägt. »Other traits include a high incidence of weak ego structure...« (Lewis 1966:23). Sie leben stark gegenwartsbezogen, planen ihre Zukunft nicht und sind kaum in der Lage, Belohnungen aufzuschieben.

Dabei setzt Lewis die Kultur der Armut oder »extreme« Armut nicht mit Armut oder Deprivation gleich, denn es existieren, wie er betont, stets Gruppen, die unter schlechtesten Lebensbedingungen ihr Dasein fristen, die aber sehr wohl einen hohen Organisationsgrad und Solidarinstitutionen aufweisen und mit ideologischer Orientierung ausgestattet sind. Voraussetzungen einer Kultur der Armut sind Geldwirtschaft und profitorientierte Produktion mit Lohnarbeit und gleichzeitig hoher Arbeitslosigkeit und Unterschäftigung bei geringen Löhnen für Niedrigqualifizierte in einer Gesellschaft, die die Armen nicht in ihre soziale, politische und wirtschaftliche Organisation einbezieht. Voraussetzung ist auch Leistungsorientierung: Die dominante Wertestruktur setzt auf Wohlstandsmaximierung und Aufwärtsmobilität, während niedriger ökonomischer Status mit persönlichen Defiziten erklärt wird und zur Minderwertigkeitseinschätzung führt. Zu einer sich selbst perpetuierenden Kultur werden diese Lebensbedingungen, wenn Marginalisierte die Unmöglichkeit der Aufwärtsmobilität erkennen. Sie reagieren mit Hilflosigkeit und Apathie. Kinder erlernen diese Einstellung in frühen Jahren und sind als Erwachsene unfähig, ihre Resignation abzulegen und zu einer optimistischen oder nur realitätsadäquaten Motivationsbasis zurückzukehren: »Thereafter they are

psychologically unready to take full advantage of changing conditions or improving opportunities that may develop in their lifetime« (Lewis 1966:21).

Lewis ist viel beachtet, aber auch harsch kritisiert worden. Man wirft ihm vor, leichtfertig von einer Kultur oder Subkultur zu sprechen, weil dieser Begriff eine bereits von der umgebenden Gesellschaft abgetrennte Entwicklung beinhaltet, die ein Eigenleben gewinnt. Es wird weniger bestritten, daß sich unter ungünstigen materiellen Bedingungen fatalistische Einstellungen entwickeln können, als vielmehr, daß diese Einstellungen sich verselbständigen und von Rahmenbedingungen ablösen (Goetze 1992). Dann wären nämlich die Mitglieder der Subkultur ohne psychologische Korrektur oder »Resozialisierung« selbst bei verbesserten Angeboten nicht mehr in der Lage, ihre Geschicke aus eigener Kraft zu meistern. Auf diese Weise gerät Lewis in Gefahr, die originäre Ursache der Misere der Armen in ihren Einstellungen und ihrem Verhalten, eben ihrer »Kultur«, zu finden, statt nach externen Kausalfaktoren wie Arbeitslosigkeit und Chancenlosigkeit zu fahnden (Albrecht 1969, Rommelspacher 1989). Denn auch im Zustand der vermeintlich verfestigten Armutskultur können deren sichtbare Elemente, etwa die Ablehnung gesellschaftlicher Institutionen, resignative Grundhaltungen, die kurzfristige Handlungsorientierung und die Unfähigkeit, Chancen wahrzunehmen, als Reaktion auf unverändert widrige situative Gegebenheiten herausgebildet worden sein, und es ist nicht notwendig, zu ihrer Erklärung (abweichende) subkulturelle Normen anzunehmen. Corcoran et al. (1985) bemängeln schließlich das Fehlen jeder begründeten Theorie über den Zusammenhang zwischen Motivation (bzw. Motivationsdefiziten) und wirtschaftlichem Erfolg (achievement); in vielen Milieu- und Fallstudien und quantitativen Querschnittsuntersuchungen würde auf Wirkungen von Einstellungskonstrukten zu wirtschaftlichem Handeln nur geschlossen, ohne daß wirkliche Belege vorzuweisen seien. Sie führen Ergebnisse aus Längsschnittuntersuchungen in den USA an, denen zufolge alle Kernannahmen der Subkulturthese empirisch widerlegt sind: Weder Wohlfahrtsabhängigkeit noch Langzeitarmut sind intergenerativ »erblich«, d. h. werden von Elternhaushalten an junge Erwachsene weitergegeben; auch bei Armut der Eltern sind Kinder zu beträchtlicher Aufwärtsmobilität fähig; ein konsistenter Zusammenhang zwischen ökonomischer Motivation der Eltern und ökonomischem Erfolg der Kinder kann nicht nachgewiesen werden; es existieren zwar Motivationsunterschiede zwischen Haushaltsvorständen mit hohem und niedrigem Einkommen, doch sind sie nicht Ursache späteren Erfolgs oder Mißerfolgs, sondern Folge früherer Ereignisse. Und die Armutpopulation weicht in den wichtigsten soziodemographischen Merkmalen stark von dem ab, was als typisch für die Kultur der Armut angesehen wird.

Auf weitere Kritik, etwa die unscharfe Trennung zwischen dem analytischen (auf Werte und Verhaltensweisen bezogenen) und dem deskriptiven (auf Gruppen bezogenen) Subkulturbegriff (Rommelspacher 1989) und auf methodische Probleme in den Untersuchungen Lewis' und anderer Vertreter des Ansatzes (siehe dazu Albrecht 1969:441ff.) brauchen wir nicht einzugehen, weil die dargelegten grundsätzlichen Einwände gegen den Subkulturanatz

bereits die zu erwartenden Schwierigkeiten für den Fall ankündigen, daß er zur Grundlage eines Forschungsprogramms erhoben würde. Goetze (1992:99) kommt zu dem Schluß: »Vor einem kulturellen Determinismus ist aber nachdrücklich zu warnen.« Und weiter: »Die Debatte um die 'Subkultur der Armut' und die 'underclass' hat gezeigt, daß der Versuch zum Scheitern verurteilt ist, einzelne und isoliert begriffene kulturelle Momente als abstrakte Kausalfaktoren bei der Erklärung von dauerhaften Armutslagen zu bestimmen.« Doch jenseits der beiden Hauptkritikpunkte, die sich gegen Lewis' Kausalattribution und die Verfestigungsthese wenden, erkennen die Kritiker an, daß der Subkulturansatz zumindest den Rahmen für Beschreibung und Analyse von Armutspänomenen bedeutend erweitert hat. Dazu gehören die der Individualebene zuzuordnenden Elemente der Kultur der Armut: »Andererseits spielen ohne Zweifel Verhaltens- und Einstellungsaspekte eine näher zu untersuchende Rolle bei der Entwicklung des multidimensionalen Problems der dauerhaften Armutssituation, die allerdings in ihrer Wechselwirkung mit strukturellen, sozialen und ökonomischen Gesichtspunkten sowie den institutionalisierten Umgehensweisen mit spezifischen Armutgruppen zu untersuchen sind« (Goetze 1992:100).

Während Lewis seinen Gegenstand primär über eine Kultur, d. h. Einstellungen und Verhaltensmuster, definiert, orientiert sich die gegenwärtige empirische Armutsforschung an materiellen Gegebenheiten. Die Grenzziehung zwischen Armut und Nichtarmut beruht hier alternativ oder ergänzend auf dem Bezug von Sozialhilfe (oder vergleichbarer Leistungen in anderen Ländern), wobei dann von »bekämpfter« Armut die Rede ist, auf Einkommenskriterien (Einkommensarmut) oder, seltener, auf der Unterversorgung in zentralen materiellen oder immateriellen Lebensbereichen, insbesondere an Defiziten der Ausstattung mit Bildung, Gesundheit, Wohnraum, Konsum- und anderen Gütern (dazu z. B. Hauser 1995, Andree et al. 1996 und die Beiträge zum Sammelband von Döring/Hanesch/Huster 1990). Wie das Beispiel der bereits als Kritik an der Kulturthese zitierten Forschungen aus den USA zeigt (Corcoran et al. 1985), werden dabei Einstellungsaspekte nicht ausgeblendet, aber auch nicht zum Definitionskriterium erhoben. Die Leitfrage lautet stattdessen, ob bei der empirisch (nach materiellen Kriterien) vorfindbaren Armutbevölkerung besondere Einstellungsmuster gegeben sind. Die Antwort ist, wie wir sahen, eher negativ. Zusätzliche Erkenntnisse gewinnt die neuere Forschung im übrigen aus der Betrachtung von Armutsverläufen im Längsschnitt. (Darum ist auch von *dynamischer* Armutsforschung die Rede.) Armut ist in dieser Hinsicht im Gegensatz zur Hauptaussage der Verfestigungsthese ein Problem, das größere Bevölkerungsteile episodenhaft betrifft und lediglich äußerst kleine Gruppen permanent. Sowohl Sozialhilfebedürftigkeit als auch Einkommensarmut bilden trotz ihres zunehmenden Gesamtumfangs in biographischer Betrachtung vorwiegend begrenzte Episoden, im Fall des Sozialhilfebezugs beispielsweise mehrheitlich mit einer Dauer von weniger als einem Jahr (Ludwig/Leisering/Buhr 1995), und keine Dauerzustände. Von Verfestigung kann nur noch mit großen Einschränkungen gesprochen werden: »Insgesamt gesehen kann man also feststellen, daß es eine schmale Unterschicht von zwei bis drei Prozent der Bevölkerung gibt,

die langfristig in Armut leben muß; aber das Risiko, zeitweise in eine Armutslage abzusinken, reicht bis weit in die Mittelschicht hinein« (Hauser 1995:12).

Ältere Arbeiten, die von einem erweiterten Armutsbegriff ausgehen, der mehrdimensionale Benachteiligung, gesellschaftliche Ausschließung und krisenhafte Verarbeitungsformen als Definitionskriterien umfaßt, und die die Beschränkung auf eine Konzeption der Armut als Einkommensdefizit ablehnen, kamen auch in der Bundesrepublik auf der Basis von Milieustudien zu einer gänzlich anderen Einschätzung. Als Beispiel kann Kührt (1982) angeführt werden. Seine Untersuchung bestätigt die intergenerative Weitergabe von Armut, die Verfestigung von Sozialhilfekarrieren und die Entstehung eines »Teufelskreises« aus Armut, Stigmatisierung und residenteller Segregation. Die methodische Anlage der Studie verdeutlicht jedoch, wie begrenzt die Reichweite der Befunde eingeschätzt werden muß. Kührt beobachtet eine einzige, seit ihrer Entstehung in der Nachkriegszeit räumlich segregierte Siedlung, deren Einwohner schon in den Anfängen durch eine Vielzahl sozialer Probleme belastet waren. Die später beobachtete Verstetigung und Verdichtung der Probleme ist somit kaum verwunderlich. Gleichwohl spricht Kührt im Untertitel seiner Arbeit von »Entstehung und Verfestigung von Sozialhilfebedürftigkeit in der Bundesrepublik« - eine Verallgemeinerung, die angesichts der hochselektiven Erhebungsbasis unzulässig ist.

Nicht nur die mit der Subkulturthese der Armut unterstellte Verfestigung wird von der neueren Armutsforschung angezweifelt, sondern auch die Tendenz zur Ausbildung nachteiliger Einstellungen. In einer qualitativen Studie untersuchen Leibfried et al. (1995, Kap. 5; siehe auch Ludwig/Leisering/Buhr 1995 und Ludwig 1996:192ff.) Sozialhilfeverläufe in Bremen und zeichnen subjektive Handlungsperspektiven und Bewältigungsmuster nach. Sie identifizieren drei Bewältigungsmuster: 1. »Verfestigung der Sozialhilfe«: Ein vorwiegend aus gering qualifizierten, alleinstehenden, männlichen jüngeren Langzeitarbeitslosen bestehender Personenkreis verfällt in soziale Isolation, Langeweile und Hoffnungslosigkeit. Er empfindet sich als Opfer, »erleidet« passiv Arbeitslosigkeit, Sozialhilfebezug und all ihre Begleitumstände und findet Lösungen nicht einmal für kleine alltägliche Probleme. 2. »Aktive Bewältigung eines dauerhaften Lebens in der Sozialhilfe«: Eine Reihe schwer zu beeinflussender Probleme (Alleinerziehung, Langzeitarbeitslosigkeit älterer und kranker Personen, geringe Rentenansprüche älterer Frauen u. ä.) verhindert mittelfristig oder dauerhaft die Beendigung des Sozialhilfebezugs. Die objektive Chancenlosigkeit führt aber nicht zur Resignation. Die Hilfebezieher weisen keine auffälligen sozialen Probleme auf und sind sozial integriert. Sozialhilfe hat lediglich die Funktion einer rentenähnlichen Existenzsicherung. Anders als der erste Typ verstehen sich die Vertreter dieses Typs nicht als Opfer, sondern als »Handelnde«, die trotz unerwarteter Einbrüche in ihren Biographien ihre Lage mehr oder weniger aktiv gestalten. 3. »Aktive Überwindung der Sozialhilfe«: Heterogene Problemprofile (z. B. die Notwendigkeit, die Zeit bis zur Zahlung einer vorrangigen Sozialleistung zu überbrücken, kurz- oder mittelfristige Arbeitslosigkeit, ausbleibende Unterhaltszahlungen an Alleinerziehende), die indes stets absehbar nur von begrenzter Dauer sind,

zwingen zum zeitweiligen Sozialhilfebezug. Weil die Hilfebezieher aber jung und gut ausgebildet sind und selbst auf die Beendigung des Bezugs hinarbeiten, sind die Austrittschancen günstig. Sozialhilfe ist hier eine Übergangshilfe, ihre Inanspruchnahme wird oft nur als eine kalkulierte Option unter mehreren möglichen gewählt, und sie erzeugt keine Folgeprobleme eigener Art. - Von den drei Mustern ist das dritte (aktive Überwindung) mit mehr als 75 Prozent empirisch das weitaus bedeutendste. Auch das zweite Muster (aktive Bewältigung des Dauerzustands) widerspricht der Annahme einer resignativen Anpassung. Von den drei Mustern trägt lediglich das erste (Verfestigung) die Züge einer passiven und pessimistischen Grundhaltung, die wenig Bemühung um eine zweckdienliche Auseinandersetzung mit der problematischen Lebenslage erwarten läßt.

Wenngleich dieser Befund als ein Ausgangspunkt der vorliegenden Arbeit dienen kann, ist die Gleichsetzung der Armut mit Sozialhilfebezug durchaus nicht selbstverständlich. Eine Orientierung am Sozialhilfebezug übernimmt zwangsläufig ein politisch gesetztes Armutsverständnis. Es ergeben sich v. a. Konsequenzen für den Grad des Wohlfahrtsdefizits, von dem an Armut beobachtet wird, da die Armutsgrenze politisch-administrativ festgelegt wird. Daneben konstituieren faktisch auch Selektionsprozesse infolge von Abschreckungsmaßnahmen, Stigmatisierungsprozessen und Informationsdifferenzialen die Sozialhilfebezieher-Population. Es gibt zum einen eine Dunkelziffer Sozialhilfeberechtigter, die nicht Sozialhilfebezieher sind. Zum anderen muß nicht gelten, daß, wer zum Bezug der Sozialhilfe nicht berechtigt ist, außerhalb von Armut lebt. Die Orientierung am Einkommen läßt dagegen eine flexiblere und umfassendere Handhabung des Armutsbegriffs zu. Effekte der Variation des Armutsbegriffs auf Zusammensetzung und Verhalten der Armutspopulation lassen sich auf diese Weise verfolgen. Die Berechtigung einer Orientierung am Sozialhilfebezug kann damit aber nicht grundsätzlich in Zweifel gezogen werden. Wenn es einen Königsweg gibt, dann besteht er aus der vergleichenden Anwendung unterschiedlicher Armutskonzepte (Kangas/Ritakallio 1998).

Bevor wir daran gehen, aus dem bisher gesagten Schlußfolgerungen über den Einfluß von Armut auf die Belastungsverarbeitung zu ziehen, ist zunächst festzuhalten, daß die neuere empirische Armutsforschung in zentralen Belangen die Aussagen zur »Kultur der Armut« bestreitet, wenn man davon absieht, daß sie die Existenz sehr kleiner verfestigter Armutgruppen nicht ausschließt. Wir müssen allerdings berücksichtigen, daß sie ihren Betrachtungen ein anderes Armutskonzept zugrundelegt und folglich auch einen anderen Gegenstand untersucht. Armut ist nicht mehr *a priori* identisch mit einem Syndrom aus Segregation, Diskriminierung, sozialer Desintegration und Resignation in Verbindung mit benachteiligter ökonomischer Ressourcenausstattung. Von ihm verbleibt nurmehr die letzte Komponente als Definitionskriterium. Weil es sich bei beiden Armutskonzeptionen um Setzungen handelt, verbietet sich die Frage, ob sie richtig oder falsch sind. Lediglich über ihre Zweckmäßigkeit und sachliche Angemessenheit läßt sich streiten. Als Argument für die Ressourcenorientierung wird in diesem Zusammenhang neben der besseren empirischen Abgrenzbarkeit und

der Nähe zu wohlfahrtsstaatlichen Konzepten (etwa der Einkommensorientierung der Sozialhilfe) ins Feld geführt, daß nur sie eigentlich die Bedeutung von *Armut* trifft, wogegen solche Begriffe wie *Problemgruppen* oder *Marginalisierte* besser das charakterisieren, was mit »Kultur der Armut« gemeint ist. Es geht eben einmal um Armut und einmal um Kultur.

Auch die vorliegende Arbeit wird mit einem ressourcenorientierten Armutsbegriff operieren, und zwar nicht alleine aus dem technischen Grund, daß die für Analysen zur Verfügung stehenden Daten (siehe Kapitel 3) darauf zugeschnitten sind. Ausschlaggebend ist vielmehr die Überlegung, daß eine Einengung des Armutsbegriffs auf spezifische Problemgruppen oder Stadtviertel die Vielfalt der Ursachen und Erscheinungsformen von Armut in der Gegenwart unterschlägt (vgl. Ludwig/Leisering/Buhr 1995): 1. Die ökonomische Ungleichheit wächst, und insbesondere Arbeitslosigkeit bedroht im wachsendem Maß breite Bevölkerungsschichten. 2. Infolge tiefgehender Veränderungen familialer Lebensformen steigt die Zahl der Einzelteilerfamilien. Sie unterliegen alleine aufgrund ihres ungünstigen Verhältnisses von ökonomisch Aktiven zu Versorgten bei fehlenden sozialstaatlichen Ausgleichsleistungen einem erhöhten strukturellen Armutsrisiko. 3. Auch sog. vollständige Familien weisen finanzielle Nachteile gegenüber Single- und Doppelverdienerhaushalten auf, und Kinder stellen generell ein Armutsrisiko dar. 4. Der hohe Anteil ausländischer Arbeitsloser und Sozialhilfeempfänger weist auf ethnische Spaltungen der Gesellschaft hin.

Kurz erwähnt werden sollte noch ein kleiner Beitrag von Dill/Feld/Martin/Beukema/Belle (1980). Die Autorinnen sind unseres Wissens die einzigen, die versucht haben, den Transaktionsansatz in der Armutsforschung einzusetzen. Sie untersuchen mit qualitativen Interviews das Verhalten (zumeist alleinstehender) Mütter im unteren Einkommensbereich. Sie kommen zu dem Schluß, daß die soziale Umwelt unter Realbedingungen einen stärkeren Einfluß auf Bewältigungsreaktionen ausübt, als in Laborsituationen üblicherweise berücksichtigt werden kann. 1. Die Umgebung ist eine wichtige Determinante der Situationsbewertung. Nicht nur isoliert beobachtete Auseinandersetzungen, sondern auch parallel existierende Probleme und die ganze Lebenslage bestimmen die Streßerfahrung. Reaktionen haben eine Vorgeschichte und lassen sich nicht aus einer spontanen Kognition oder einer isolierten Persönlichkeitsdisposition heraus erklären. 2. Reale Verhaltensoptionen sind begrenzt. Die sekundäre Bewertung kann keine beliebig variable Größe sein, da die Umwelt den Möglichkeiten der Problemlösung Grenzen setzt. In die Kalkulation müssen ferner immer auch die Kosten einer Handlungsoption für andere Lebensbereiche eingehen. Ein wichtiger Faktor dabei ist das Selbstwertgefühl, insbesondere die Furcht vor Störungen der Privatsphäre (intrusions) durch die Inanspruchnahme institutioneller Hilfe. 3. Das Bewältigungsverhalten darf nicht allein nach geleisteten Anstrengungen eingeschätzt werden, man muß auch erzielte Ergebnisse einbeziehen. Doch die Umgebung der Probandinnen reagiert oft nicht konstruktiv oder gar nicht auf Problemlösungsversuche. Besonders die Armutsverwaltung ist träge und bürokratisch, und Versuche zur Selbsthilfe laufen oft ins Leere. 4. Mit einer quantitativen Zusatzerhebung können die Autorinnen zeigen, daß ihre Zielgruppe um ein vielfaches mehr belastende

Ereignisse erlebt als der Bevölkerungsquerschnitt (siehe hierzu auch Abschnitt 2.5).

Leider ist kaum abzuschätzen, inwiefern die Befragungsstichprobe der Studie dieser Autorinnen ein Modell des unteren Einkommensbereichs darstellt und inwiefern daher die Ergebnisse verallgemeinerungsfähig sind, denn die massive Problemkumulation einiger Fallbeispiele gibt zu der Vermutung Anlaß, es könnte sich um ausgewählte Problemfälle handeln. Die geforderte Erweiterung des Analysehorizonts auf reale Belastungskomplexe und die Berücksichtigung der allgemeinen Lebenssituation erfordern ferner spezielle Methoden und sind in einer standardisierten Befragung nicht leicht realisierbar. Immerhin spricht aber die Studie generell für die Einbeziehung soziodemographischer Aspekte und speziell die irgendwelcher Armutsindikatoren.

Damit sind wir an der Stelle angelangt, wo wir uns fragen können, was für Hypothesen aus dem Fundus der Aussagen über die »Kultur der Armut« und ressourcenorientierte Armut abzuleiten sind. Von Interesse ist insbesondere die Persönlichkeitsebene und hier solche Merkmale, die für die Belastungsverarbeitung bedeutsam werden können. In der »Kultur der Armut« werden Charakteristika beschrieben, die sich etwa wie folgt resümieren lassen: Armut (genauer: »extreme« Armut) geht einher mit fatalistischen und zur Hilflosigkeit neigenden Einstellungen. Das Verhalten ist ungeeignet, Lebensbedingungen zu verändern und real existierende Chancen wahrzunehmen. Damit lassen sich, in die psychologische Nomenklatur übertragen, folgende Annahmen formulieren:

1. Arme weisen, erfahrungs- oder sozialisationsbedingt, eine externe Kontrollüberzeugung auf, d. h. sie sind generell eher der fatalistischen Auffassung, ihr Leben werde von fremden Kräften statt von ihnen selbst beeinflußt (zur Kontrollüberzeugung siehe Abschnitt 2.3.5).
2. In konkreten Situationen resp. unter spezifischen Belastungen neigen sie dazu, eigene Bewältigungschancen zu übersehen und eigene Handlungsoptionen gering einzuschätzen.
3. Ihr Verhaltensrepertoire verlagert sich, infolge pessimistischer Wahrnehmung und habitualisierter oder sozialisierter Muster, zu Lasten instrumenteller Reaktionen in den Bereich der evasiven und emotionsbezogenen Bewältigung.

Schließlich wird als Element der Kultur der Armut die strukturelle Anomie der Armutsbevölkerung bezeichnet. Es fehle generell an Solidarität und außerhalb der Familie an sozialer Organisation. Damit begründet sich die letzte Hypothese:

4. Armen steht weniger soziale Unterstützung zur Verfügung als dem Bevölkerungsdurchschnitt.

Die neuere Armutsforschung zieht diese Annahmen in Zweifel. Zwar sind die Widersprüche nicht unauflöslich, denn auch innerhalb einer durch Ressourcenmangel abgegrenzten Armutspopulation werden ja Verfestigungs- und Resignationstendenzen beobachtet, aber freilich nur in einem so kleinen Rahmen, daß sie nicht als armutstypisch angesehen werden dürfen. Ihrzufolge sollte weder externe Kontrollüberzeugung noch Mangel an instrumentellen

Reaktionen noch verminderte soziale Unterstützung in der empirisch beobachtbaren Armutsbevölkerung vorherrschen.

Letztlich wird die Operationalisierung der Armut in der einen oder der anderen Weise die Ergebnisse wesentlich bestimmen. Wenn Einkommensarme keine abweichenden Einstellungen aufweisen, ist Lewis nicht unbedingt widerlegt, denn schließlich hatte er sich gegen die Gleichsetzung der Kultur der Armut mit niedrigem Einkommen verwehrt. Andererseits fehlen jedoch harte und empirisch realisierbare Definitionskriterien für konstituierende Elemente der »Kultur der Armut« oder der »Unteren Unterschicht« (Marginalisierung, Diskriminierung, Organisationslosigkeit, Hoffnungslosigkeit, ja sogar »hohe« Arbeitslosigkeit). Und eine Theorie, die empirisch kaum zu prüfen ist oder gar das zu Erklärende in ihre Begriffsdefinition einbaut, kann kaum neue Erkenntnisse hervorbringen.

2.3.2 Anomie

Die von Robert K. Merton begründete Anomietheorie sucht Erklärungen für abweichendes Verhalten. Bestimmte Typen abweichenden Verhaltens, die die Theorie erklärt, überlappen sich inhaltlich mit den problemabgewandten Copingreaktionen der Streßtheorie. Beide Ansätze sehen in gewisser Weise problematische Verhältnisse des Individuums zu seiner Umwelt als Ursachen dieses Verhaltens an, und für die Anomietheorie gehört Deprivation zu seinen Determinanten. Ein Teil des konformen Verhaltens im Sinn der Anomietheorie gleicht den problemorientierten Reaktionen der Streßtheorie. Wegen dieser Parallelen und der Hervorhebung der sozialen Einflüsse auf abweichendes Verhalten durch die Anomietheorie lohnt es sich, ihre Kernaussagen zur Kenntnis zu nehmen und auf einen Beitrag zur Erklärung der Belastungsverarbeitung hin zu überprüfen. Auf unübersehbare Differenzen wird im Verlauf der Erörterung ebenfalls hinzuweisen sein.

Merton (1938:672) entgegnet der Auffassung, nichtkonformes Verhalten sei Folge ungezügelter Triebhaftigkeit des Menschen, mit der These: »...some social structures exert a definite pressure upon certain persons in the society to engage in nonconformist rather than conformist conduct« (Hervorh. im Original). Der Zustand, der abweichendes Verhalten fördert, wird als Anomie bezeichnet und läßt sich als vertikal ungleich verteiltes Verhältnis zwischen erstrebenswerten Zielen und legitimen Mitteln charakterisieren. Gegenwärtige, marktwirtschaftlich organisierte Gesellschaften zeichnen sich durch homogene Wertemuster aus: Wirtschaftlicher Erfolg und Aufwärtsmobilität werden über die Schichten hinweg als erstrebenswert angesehen. Ziele können mit legitimen und illegitimen Mitteln erreicht werden. Bei wachsendem Stellenwert dieser Ziele treten die Mittel zur ihrer Erreichung in den Hintergrund, denn es zählt immer mehr die bloße Zielerreichung, zu der jedes Mittel recht zu sein scheint. Die Verteilung der legitimen Mittel benachteiligt die Unterschicht. Weil ihr weniger legitime Mittel zur Verfügung stehen, müssen ihre Angehörigen zu illegitimen, abweichenden Mitteln greifen, um die allgemein gültigen Ziele zu erreichen. Man kann

daher auch von einer »Anomie der Deprivation« (Bohle 1975:26) sprechen. Ziele und die Legitimität der Mittel werden auch als Kultur, Mittel (also Chancen oder Ressourcen) auch als Struktur der Gesellschaft bezeichnet. In zweifacher Hinsicht werden daher erfolgsorientierte Gegenwartsgesellschaften (ein Idealtyp, dem die US-amerikanische Gesellschaft nahekommt) von Anomie charakterisiert: 1. Die kulturelle Ordnung bricht zusammen, weil die Zielerreichung das Übergewicht erlangt und ihr gegenüber Vorstellungen der Legitimität von Mitteln zurückweichen. 2. Die Struktur wird zur Quelle abweichenden Verhaltens, weil sich zwischen der Kultur und ihr eine Diskrepanz aufbaut, die Devianz herausfordert (Bohle 1975:14). In der Rezeption spielt der zweite Aspekt die größere Rolle. Abbildung 2.3 verdeutlicht anomischen Druck zu abweichendem Verhalten als schichtspezifische Diskrepanz zwischen kulturellen Zielen und legitimen Mitteln.



Abb. 2.3: Anomischer Druck als Ziel-Mittel-Diskrepanz

Unter anomischen sozialen Bedingungen beobachtet Merton mehrere Typen der individuellen Anpassung, die sich als Kombination zustimmender oder ablehnender Haltungen gegenüber kulturellen Zielen und legitimen Mitteln ergeben. *Konformität* ist der häufigste Typ und bedeutet Zustimmung sowohl zu Zielen als auch zu Mitteln. Nonkonformes oder deviantes Verhalten (problem behavior) gliedert sich in vier Typen. *Innovation* ist eine etwas mißverständliche Bezeichnung für die Akzeptanz der Ziele bei gleichzeitiger Ablehnung der Mittel - mißverständlich, weil sie hauptsächlich die Wahl illegitimer, d. h. oft krimineller, Mittel umfaßt. *Ritualismus* bedeutet die Aufgabe oder Zurücknahme hochgesteckter Ziele bis zu einem Niveau, auf dem Erwartungen wieder befriedigt werden können (Merton 1968: 203f.), doch unter Aufrechterhaltung habitualisierter (und legitimer) Verhaltensroutinen. Wir erinnern uns, daß auch die Streßtheorie solche Reaktionen z. B. als intrapsychische Verarbeitung oder Werteumstrukturierung behandelt. Ob es zu Innovation oder zu Ritualismus kommt, bestimmt sich Merton zufolge aus der Intensität, mit der in der familiären und

schulischen Erziehung Normen internalisiert wurden. Wie Bohle (1975:19) bemerkt, werden aber Erziehung und Internalisierung nicht systematisch in die Anomietheorie eingebunden, und zwar aus gutem Grund. Sie alleine wären zur Erklärung dieser beiden Devianzformen ausreichend: Auf Anomie könnte verzichtet werden.

Rückzug (retreatism) besteht in der gleichzeitigen Ablehnung der Ziele und der Mittel, wie sie bei Drogenmißbrauch und Nichtseßhaftigkeit vorliegt. Sie soll sich nach Merton einstellen, wenn sowohl Vorstellungen von Zielen als auch von Mitteln hochgradig internalisiert wurden, aber wiederholt erfolglos waren. Der Wahl illegitimer Mittel stehen Vorstellungen zulässiger Mittel entgegen. Der Konflikt wird aufgelöst, indem die Person sowohl Mittel als auch Ziele aufgibt. Resignation, Passivität und Eskapismus sind die Folgen. Sehr schlüssig ist Merton in seiner Argumentation nicht, denn einerseits sollen ja Ziele und Mittelvorstellungen so sehr internalisiert sein, daß keine illegitimen Mittel zur Anwendung gelangen können, doch andererseits sollen beide aufgegeben worden sein - ein unbeantworteter Widerspruch (Bohle 1975:20). Die *Rebellion* ist das letzte der vier abweichenden Verhaltensmuster. Sie zielt auf die Substitution von Zielen und Mitteln ab. Es handelt sich also um mehr als eine bloße Ablehnung, da unter Berufung auf höhere Werte Alternativen als legitim propagiert werden.

Dieser kurze Abriss hat die Ähnlichkeiten der Anomietheorie und des Transaktionsansatzes aufgezeigt. Beide erklären sehr ähnliche Verhaltensmuster und greifen dabei auf die Vorstellung von Zielen (Werten bzw. Anliegen) und Ressourcen (Mittel bzw. Optionen) zurück. Abweichendes Verhalten (im Sinne der Anomietheorie) bzw. problemabgewandtes Verhalten (im Sinne der Streßtheorie) ist die Folge einer unausgewogenen Balance dieser Faktoren. Es wurden jedoch auch schon einige Probleme der Anomietheorie erkennbar. Sie unterscheidet Verhaltenstypen, deren Auftreten sie mit ihrem zentralen Konstrukt Anomie nicht vorhersagen kann, denn sie ist auf zusätzliche Variablen angewiesen. Der Transaktionsansatz hält sich mit Voraussagen bestimmter Verarbeitungsreaktionen eher zurück. Interne Inkonsistenzen der Anomietheorie konnten nur angedeutet werden, sind aber bei genauerer Betrachtung in beträchtlicher Zahl vorhanden (siehe dazu Bohle 1975, Abschnitte I.2 und I.3). Schwerwiegende Einwände richten sich beispielsweise bereits gegen eine unmittelbare Folgerung der Theorie. Kriminalität und andere Devianzformen sollen ihr zufolge in der Hauptsache ein Unterschichtphänomen sein, doch angesichts der auch von Merton eingestandenen hohen Dunkelziffer der Kriminalität in besseren Kreisen (»white collar crime«) und der diskriminierenden Behandlung der Unterschicht durch die Justiz, die zusammen die sichtbaren schichtspezifischen Kriminalitätsraten über Gebühr auseinanderklaffen lassen, kann Merton einen Beweis dafür nicht führen. Er muß es bei einer theoretischen Ableitung belassen lassen.

Die empirische Bestätigung der Anomietheorie ist ohnehin höchst voraussetzungsvoll und wird vor beträchtliche Probleme gestellt. Es reicht ja nicht aus, einen Zusammenhang zwischen Armut und Devianz nachzuweisen. Es ist vielmehr nötig, die Wirkung von Anomie

auf Devianz zu belegen, und dazu wiederum ist es erforderlich, die homogene Verbreitung kultureller Werte innerhalb einer Gesellschaft und die inhomogene Verteilung von Chancen, z. B. zur Mobilität, zu belegen (Merton 1938:680).

Kommen wir nun zu Unterschieden zwischen Transaktionsansatz und Anomietheorie, um anschließend die Brauchbarkeit letzterer für die Erklärung der Reaktionen auf wirtschaftliche Probleme einzuschätzen. Die kulturell begründete Legitimität eines Mittels bzw. eines Verhaltens besitzt in der Anomietheorie zentrale Bedeutung als Unterscheidungsmerkmal des Explanandums. Abweichend ist Verhalten dann, wenn es einen gesellschaftlichen Konsens über seine Illegitimität gibt - eine in vielen Einzelfällen sehr problematische Annahme. Es mag sinnvoll sein, dieses Kriterium auf das Gros der Kriminalitätstypen, auf exzessiven Drogenkonsum und manch andere manifeste Spielarten des abweichenden Verhaltens zu beziehen. Die meisten Reaktionen auf Alltagsprobleme (auch unter anomischen Bedingungen) dürften jedoch in dieser Hinsicht nicht sinnvoll zu unterscheiden sein, weil sie weit unterhalb einer Schwelle liegen, die als auffällig wahrgenommen wird, und deshalb keinerlei gesellschaftlicher Bewertung unterliegen. Der Transaktionsansatz kommt ohne diese Bewertung aus. Der Gesichtspunkt gesellschaftlicher Normen im Zusammenhang mit Legitimität und Kriminalität ist für ihn irrelevant. Obwohl die in ihm vorgenommene Unterscheidung nach Problemorientierung auch nicht unumstritten ist, dürfte sie vor dem Hintergrund ökonomischer Schwierigkeiten mehr Sinn ergeben.

Im Gegensatz zur Streßtheorie kommt in der Anomietheorie nicht explizit der Begriff der Emotionsorientierung vor, da die Zielerreichung im Vordergrund steht. Die Dimensionen Problemorientierung und Legitimität sind sicherlich nicht deckungsgleich. Der Befolgung gesellschaftlicher Ziele (bei Konformität und Innovation) entspricht aber die Problemorientierung der Streßtheorie, während Rückzug und Ritualismus als problemabgewandte Reaktionen bezeichnet werden können. Devianz ist also nur teilweise problemorientiert. Am besten wird der Unterschied an dem für die Weiterentwicklung der Anomietheorie bedeutsamsten Typ abweichenden Verhaltens erkennbar, an der Innovation (hier: Kriminalität). Für die Anomietheorie ist sie zwar einerseits gesellschaftliches Krisensymptom, da sie auf versperrte Wege der legitimen Zielerreichung hinweist. Andererseits muß dem individuellen Akteur aber immer Rationalität und damit Problemorientierung zugestanden werden, da sein Verhalten ja der Erreichung legitimer Ziele dient. Die Anomietheorie gerät in Schwierigkeiten, wenn sie nicht-utilitaristische Kriminalität erklären soll. Merton (1968:231f.) verschweigt dies auch nicht. Daß Jugendbanden Eigentumsdelikte begehen, um dann zerstörungswütig mit ihrer Beute umzugehen, läßt sich weder der Innovation noch anderen Anpassungstypen zuordnen. Sie stellen weder Innovation dar, weil sie letztendlich keine materiellen Ziele verfolgen, noch Ritualismus, weil sie Verhaltensnormen brechen, noch Rückzug, weil sie nicht in Passivität verfallen, noch Rebellion, weil sie nicht für alternative Ziele und Mittel eintreten. Die Deutung der Streßtheorie ist flexibler und könnte Kriminalität (in genauer Kenntnis der jeweiligen Umstände) auf verschiedene Weise deuten. Es kann sich um ein individuelles

Krisensymptom handeln, wenn ein Individuum zu expressiven emotionsorientierten (und dabei illegitimen) Mitteln greift, weil ihm andere Optionen des Streßmanagements nicht zur Verfügung stehen. Formen nicht-utilitaristischer Gewaltkriminalität lassen sich auf diese Weise erklären. Manche Eigentumsdelikte, die von Merton als rationale Folge anomischer Verhältnisse angesehen werden, können in der Streßtheorie ebenfalls problemlos als kalkulierte instrumentelle Strategie gelten, die ohne jeden subjektiv krisenhaften Hintergrund ergriffen wird. Das sonderbare Verhalten der erwähnten Jugendbanden ließe sich schließlich als problemorientiert verstehen, wenn gruppodynamische Phänomene berücksichtigt werden. Statusfragen in solchen Gruppen können Imponierverhalten, dessen Spielart Vandalismus ist, subjektiv erforderlich machen. Die Streßtheorie ist mächtiger, weil sie mit unterschiedlichsten Anliegen operieren kann. Wie man sieht, erschließt sich dagegen aus ihr selbst kein einziges Anliegen, und sie ist stets auf zusätzliche Erkenntnisse angewiesen, während die Frage der Ursachen in der Anomietheorie eindeutig ist. Die Streßtheorie ist damit zu differenzierteren Deutungen fähig, benötigt aber dazu auch mehr Vorinformation.

Die Geltungsbereiche der Ansätze sind daher nur schwer vergleichbar. Spannungen zwischen kultureller und struktureller Verfassung sind die Gültigkeitsvoraussetzung der Anomietheorie und zugleich ihre alleinige Ursachenerklärung. Der Transaktionsansatz ist von diesen spezifischen Bezügen frei und tritt als Deutungsmuster für beliebige Belastungssituationen an. Gleichzeitig umfaßt er auch beliebige Reaktionen. Neben einer beträchtlichen Schnittmenge von Krisenreaktionen, die beide Ansätze beschreiben, sind dies auch solche, die sich nur schwer in das Anpassungsschema der Anomietheorie einfügen, wie Reizselektion, Selbstkontrolle, emotionale Entladung und kognitive Restrukturierung. Wenn also der Transaktionsansatz eine abstrakt formulierte Theorie ist, hat Merton eher eine *Anomiehypothese* aufgestellt, die als Spezialfall allgemeiner Belastungsvorgänge mit einem fest umrissenen Geltungsbereich betrachtet werden sollte. Es wäre aber sicher unsinnig (und ist ja auch von Merton nicht intendiert), Streß nur als Folge von Anomie sehen zu wollen und Rollen- oder interpersonale Konflikte auf diesen Aspekt zu reduzieren, ganz zu schweigen von gesundheitlichen Problemen und dergleichen. Solche Belastungen können sich sehr wohl unter Bedingungen entwickeln, die nichts anomisches an sich haben.

Gleichwohl hat es ja durchaus Berechtigung, nach strukturellen Ursachen von Belastungen zu fragen, was ja Mertons Ausgangspunkt bildet. Angenommen, es gelänge nun, nicht nur einen statistischen Zusammenhang zwischen Schichtung und Devianz (respektive Streßsymptomen), sondern, wie gefordert, auch zwischen Struktur, Anomie und Devianz nachzuweisen: Welcher Erkenntnisgewinn wäre gegeben? Lazarus/Folkman (1984:237) stellen das Potential der Anomietheorie selbst dann in Frage. Zum einen werfen sie Merton die unzulässige Vereinfachung der Beziehung zwischen Sozialsystem und Individuum vor, weil eine uniforme Vermittlung von Makrobedingungen zur Internalisierung der Werte, zur Verfügbarkeit der Mittel und zum Modus der persönlichen Bewältigung unterstellt wird. Die individuelle Erfahrung eines Problems, die letztlich für das Bewältigungsverhalten ausschlaggebend ist,

lasse sich aber aus bloßen Makroindikatoren nicht bestimmen. Merton würde diesen Vorwurf zurückweisen, weil er nicht individuelles Verhalten, sondern aggregierte schichtspezifische Verhaltensraten erklären will. Der streßtheoretische Einwand wäre damit aber nicht ausgeräumt. Anomisches Verhalten wird letztlich immer von konkreten Individuen ausgeführt, doch die Verbindung zwischen Makrobedingungen und Mikroverhalten wird von Merton höchstens erschlossen und kann nicht schrittweise nachvollziehbar belegt werden. Zum anderen fehle es dem statischen Konzept der Anomie an der Fähigkeit, dynamische Veränderungen im Verhältnis von Zielen, Mitteln und Zielerreichung zu erfassen, die nicht zuletzt durch das Verhalten des Individuums, also durch Coping, zustandegebracht werden. Damit wollen Lazarus/Folkman nicht behaupten, daß anomische Spannungen sich völlig auflösen ließen, aber der Hinweis ist sicher berechtigt, daß sich die situativen Umgebungsbedingungen dynamisch verändern können. (Der Korrektheit halber muß an dieser Stelle vermerkt werden, daß auch das Grundmodell des Transaktionsansatzes keine dynamischen Elemente enthält. Dynamische Aspekte wurden der Belastungsverarbeitung mit dem Transaktionsansatz nur durch den Vergleich konsekutiver Querschnittsanalysen abgewonnen [etwa bei Folkman et al. 1986a].)

Welchen Beitrag kann nun die Anomietheorie zum Verständnis der Verarbeitung ökonomischer Belastungen leisten? Wenn sich die Anomietheorie auf die einfache Formel reduzieren ließe, daß ein Zusammenhang zwischen Schichtung und Devianz bestehe, fiele die Antwort leicht. Leider ist dies nicht möglich, da die Argumentation auf der Existenz von Anomie basiert. Ihre Grundvoraussetzung, die gleichförmige Wertestruktur, ist ein kritischer Faktor. Wenn sie gegeben ist, lassen sich scheinbar einige Variablen der Streß- und Anomietheorie gleichsetzen: Gesellschaftlich vorgegebene Ziele entsprechen dann individuellen Anliegen, die legitimen Mittel den Optionen. Der anomische Devianzdruck, der aus der Diskrepanz zwischen Zielen und Mitteln erwächst, führt zu Belastungen, denen die Angehörigen der unteren Schichten in größerem Umfang ausgesetzt sind als die Angehörigen der oberen Schichten. Da deprivierten Schichten weniger legitime Mittel zur Verfügung stehen, sind sie vermehrt zu Ritualismus (Werte Anpassung) und Rückzug gezwungen. Da ihre Probleme dadurch nicht wirklich gelöst werden, empfinden sie erhöhte Belastungen. Sie können auch zur Innovation Zuflucht nehmen und müssen dann wegen der Inkonsistenz des eigenen illegitimen Verhaltens mit internalisierten Werten auch vermehrt subjektive Belastungen empfinden. Die letztgenannte Variante tritt aber empirisch im Vergleich mit anderen Anpassungstypen so selten auf, daß sie bei einer Betrachtung der Verarbeitung wirtschaftlicher Alltagsbelastungen kaum ins Gewicht fallen dürfte.

Zwei Dinge sind bei dieser Argumentation zu beachten. 1. Die Voraussetzung, daß tatsächlich keine Variation der Ziele auftritt, ist unplausibel. So nimmt Rodman (1963) an, daß unerreichbare Ziele uminterpretiert werden, bis ihre Verwirklichung realistisch ist. Dieser sog. »value stretch« löst anomische Spannungen weitgehend auf. Obwohl dies Mertons Auffassung zufolge nur eine milde Variante der völligen Aufgabe des Ziels wäre und formal

doch Ritualismus oder Rückzug vorliegt, wird eine Diskrepanz zwischen Soll und Ist bzw. zwischen Anliegen und verfügbaren Optionen nun subjektiv nicht mehr empfunden. Damit dürfen wir aber auch nicht mehr unterstellen, daß weiter eine Belastung im Sinn der Streßtheorie vorliegt. Ein enger Zusammenhang zwischen Schichtung und Belastungsniveau wird unwahrscheinlich. 2. Kehren wir für einen Augenblick zu der Annahme der homogenen Wertestruktur zurück. In diesem Fall ist zwar wegen der latenten Ziel-Mittel-Diskrepanz ein erhöhtes *Grundniveau* der Belastung in der Unterschicht zu erwarten, aber Rückschlüsse auf die Verarbeitung eines spezifischen *Problems* sind ohne Zusatzannahmen nicht zu begründen. Wir haben daher von einer *scheinbar* möglichen Gleichsetzung der Variablensets der Anomie- und Streßtheorie gesprochen. Die Differenz rührt von der möglichen Bedeutungsverschiebung des spezifischen Problems durch Wahrnehmung und Coping her. Wie das Individuum ein Problem empfindet, schwankt mit der situativ wahrgenommenen Bedeutung und den jeweiligen Bewältigungschancen. Einerseits ist es nun im Sinn der oben zitierten Kritik von Lazarus/Folkman problematisch, aus globalen Bedingungen auf konkretes Verhalten zu schließen. Andererseits ist auch die Möglichkeit nicht ganz von der Hand zu weisen, daß die Ressourcenausstattung, die mit der Schichtung engstens zusammenhängt, als ein Faktor unter vielen in immer gleicher Weise auf die Wahrnehmung durchschlägt. Damit wäre der Bogen von gesellschaftlicher Anomie zu individueller Belastungsverarbeitung geschlagen. Der Zusammenhang müßte nicht unbedingt stark sein, er wäre aber grundsätzlich plausibel.

Dies ist wohl der Beitrag, den die Anomietheorie zum Verständnis der Belastungsverarbeitung leisten kann. Es ist, nicht zuletzt wegen der geschilderten Probleme einer empirischen Umsetzung, im Rahmen dieser Arbeit nicht möglich, Anomie selbst in die Analysen einzubeziehen. Die Folgerungen dieses Ansatzes legen es jedoch nahe, auf *vertikale Ungleichheit* in der Belastungsverarbeitung zu achten. Wegen der vielen offenen Fragen in der Begründung des Zusammenhangs müssen Vermutungen vorsichtig formuliert werden. Immerhin sollten wir fragen: Empfinden die Deprivierten der Gesellschaft stärkere Belastungen und reagieren sie in höherem Maß problemabgewandt?

2.3.3 Soziodemographische Merkmale

Einer der Gründe für eine eigene Untersuchung unseres Gegenstandsbereichs ist die Vernachlässigung des sozialen Umfelds der Belastungsverarbeitung durch den Transaktionsansatz sowohl auf theoretischem als auch auf empirischem Gebiet. Wenn überhaupt, werden potentielle Einflüsse der Bildung, der beruflichen Tätigkeit, des Einkommens, Alters und Geschlechts nur stiefmütterlich behandelt, und die Belastungsverarbeitung scheint in einem vorsozialen Raum vonstatten zu gehen. Wesentlich aufschlußreicher sind erwartungsgemäß die soziologischen Arbeiten der Gruppe um Pearlin einschließlich der Sekundäranalysen durch Fleishman und Ilfeld, denen es aber wiederum an Bezügen zu kognitiven Prozessen

fehlt. Die Aussagen beschränken sich hier auf unterschiedliche Verhaltenstendenzen. In diesem Abschnitt tragen wir die vorhandenen Ergebnisse zusammen. Wie wir sehen werden, gehen sie leider kaum über schiere Deskription hinaus, und Erklärungen für Verhaltensunterschiede nach soziodemographischen Variablen sucht man oft vergebens.

Was den Einfluß von Bildung und Einkommen anbetrifft, müssen wir uns auf Pearlin/Schooler (1978), Ilfeld (1980b) und Fleishman (1984), die eine identische Stichprobe von 2300 Personen aus dem Großraum Chicago von 1972 benutzen, und eine kleinere Studie von Billings/Moos (1981) verlassen. Außer den beiden letztgenannten Autoren weisen alle ihre Befunde getrennt für Ereignistypen bzw. Rollenfelder aus. Wir wollen die Vielzahl detaillierter Befunde zu einzelnen Verhaltensweisen beiseite lassen, etwa der Art, daß Gebildete und Besserverdienende mehr Abwärtsvergleiche anstellen und weniger auf ihre Belohnungen verzichten müssen. Wir interessieren uns nur für instrumentelles und emotionsorientiertes Verhalten.

Im Arbeitsleben und im Kontext finanzieller Probleme versuchen Besserverdienende und Höhergebildete die direkte Problemlösung und unterlassen Versuche, Belastungen durch Gefühlsberuhigung, Werteumstrukturierung oder anderweitig emotionsbezogen zu bewältigen. Auf das Verhalten bei Problemen in der Ehe oder Elternrolle haben Einkommen und Bildung dagegen keinerlei signifikanten Einfluß - so jedenfalls lesen sich die drei Analysen der Chicago-Daten. Billings/Moos (1981) schreiben Bildung und hohem Einkommen uneingeschränkt Effekte zu, die instrumentelles Verhalten wahrscheinlicher und palliatives Verhalten unwahrscheinlicher machen. Dem Geschlecht nach zeigen sich in den Arbeiten auf Grundlage der Chicago-Stichprobe kaum deutliche Reaktionstendenzen, und wenn überhaupt, dann suchen Frauen in verschiedenen Lebensbereichen mehr Rat und Hilfe. Sie haben ferner einen leichten Hang zu kognitiven Vermeidungsstrategien. Folkman/Lazarus (1980) verzeichnen bei Männern mehr problemorientiertes Verhalten unter arbeitsbezogenen Belastungen, erklären das aber mit Unterschieden zwischen Männern und Frauen in den Gegebenheiten der Arbeitsumwelt und weniger mit einer sozialisationsbedingten generellen Vorliebe für Problemlösung bei Männern. Daß Billings/Moos (1981:148) bei Frauen global weniger emotionsbezogenes Verhalten registrieren, scheint in diesem Zusammenhang ein Einzelbefund zu sein. Es zeichnet sich nicht ab, daß ein Geschlecht durchweg mehr oder weniger problemorientiert reagiert, wie es ein konventionelles Rollenverständnis erwarten läßt.

Das Alter geht in die referierten Analysen als metrische Variable ein, wobei in keinem Fall die Möglichkeit abgewogen wird, es könnten nichtlineare Zusammenhänge existieren. Je älter die Probanden, desto weniger suchen sie Rat und Hilfe, und desto weniger nehmen sie eine direkte Problemlösung in Angriff; sie neigen vielmehr zu passiv-reinterpretativen Verarbeitungsstrategien (nicht jedoch bei Billings/Moos). Pearlin/Schooler (1978:16) legen jedoch Wert auf die Feststellung, daß Alte und Junge gleichermaßen mit Strategien ausgerüstet sind, die effektiv Streß dämpfen. Folkman/Lazarus (1980) rufen in Erinnerung, daß Aussagen über den Einfluß des Alters - wie sicher aller soziodemographischen Merkmale - nur

vor dem Hintergrund bestimmter Belastungen sinnvoll sind. Sie spekulieren beispielsweise, daß gegen Ende des Erwerbslebens eine Belastungsumschichtung von beruflichen Problemen hin zu gesundheitlichen Schwierigkeiten stattfindet.

Soziodemographische Merkmale sagen, außer in Auseinandersetzungen um finanzielle Inhalte, bei Ilfeld (1980b:8f.) die Art der Reaktionen nicht sehr gut voraus. Ihre Effekte sind oft signifikant, aber nicht immer hoch. Sie erklären zusammengenommen meist weniger als 10% der Varianz der Reaktionen. Leider bietet der Autor keine erklärungsmächtigeren Variablen an. Fleishmans (1984:238) Regressionsanalyse zufolge sind Geschlecht, Alter, Einkommen und Bildung jedoch mindestens ebenso starke Determinanten des Coping-Verhaltens wie die Persönlichkeitsmerkmale Kontrolle, Selbstverleugnung, Selbstbewußtsein und Verslossenheit. Die Kombination aus soziodemographischen und psychologischen Prädiktoren erreicht meist R^2 -Werte von 10% bis 20%.

Nach dieser kurzen Übersicht erwarten wir also kaum Einflüsse des Geschlechts auf die Belastungsverarbeitung. Mit hohem Alter dürfte dagegen eine leichte Verschiebung zuungunsten problemorientierter Bewältigungsanstrengungen einhergehen. Das Umgekehrte gilt für Variablen, die hohen Status anzeigen, Einkommen und Bildung. Sie lassen mehr instrumentelles Verhalten erwarten, wenn auch den vorliegenden Befunden zufolge nicht in allen Problemlagen und eher graduell als kategorisch.

2.3.4 Soziale Unterstützung

Wenn vom sozialen Kontext der Belastungsverarbeitung die Rede ist, führt kein Weg an einer Auseinandersetzung mit sozialer Unterstützung vorbei. Sie wird als soziale Ressource bezeichnet; wie keinem anderen Faktor wird ihr Einfluß auf die unterschiedlichsten Aspekte der Belastungsverarbeitung und vergleichbare Konzepte der Krisenbewältigung zugeschrieben, und es existiert eine Fülle theoretischer und empirischer Arbeiten zum Thema. Um aber allzu hoch gesteckte Erwartungen gleich zu dämpfen: Ein dem Forschungsstand angemessener empirischer Beitrag setzt eine anspruchsvolle Datenerhebung zahlreicher Dimensionen der sozialen Unterstützung voraus, die im Rahmen der hier zugrundeliegenden Studie nicht möglich war. Eine umfassende theoretische Darlegung des Gebiets ist aber für eine empirische Arbeit von geringem Nutzen, wenn ihr nicht ebenso elaborierte Analysen folgen können. Wenn wir uns dennoch für die folgende Übersicht entschieden haben, dann nur zu dem Zweck, ein Hintergrundverständnis der Befunde in Kapitel 4 zu erzeugen.

Es existiert keine Übereinkunft über eine Definition der sozialen Unterstützung, was offensichtlich damit zusammenhängt, daß es sich um ein mehrdimensionales Konstrukt handelt. Unterschieden werden stets mehrere Funktionen der sozialen Unterstützung (vgl. Kardorff 1988, Schwarzer/Leppin 1990): emotionale Unterstützung, Vertrauen, Krisenpufferung, kognitive Orientierung, Identität, soziale Vergleiche, soziale Regulation und Kontrolle, Modellfunktion für soziales Lernen, Realitätstestung, Anregungen zur Problemlösung, Tips,

Hinweise, Informationen, instrumentelle, materielle, finanzielle Hilfen.

Unabhängig von der Funktion müssen zwei Konzepte auseinandergehalten werden: das der erhaltenen und das der wahrgenommenen Unterstützung. Erhaltene soziale Unterstützung meint Transferleistungen, die ein Individuum in einem angebbaren Zeitraum aus seinem sozialen Netzwerk tatsächlich bezogen hat. Wahrgenommene soziale Unterstützung besteht in der Erwartung des Individuums an das, was es (im Bedarfsfall) beziehen würde. Zwischen den beiden Konstrukten besteht empirisch kein enger Zusammenhang, und dafür kann eine Reihe von Gründen verantwortlich sein (Schwarzer/Leppin 1990:398f.): Die Erinnerung an erhaltene Hilfe ist unvollständig, oder Hilfe wird nicht als solche empfunden; überzogene Erwartungen an Hilfe wurden im Bedarfsfall nicht erfüllt; in Krisen fühlen sich potentielle Helfer selbst bedroht, sind verunsichert oder werden trotz anfänglicher Hilfsbereitschaft allmählich von der Last der Hilfeleistung überfordert; in einem großen Beziehungsnetz fehlt es der einzelnen Person an unmittelbarem Verantwortungsgefühl gegenüber dem Bedürftigen. Bemerkenswert ist auch die Beobachtung, daß Maße wahrgenommener Unterstützung hoch mit Persönlichkeitsmerkmalen korrelieren. Dies wird mit der Vermutung erklärt, daß wahrgenommene Unterstützung auf der Überzeugung beruht, als Person von anderen akzeptiert zu werden, und daß das Vertrauen in Anerkennung als stabile Disposition betrachtet werden kann, die nicht infolge alltäglicher Sozialkontakte ausgebildet wird (Schwarzer/Leppin 1990). Wahrgenommene Unterstützung wäre damit ein Scheinkonstrukt, und sie bewegte sich der Bedeutung nach von einer hypothetisch verfügbaren sozialen Ressource hin zu einer psychischen Ressource. Erhaltene soziale Unterstützung ist dagegen ein Ergebnis der Größe und Struktur des sozialen Netzwerks und des tatsächlichen Sozialverhaltens darin.

Im Transaktionsansatz wird eine Wirkung sozialer Unterstützung (ohne die soeben geschilderte Differenzierung) auf verschiedenen Wegen angenommen. Als soziale *Ressource* verstanden hilft sie der Person im Zusammenspiel mit psychisch-personalen und materiellen Ressourcen in der sekundären Bewertung dabei, Bewältigungsoptionen wahrzunehmen, und läßt dadurch die Anforderungs-Kapazitäts-Bilanz günstiger erscheinen, während im umgekehrten Fall die Befürchtung, eine Aufgabe ohne fremde Hilfe bestehen zu müssen, diese erst zu einer schwerwiegenden Belastung steigern kann (Schwarzer/Leppin 1990:402). Doch soziale Unterstützung ist nicht unbedingt einfach nur gegeben: Sie muß möglicherweise erst mobilisiert werden. Ihre Inanspruchnahme wird als eine *Bewältigungsreaktion* verstanden. Dabei kann es sich dann um emotionale Unterstützung handeln, die u.U. durch einstweilige Beruhigung einen entspannteren Umgang mit dem Problem erlaubt, oder um instrumentelle Hilfe, die unmittelbare Effekte auf die Streßquelle ausübt. Wethington/Kessler (1986:84) merken an, daß auch die primäre Bewertung, d.h. die der möglichen Gefährdung des Individuums, durch soziale Unterstützung günstig beeinflußt werden kann, weil das Gefühl, von der Umgebung geschätzt zu werden, auch zu der Auffassung beitragen kann, beim Scheitern an einem Problem nicht gleich als Person mißbilligt zu werden. Und eine Unterstützung durch sachliche Information und Bestätigung der subjektiven Interpretation einer

Situation kann die verunsichernde Mehrdeutigkeit eines Problems ausräumen und die Aufmerksamkeit auf ihre zentralen Aspekte lenken (Schröder/Schmitt 1988:156).

Aus unserer Sicht sind weitere Überlegungen hinzuzufügen. Einerseits kann soziale Unterstützung selbst zum Gegenstand einer Belastung werden, wenn nämlich infolge externer Ereignisse ihr Verlust droht. Der fehlende Kontakt zu Kollegen oder die gestörte familiäre Harmonie eines arbeitslos Gewordenen wären Beispiele hierfür. Andererseits ist soziale Unterstützung untrennbar mit sozialer Kontrolle verschmolzen. Es bedarf eigentlich keiner besonderen Erklärung, daß daraus originäre Belastungen erwachsen können. Schließlich darf aber auch nicht übersehen werden, daß der mit sozialer Kontrolle verbundene Erwartungsdruck heilsame Wirkungen entfalten kann, sofern er problemabgewandte und selbstzerstörerische Bewältigungsformen unterbindet.

Detaillierte empirische Befunde zu diesen Einzelvermutungen liegen unseres Wissens nicht vor. Allerdings zeigen sich sehr wohl streßmindernde Wirkungen sozialer Unterstützung (z. B. Billings/Moos 1981). Sie lassen sich am deutlichsten bei belastenden Lebensereignissen nachweisen, was sich in signifikanten Interaktionseffekten zwischen Ereignissen und Unterstützung zeigt (Pearlin et al. 1981). Sie gehen jedoch nur von wahrgenommener Unterstützung aus, während Maße der erhaltenen Unterstützung weder der Herkunft noch dem Inhalt nach solches signifikant bewerkstelligen (Wethington/Kessler 1986). Ein methodisches Problem, das diesen Befund erklären könnte, diskutieren Schwarzer/Leppin (1990: 403f.). Sie ermitteln in einer Metaanalyse von 80 Studien zu krankheitsbedingten Symptomen einen mittleren Zusammenhang zwischen erhaltener Unterstützung und Gesundheitsbeschwerden von $r = +0.12$, wobei die Korrelationskoeffizienten aber stark streuen. Darin sehen sie eine Variation des in der Statistik bekannten »Feuerwehrlaute-Effekts«: Wahrscheinlich lindert erhaltene soziale Unterstützung zwar Belastungen (Kompensationshypothese, negative Korrelation von Unterstützung und Belastung), doch gleichzeitig erhalten Personen in Krisen auch mehr Unterstützung (Mobilisierungshypothese, positive Korrelation). Werden nicht der zeitliche Rahmen der erhaltenen Unterstützung und das Niveau der ursächlichen Belastung genau kontrolliert, kommt es zu widersprüchlichen Ergebnissen oder vermengen sich die beiden Wirkungen zu nicht sinnvoll interpretierbaren statistischen Effekten.

Quelle der Unterstützung ist vor allem die Familie, und hier insbesondere der Personenkreis, mit der man gemeinsam unter einem Dach lebt oder gelebt hat. Nachbarn, Freunde und Kollegen spielen eine untergeordnete Rolle. Am mit Abstand wichtigsten für das Wohlbefinden sind Kontakte mit einem im Haushalt lebenden Partner (Diewald 1986).

2.3.5 Kontrollüberzeugung

Nachdem wir im vorangegangenen Abschnitt eine soziale Ressource mit ihren vermuteten Wirkungen auf die Belastungsverarbeitung kennengelernt haben, soll es nun um die streßmindernde Wirkung einer personalen Ressource gehen. Unter den Persönlichkeitsmerkmalen,

denen in der Forschungsliteratur Puffereffekte gegen die Einwirkung belastender Umstände zugeschrieben wird, ragt die sog. Kontrollüberzeugung oder -erwartung hervor.

Rotter (1966) leitet dieses Konstrukt ursprünglich aus experimentalpsychologischen Befunden ab. Einer lerntheoretischen Grunderkenntnis zufolge erhöht die Gabe eines Verstärkers beim Individuum die Erwartung, daß einem bestimmten Verhalten eine erneute Verstärkung folgen wird. Rotter beobachtet nun, daß Veränderungen der Erwartung und des resultierenden Verhaltens besonders von der experimentell variierten, subjektiv vorhandenen Kausalattribution der Verstärkung abhängen. Wer glaubt, durch eigenes Geschick (»skill«) in den Genuß des Verstärkers gekommen zu sein (oder nicht gekommen zu sein), wird seine Erwartungen eher infolge der Verstärkung modifizieren als jemand, der den Eindruck gewinnt, die Verteilung von Verstärkungen verlief zufällig (»chance«). Die Wahrscheinlichkeit einer Verhaltensweise, m. a. W. der Lerneffekt, wird in einer bestimmten Situation besonders dann erhöht, wenn die Person glaubt, sie habe mit ihrem Verhalten Einfluß auf die Gewährung des Verstärkers. Zunächst werden also *Situationen* nach »skill versus chance« unterschieden.

Rotter postuliert dann die Generalisierung der Verstärkungserwartung für ähnliche Situationen und schließlich die Existenz einer erlernten allgemeinen Kontrollerwartung bei *Personen*, nämlich: »generalized expectancies in learning situations in regard to whether or not reinforcement, reward, or success in these situations is dependent upon their own behavior or is controlled by external forces, particularly luck, chance, or experimenter control, which are fairly consistent from individual to individual« (Rotter 1966:25). Die erste Gruppe wird als die intern (oder internal) Kontrollierten, manchmal auch kurz als die »Internen«, die zweite als die extern (oder external) Kontrollierten oder die »Externen« bezeichnet; statt Kontrollerwartung hat sich auch der Begriff Kontrolle eingebürgert.

In empirischen Untersuchungen zeigen Rotter und Mitarbeiter, daß auch außerhalb von Laborversuchen die Kontrolldisposition verhaltensbestimmend ist für Versuche, die Umgebung zu beeinflussen. Es zeigt sich in Feldstudien zu politischen Aktivitäten u. ä., daß »the individual who has a strong belief that he can control his own destiny is likely to (a) be more alert to those aspects of the environment which provide useful information for his future behavior; (b) to take steps to improve his environmental condition ...« (Rotter 1966:25).

Recht problematisch ist wohl Rotters Konzeption der Kontrolle als eindimensionale Variable. Zwar gibt er an, nach eingehender Prüfung auf denkbare Differenzierungen verzichten zu können, doch werfen ihm Kritiker vor, sein Meßinstrument sei zur Aufdeckung solcher Strukturen gar nicht geeignet. Mayring (1988) und Hauser (1995:42ff.) geben einen Überblick über die wichtigsten Untersuchungen zur Dimensionalität der Kontrollüberzeugung. Zu unterscheiden sind vor allem die Fragen, wer Kontrolle ausübt (die Person, mächtige Andere, soziale Kollektive), und worüber die Kontrolle ausgeübt wird (Lebens-, Gesellschaftsbereiche etc.). In einer Studie über Langzeitarbeitslose weisen Mayring/Hauser (1987: 213) neben der Dimension Beeinflußbarkeit auch Vorhersehbarkeit und Erklärbarkeit nach,

und zwar spezifisch für Lebensbereiche. Bereichsspezifische Kontrollüberzeugungen können einen unterschiedlich hohen Generalisierungsgrad aufweisen; von einer einzigen Dimension zu sprechen ist daher nur in den seltenen Fällen sinnvoll, in denen sowohl über die Zeit hinweg als auch zwischen Lebensbereichen ähnliche Kontrollüberzeugungen aufgebaut wurden. Auch Lazarus ist Kritiker des unitären Kontrollkonzepts; er setzt ihm, wie wir gesehen haben, seine Vorstellung der situativen Beeinflussbarkeit (Optionen) entgegen. Trotzdem ist es in psychologischen Untersuchungen üblich, Rotters eindimensionale Skala einzusetzen und schlicht von (interner vs. externer) Kontrolle zu sprechen.

Während Rotter noch an eine eher stabile Persönlichkeitsdisposition dachte, die sich hervorragend für die Prognose eignet, wird heute nicht mehr bezweifelt, daß Kontrolle mit der Erfahrung der Instrumentalität des eigenen Verhaltens in zentralen Lebensereignissen ihrerseits dem Wandel unterworfen sein kann (Turner/Roszell 1994). Zum einen besitzt sie protektive Wirkung gegen Krisenerscheinungen, zum anderen kann sie selbst durch drastische Veränderungen der Lebenssituation beeinträchtigt werden (Mayring/Haußer 1987). Chronische Belastungen führen dem Individuum fortwährend seinen Mißerfolg und seine Unfähigkeit vor Augen, Probleme zu vermeiden und zu lösen. Kontrolle und andere Ressourcen werden so erodiert (z. B. Diewald/Huinink 1995). Pearlin et al. (1981) zeigen in einer Wiederholungsbefragung, daß es weniger die direkten Effekte unerwünschter Lebensereignisse als vielmehr die beschädigten Schutzfaktoren in der Persönlichkeit sind, die Symptome bewirken. Aus Barrieren werden nun Einfallstore des Streß. Die Diskussion um die Wandelbarkeit der Kontrolle müssen wir jedoch hier nicht vertiefen, da wir uns auf punktuelle Ereignisse beschränken und mittel- und langfristige Effekte ohnehin nicht beobachten können.

Damit sind wir schon bei der unterstellten Wirkungsweise der Kontrolle in der Belastungsverarbeitung angelangt. Sie wird häufig nicht näher erläutert. (Interne) Kontrolle soll ein protektiver Faktor gegen Belastungen sein, weil sie es erlaubt, ein positives Selbstbild zu erhalten (Mayring 1988:146) oder in anderer Weise puffert (Pearlin/Schooler 1978, Pearlin et al. 1981; bei diesen Autoren ist bei identischer Bedeutung nicht von Kontrolle, sondern von »mastery« die Rede). Die Arbeiten aus dem Umfeld des Transaktionsansatzes gehen von einer indirekten Wirkung aus, und zwar über die sekundäre Bewertung und über die Förderung problemorientierter Reaktionen (Folkman 1984, Lazarus/Folkman 1987). Wer generell der Überzeugung ist, die Dinge kontrollieren zu können, wird dies eher auch in konkreten Situationen sein, und zwar insbesondere dann, wenn es sich um neue oder uneindeutige Situationen handelt. Rotter (1966) hatte bereits darauf hingewiesen, daß generalisierte Kontrolle dann an die Stelle situationsspezifischer Wahrnehmungen tritt, wenn der Person keine Erfahrungen oder zu wenige Informationen vorliegen. Infolgedessen schreiben viele Autoren intern Kontrollierten auch eine Neigung zu instrumentellem Verhalten und verminderten emotional-beruhigenden Reaktionen zu (Folkman 1984, Turner/Roszell 1994, Fleishman 1984 für bestimmte Lebensbereiche, Pearlin/Schooler 1978).

Es bleibt anzumerken, daß die Kontrollüberzeugung mit sozialstrukturellen Merkmalen,

insbesondere mit den Komponenten des sozioökonomischen Status, kovariert (Rotter 1966, Turner/Roszell 1994). Dafür wird der biographische Entstehungshintergrund dieser Einstellung verantwortlich gemacht. Soziale Umwelten sprechen auf Gestaltungsversuche unterschiedlich an; sie fördern oder unterbinden das Erlernen und Generalisieren der Erwartung, daß eigenes Handeln zu intendierten Konsequenzen führt. Ein wichtiges Moment scheint die Tatsache zu sein, daß in niedrigen Schichten die Arbeitswelt weniger Selbstbestimmung und tatsächliche Kontrollausübung zuläßt. Pearlin/Schooler (1978:16) berechnen standardisierte multivariate Regressionskoeffizienten zwischen Kontrolle (mastery) und Bildung (0.28) sowie Einkommen (0.27); signifikant ist ferner der Zusammenhang mit dem Alter (-0.17) und mit dem Geschlecht (für Frauen niedriger, Beta = -0.11). Die Belege für eine Geschlechterdifferenz der Kontrollüberzeugung sind aber uneinheitlich (Turner/Roszell 1994:189). Sie sind auch nur insofern plausibel, als geschlechtsspezifische Rollenmuster und Tätigkeitsprofile vorherrschen, aus denen sich differentielle Bedingungen des Kompetenz- und Kontrollerwerbs ableiten lassen. Insgesamt kann aber davon ausgegangen werden, daß die Ausstattung mit interner Kontrollüberzeugung schichtspezifisch ungleich verteilt ist, was angesichts ihrer unterstellten Funktion für die Belastungsverarbeitung von nicht unerheblicher Bedeutung sein dürfte.

2.3.6 Erlernte Hilfflosigkeit

Ein durch Arbeiten von Seligman (z. B. 1972, 1975) populär gewordenes Konzept, das in gewisser Weise ein Komplement der Kontrollüberzeugung bildet und Ähnlichkeit mit Charakterzügen aufweist, die Lewis in der »Kultur der Armut« beschreibt, ist die sogenannte *erlernte Hilfflosigkeit*. Ursprünglich in Tierexperimenten entwickelt, wurde der Begriff später auf den Humanbereich übertragen. Im Kern ist mit ihm die Vorstellung verbunden, die *Erfahrung* der Unkontrollierbarkeit einer Situation (häufig das Abstellen aversiver Reize oder die Gewährung einer Verstärkung) werde in unangemessener Weise generalisiert, was in ähnlichen Situationen zur *Erwartung* der Unkontrollierbarkeit führe. Es komme dann zu einem Hilfflosigkeitssyndrom mit Defiziten auf drei Ebenen: Ein *motivationales* Defizit bestehe darin, daß Versuche zur Ausübung von Kontrolle selbst in solchen Kontexten unterbleiben, aus denen keine Erfahrungen vorliegen und in denen Kontrolle objektiv möglich ist; ein *kognitives* Defizit bestehe darin, daß das Erkennen und Erlernen des Zusammenhangs zwischen eigenem Verhalten des Individuums und Veränderungen der Situation erschwert sei; ein *emotionales* Defizit zeige sich im Auftreten depressiver Symptome. Auf diese Weise zieht Seligman (1975) das Konzept der erlernten Hilfflosigkeit zur Erklärung bestimmter Formen der Depression heran. Weil aber gerade die angesprochenen motivationalen und kognitiven Defizite auch Faktoren sein könnten, die sich nachteilig auf die Auseinandersetzung mit ökonomischen Problemen auswirken, verdient dieses Konzept in unserem Kontext genauere Beachtung.

Mangelhafte empirische Validierbarkeit und konzeptionelle Schwachstellen des Konstrukts zwangen bald zu einer Reformulierung der Annahmen (Abramson/Seligman/Teasdale 1978). Insbesondere wird eingeräumt, daß die Bedingungen, unter denen sich die Erwartung der Unkontrollierbarkeit einstellt, die ja Voraussetzung der Hilflosigkeit sein soll, in der ursprünglichen Fassung zu vage formuliert waren. Das dem Grunde nach lernpsychologische Hilflosigkeitsmodell wird daher um kognitive Elemente erweitert, die die Entstehung und Generalisierung der Kontrolliererwartung präziser voraussagen sollen. Individuen, so die Annahme, fragen sich nach Ursachen, wenn sie Unkontrollierbarkeit erleben. Erstens stellen sie sich die Frage, ob sie persönlich die Schuld tragen. Im Modell wird Banduras (1977, zusammenfassend auch Bandura 1982) Konzept der Selbstwirksamkeitserwartung Rechnung getragen. Dieses differenziert anders als die Kontrollüberzeugung danach, ob einerseits die Person prinzipiell in der Lage ist, das Verhalten auszuführen, das zu einem erwünschten Ziel führt, und ob andererseits die Umstände es ermöglichen, daß mit diesem Verhalten das Ziel auch wirklich erreicht wird. Dabei ist es z. B. möglich, daß zwar Ego sich für grundsätzlich fähig, aber unter den gegebenen Umständen für außerstande hält, ein Ergebnis herbeizuführen. Andererseits kann es vorkommen, daß zwar nicht Ego selbst, aber Alter das Gewünschte bewerkstelligen kann. In die Reformulierung des Hilflosigkeitsmodells wird die Annahme eingebaut, eigene Unfähigkeit werde an der Fähigkeit Dritter gemessen. Wenn eine Aufgabe weder von Ego noch von Alter gelöst wird, resultiert die wenig folgenschwere Einschätzung der universellen Hilflosigkeit. Wenn aber Ego eine Aufgabe nicht löst, die vergleichbare andere bewältigen, wenn also eine *interne* statt einer externen Ursachenattribution vorliegt, kommt es zu personeller Hilflosigkeit, die eine Voraussetzung depressiver Effekte ist. Ego fragt sich in ähnlicher Weise, ob sich seine Unfähigkeit auf Probleme über viele Lebensbereiche hinweg erstreckt und ob sie von bleibender Dauer ist. Das Modell postuliert deshalb zweitens eine kognitive Einschätzung der Generalität und drittens der Chronizität oder Stabilität der Hilflosigkeit. Wenn Ego zu der Einschätzung gelangt, nicht nur in einer spezifischen, sondern in vielen heterogenen Situationen ohne Kontrolle zu sein, liegt eine globale, sonst nur eine spezifische Erfahrung mit entsprechenden Erwartungseffekten und hilflosigkeitsbedingten Verhaltensdefiziten in ihrer Folge vor. Wenn Mißerfolg vorübergehenden Einflüssen wie Stimmungen und nicht stabilen Eigenschaften zugeschrieben wird, kommt es zu vorübergehender statt chronischer Hilflosigkeit. Nur bei interner, globaler und stabiler Ursachenattribution kommt es zur Ausbildung umfassender Hilflosigkeitserwartung mit stabilen und globalen Defiziten.

Obwohl sich bei Untersuchungen mit dem undifferenzierten ursprünglichen Modell Überlappungen zwischen den empirischen Entsprechungen von Hilflosigkeit und externer Kontrollüberzeugung gezeigt hatten, sehen Abramson/Seligman/Teasdale (1978) die Konzepte als orthogonal an. Die Kontrollüberzeugung (*locus of control*) bezieht sich lediglich auf Ego, und die Fähigkeit Alters bleibt unberücksichtigt. Korrelationen zwischen Hilflosigkeit und externer Kontrollüberzeugung erklären sich dadurch, daß nur personelle, d. h. interne

Hilflosigkeit gemessen wurde. Universelle Hilflosigkeit kann dagegen durchaus mit interner Kontrollüberzeugung einhergehen.

Doch Brunstein (1988) kommt in einer Auswertung empirischer Studien zu dem Schluß, daß die ökologische Validität des Hilflosigkeitskonzepts im Humanbereich weit hinter den Erwartungen zurückbleibt. Außerhalb des Labors lassen sich die vom Modell vorhergesagten Effekte nur sehr eingeschränkt nachweisen. Wahrscheinlich liegt dies zum einen an der nicht vollzogenen Generalisierung zwischen Situationen, und es ist weitgehend offen, »auf welche Weise Personen spontan aus einer Vielfalt früherer Erfahrungen prototypische Hilflosigkeits-situationen selektieren und Transferbeziehungen im Erwartungsraum bevorstehender Situationen konstruieren« (Brunstein 1988:127). Zum anderen lassen komplexe reale Kontexte stets breitere individuelle Reaktionsspielräume zu als rigide Laborbedingungen, und umfassende intern attribuierte, globale, stabile Unkontrollierbarkeit zu erfahren wird außerhalb bedeutend unwahrscheinlicher als innerhalb des Labors. Dies sind vermutlich die Gründe, weshalb das Hilflosigkeitsmodell weder in der Erforschung depressiver Zustände noch in der Untersuchung der Folgen kritischer Lebensereignisse überzeugende Erklärungs- und Prognosebeiträge leisten können.

Damit scheint es aber auch nicht mehr vielversprechend, erlernte Hilflosigkeit zur Erklärung des Verhaltens unter ökonomischen Belastungen heranzuziehen. Dies zusammengekommen mit der Tatsache, daß die folgenreichste Spielart des Konzepts, die interne Hilflosigkeit, offensichtlich große Ähnlichkeit mit externer Kontrollüberzeugung aufweist, die ja zur Erklärung herangezogen werden wird, macht den Verzicht auf Seligmans Konzept vertretbar.

2.3.7 Andere Dispositionen

Ist es sinnvoll oder gar notwendig, die Effekte weiterer Dispositionen zu prüfen? Es fehlt unseres Wissens an gezielten und grundlegenden Überlegungen darüber, welche Persönlichkeitsmerkmale das Bewältigungsverhalten konsistent beeinflussen könnten. Lediglich die Kontrollüberzeugung oder eng verwandte Konstrukte werden aufgrund der geschilderten Überlegungen von den meisten namhaften Autoren in Überlegungen einbezogen (siehe die Übersicht über Gattungen der »personal agency«, zu der auch Pearlines »mastery« gehört, bei Turner/Roszell 1994). Der Leser hat ganz im Gegenteil bei vielen Arbeiten den Eindruck, es würden ad hoc mehr oder weniger phantasievolle und manchmal skurril anmutende Dispositionen kreiert, eigens für den Zweck, kontextübergreifenden Verhaltensneigungen ein Etikett anzuheften. So testen Holahan/Moos (1987) neben Selbstvertrauen eine »easygoing«-Disposition, die sie durch die Selbstkategorisierung als »easygoing«, »calm« und »happy« operationalisieren. Fleishman (1984) erhebt das, was andere als singuläre Reaktionen betrachten, in den Rang einer Disposition: Selbstverleugnung (self-denial) und Verschlossenheit (nondisclosure, nicht über seine Probleme sprechen). Kuo/Tsai (1986) greifen auf

Widerstandsfähigkeit (*hardiness*) zurück. Ergebnislos bleiben Pearlin/Schooler (1978) mit *self-denigration*, Folkman et al. (1986b) mit religiösen Affiliationen und einer Werteskala.

Neben Kontrolle ist eigentlich nur Selbstwertgefühl (*self-esteem*) nach Rosenberg (1965) in Untersuchungen der Belastungsverarbeitung mehrfach erhoben worden. Ihre Effekte entsprechen im großen und ganzen denen der Kontrolle. (Abweichend davon findet Fleishman 1984:239 nur schwache und inkonsistente Effekte.) Folkman et al. (1986b) errechnen jedoch zwischen Kontrolle und Selbstwertgefühl eine so hohe Korrelation ($r=0.65$), daß nicht gewährleistet ist, daß es sich um verschiedene Konstrukte handelt.

Fassen wir die Einwände zusammen: Entweder gibt es für die Annahme der Wirkung einiger in Frage kommender zusätzlicher Dispositionen keine plausiblen Gründe. Oder es ist nicht gesichert, daß die Konstrukte die Stellung einer Persönlichkeitseigenschaft beanspruchen können. Oder sie hängen eng mit Kontrolle zusammen und würden die Analysen daher nur mit Redundanz beladen. Bis zum Beweis des Gegenteils halten wir daher zusätzliche Merkmale für verzichtbar.

2.4 Ökonomisch bedingter Ansehensverlust als Belastungsquelle

Wir sind bei unserer Literaturübersicht zum Einfluß sozialer Merkmale auf mannigfaltige Hinweise gestoßen, daß vertikale und andersgeartete *Ungleichheit* den sozialen Hintergrund des Verarbeitungsgeschehens ausmacht. Dementsprechend werden wir im empirischen Teil die Frage aufwerfen, auf welche Art sich gesellschaftliche Ungleichheit in der Belastungsverarbeitung niederschlägt. Sollten sich Effekte zeigen, könnte diese Untersuchung verstehen helfen, wie sich makrosoziale Bedingungen (besonders die Schichtung) auf die Mikroebene des Erlebens und Verhaltens auswirken (vgl. die Forderung Pearlins, 1989:244). Ungleichheit ist aber nur eines von zwei Argumentationsprinzipien. Wir sind der Überzeugung, daß der soziale Kontext sich in diesem Aspekt allein nicht erschöpft. Neben sozialstrukturellen sind auch sozialpsychologische Effekte zu suchen. Aus den Vorstudien liegen ausreichende Hinweise darauf vor, daß mit ökonomischen Primärbelastungen Weiterungen verbunden sind, insbesondere ein vermeintlicher oder realer Ansehensverlust, die einen ebenso starken Stressor darstellen wie die finanzielle Zuspitzung an sich. Menschen schämen sich wegen wirtschaftlicher Schwierigkeiten; es ist ihnen peinlich, wenn die Umwelt von ihrer Armut erfährt. Hieraus ergibt sich ein zweites Argumentationsprinzip. Wir werden deshalb einige Anstrengungen darauf verwenden, zu verstehen, welche Folgen die Furcht vor dem Verlust der Achtung seiner Umwelt für das Individuum haben kann. Den Einfluß dieses Faktors auf die Belastungsverarbeitung muß man sich nicht wie zuvor bei soziodemographischen Merkmalen auf der Verhaltensebene, sondern auf der Ebene der Belastungsquellen vorstellen.

Die in Abschnitt 2.3 zusammengetragenen Hinweise auf soziale Ungleichheit im Verarbeitungsgeschehen entstammen, wenn nicht dem Transaktionsansatz, so doch dem größeren Kreis der Streßforschung. Die bedrohte soziale Geltung des Individuums mit ihren Verhal-

tenskonsequenzen ist ein völlig anderer Gesichtspunkt. Für ihn hält diese Forschungsrichtung kaum Konzepte bereit⁴, und zum Verständnis der Wirkungsmechanismen und möglicher Konsequenzen sind wir darauf angewiesen, einige sozialpsychologische Erkenntnisse in die Betrachtung einzubeziehen. Drei Schritte sind zur Darstellung notwendig. Der erste Schritt wird zur Grundlage des Argumentationsprinzips hinführen: Es soll, hier in sehr allgemeiner Form, gezeigt werden, daß dem Individuum sein Ansehen in den Augen der sozialen Umgebung viel bedeutet, daß es Informationen darüber aufmerksam registriert und seinen Eindruck auf andere aktiv gestaltet (dazu Abschnitt 2.4.1). Im nächsten Schritt wird abgeleitet, daß eine wahrgenommene Bedrohung des Ansehens Reaktionen auslöst, die eine Konservierung oder Wiederherstellung desselben zum Ziel haben (Abschnitt 2.4.2). Hier wird es daher um die Bewältigung von Peinlichkeit und Scham gehen (zwei austauschbare Begriffe). Wenn dieser Schritt vollzogen ist, darf das Ansehen als Anliegen im Sinn des Transaktionsansatzes behandelt werden, und es wird möglich, mit dem Instrumentarium des Ansatzes den Verhaltenseffekten nachzuspüren. Der dritte Schritt besteht darin zu zeigen, daß ein Zusammenhang zwischen wirtschaftlichen Problemen, im besonderen Armut, und dem Ansehen besteht (Abschnitt 2.4.3). Dieselben Ereignisse, die wegen ihrer wirtschaftlichen Konsequenzen zu emotionalen Belastungen führen, sind, wenigstens aus der subjektiven Perspektive des Individuums, mitunter geeignet, seinen Ruf zu lädieren. Werden diese drei Schritte verkettet, öffnet sich der Blick auf die Armut als Belastungsquelle und damit als sozialpsychologisches Problem.

2.4.1 Das *Imaginäre Urteil*: Ansehen als Anliegen

Daß sich der Mensch als gesellschaftliches Wesen am Urteil seiner Mitmenschen orientiert, gehört wohl unvermeidlich zur introspektiven Alltagserfahrung. Es ist in der Literatur in durchaus unterschiedlichen Kontexten beschrieben worden.

Schon in einem frühen wissenschaftlichen Diskurs spielt die Annahme eine Rolle, daß der Mensch um Anerkennung bemüht ist. Adam Smith stellt in der *Theory of Moral Sentiments* (1759) fest, daß individuelles Handeln zwar an materiellem Wohlstand, aber gleichzeitig auch an sozialer Anerkennung orientiert sei. Esser (1993:242f.) kommentiert diese Kombination im Sinne einer Gesellschafts- und Kooperationsfähigkeit in beinahe funktionalistischer Manier »bereits als technische Bedingung« der menschlichen Reproduktion. Nur weil der Mensch in der Lage sei, gesellschaftliche Verhältnisse einzugehen, sich empathisch in andere Akteure hineinzusetzen und auf ihre Interessen einzugehen, könne er als Gattung existieren. Das Bedürfnis nach Anerkennung stelle sicher, daß nicht das Streben nach

⁴ Das Selbstwertgefühl wird zwar als eine Ausformung der Anliegen von Lazarus/Folkman ad hoc eingeführt (siehe Abschnitt 2.2.2) und das Ansehen scheinbar als Komponente des Selbstwertgefühls betrachtet, doch bleiben Hintergründe und Wirkungsweisen im dunkeln.

privatem Wohlstand überhand nehme und den gesellschaftlichen Zusammenhalt sprengt. Dieses Bedürfnis mache, gemeinsam mit der Angewiesenheit auf soziale Unterstützung, auf sozial vermittelte Orientierung und Verhaltensbestätigung, die *Sozialität* des Menschen aus. Sozialität und *Soziabilität*, die Fähigkeit zum Unterhalt sozialer Beziehungen, gehören zu den zentralen Bedingungen menschlicher Existenz (Esser 1993:161).

Aus der Epoche Smiths kommt aber auch eine buchstäblich entgegengesetzte, kulturkritische Stimme, die die desintegrierenden Wirkungen der Suche nach Anerkennung aufspürt. »*Le sauvage vit en lui-même; l'homme sociable, toujours hors de lui, ne sait vivre que dans l'opinion des autres, et c'est pour ainsi dire de leur seul jugement qu'il tire le sentiment de sa propre existence*⁵«, klagt Jean-Jacques Rousseau (1823:317) in seiner 1753 entstandenen Abhandlung über den Ursprung und die Grundlagen der Ungleichheit unter den Menschen. Er führt die Mehrzahl aller Segnungen und Übel der Zivilisation auf die Sucht nach Ansehen (*réputation*) zurück. Vorrangig mit Blick auf die aufstrebende aufgeklärte Bourgeoisie seiner Zeit rügt er, daß es Menschen gebe, »*qui comptent pour quelque chose les regards du reste de l'univers, qui savent être heureux et contents d'eux-mêmes sur le témoignage d'autrui plutôt que sur leur propre*⁶« (ebenda). Während Rousseau die Antizipation des Fremdurteils in die Nähe von Eitelkeit rückt und aus ihr Distinktionsbegehrlichkeit, Gier und Leidenschaft, also im Gegensatz zu Smith zerstörerische Kräfte, entspringen sieht, erkennt auch er indirekt ihren starken Motivationscharakter an. Sie ist die Triebfeder, der wir alles zu verdanken haben, »*ce qu'il y a de meilleur et de pire parmi les hommes, nos vertus et nos vices, nos sciences et nos erreurs, nos conquérants et nos philosophes, c'est à dire une multitude de mauvaises choses sur un petit nombre de bonnes*⁷« (a. a. O., S. 311f.).

Eine Grundlage vieler moderner Ansätze, die sich mit dem Zusammenhang von Persönlichkeit und Gesellschaft befassen, ist Charles Horton Cooleys berühmter Artikel *Looking-Glass Self* ([1902] 1972), in dem er den sozialen Prägevorgang des Ich beschreibt. U. a. auf ihm fußt die Selbstkonzeptforschung (z. B. Rosenberg 1981, Kaplan 1986, sowie Rosenberg 1989 mit einer historischen Übersicht). Ihr Axiom ist die Annahme, daß Vorstellungen vom Selbst sowohl soziales Produkt als auch soziale Triebkraft sind. Bei Geburt ist das Selbstkonzept noch nicht vorhanden, und soziale Faktoren sind grundlegend in seiner Ausbildung, obwohl es in der introspektiven Ansicht der Person innerlich angelegt, stabil und autonom erscheint. Auf der anderen Seite, und das wird für unseren Gegenstand von direkter Bedeutung sein, erlangt das Selbstkonzept eine eigenständige Existenz, weil es das Verhalten der Person nachhaltig beeinflusst.

⁵ Der wilde Mensch lebt in sich selbst; der gesellschaftliche Mensch hingegen lebt immer außerhalb seines Selbst und unterwirft sich stets der Meinung anderer, und nur aus ihrem Urteil schöpft er sozusagen das Bewußtsein seiner Existenz. (Übersetzung nach Rousseau 1985:197)

⁶ die es für wichtig erachten, daß die ganze Welt auf sie sieht, und deren Glück und Zufriedenheit mehr vom Urteil anderer als von ihrem eigenen abhängt. (Übersetzung nach Rousseau 1985:197)

⁷ Gutes und Schlechtes, Tugenden und Laster, Erkenntnisse und Irrtümer, Eroberer und Philosophen, kurzum - viel Schlechtes und wenig Gutes. (Übersetzung nach Rousseau 1985:193)

Cooley beschreibt die soziale Prägung des Ich durch reflexive Wahrnehmung. Das Ich ist eine aggressive, einnehmende Kraft, die bestrebt ist, sich alle möglichen Mittel zur Fortentwicklung zu eigen zu machen, seien es materielle Dinge oder die Aufmerksamkeit der Umwelt. Dazu versucht es unter anderem, beim Gegenüber einen möglichst vorteilhaften Eindruck zu erwecken, und es ist stets auf Informationen darüber angewiesen, wie es von der Umwelt wahrgenommen wird. Cooley wählt für diese reflexive Abschätzung des eigenen Eindrucks die Spiegelmetapher:

»As we see our face, figure, and dress in the glass, and are interested in them because they are ours, and pleased or otherwise with them according as they do or do not answer to what we should like them to be; so in imagination we perceive in another's mind some thought of our appearance, manners, aims, deeds, character, friends, and so on, and are variously affected by it. A self-idea of this sort seems to have three principal elements: the imagination of our appearance to the other person; the imagination of his judgment of that appearance, and some sort of self-feeling, such as pride or mortification. The comparison with a looking-glass hardly suggests the second element, the imagined judgment, which is quite essential. The thing that moves us to pride or shame is not the mere mechanical reflection of ourselves, but an imputed sentiment, the imagined effect of this reflection upon another's mind. This is evident from the fact that the character and weight of that other, in whose mind we see ourselves, makes all the difference with our feeling.«

(Cooley 1972:51f.)

Cooley illustriert mit sehr lustigen Beispielen, wie bereits Kinder phantasievoll kleine Dramen inszenieren, um das Interesse ihrer Umwelt auf sich zu ziehen, und dabei mit einem Auge stets geflüssentlich die Reaktionen der Erwachsenen überwachen. Der Unterschied zu Erwachsenen besteht darin, daß letztere subtile Methoden kennengelernt haben, um ihre Umwelt zu beeindrucken, und etwaige Unzufriedenheit mit der (nicht) erfahrenen Anerkennung nicht gleich mit Geschrei oder Schmolmund verkünden. Das Kind erwartet erkennbare Äußerungen der Zuwendung, während der Erwachsene sich schon mit der angedeuteten oder bloß vorgestellten Wertschätzung zufriedengibt. Und schließlich sind die Anstalten des Kindes direkt und unmißverständlich auf ihren Zweck gerichtet. Der Erwachsene lernt, durch einstudierte Indifferenz den Anschein zu unterdrücken, daß er das, was er unternimmt, mit eben dem Ziel unternimmt, ein vorteilhaftes Ansehen zu bewirken, weil er sich darüber im Klaren ist, daß ihm offensichtliches Streben nach Anerkennung als Schwäche ausgelegt werden könnte. Es handelt sich keineswegs um einen neutralen Gegenstand, der durch direkte Nachfrage zu klären wäre. Daher dürfte es auch fruchtlos bleiben, die Person nach der Orientierung am mutmaßlichen Fremdurteil zu fragen, denn sie würde unweigerlich verleugnet.

An dieser Stelle ist der Hinweis wichtig, daß das zweite Element des *looking-glass-self*, die vermutete Wirkung der eigenen Person auf Dritte, nicht mit deren tatsächlicher Wahr-

nehmung identisch sein muß (Rosenberg 1981:597) und seine Abschätzung mit beträchtlicher Unsicherheit behaftet ist. Das soziale Selbst ist also kein Spiegelselbst, wie es der Titel vermuten läßt und wie es bisweilen übersetzt wird (z. B. von Bisler 1978). Wir wollen daher Cooleys Begriff des *Imaginären Urteils* übernehmen, weil es zunächst und mit Gewißheit nur in der Vorstellung vorhanden ist.

Meads ([1913] 1972, [1934] 1967) Analyse geht so weit, das Selbst in die Komponente eines Akteurs (»I«) und eines Beobachters (»Me«) zu zerlegen. Das Me steht für die erlernte Wahrnehmung der eigenen Person auf die Weise, auf die es die Umwelt wahrnehmen würde, und fungiert als der »generalisierte Andere«. Damit erst ist die Grundlage für Kommunikation und Interaktion geschaffen, denn die gedankliche Übernahme anderer Rollen und die Antizipation der Reaktionen der Interaktionspartner auf eigenes Handeln ermöglicht es dem Akteur, Strategien effektiv zu verfolgen, mit anderen zu koordinieren und Ergebnisse vorausschauend zu evaluieren (Schlenker/Britt/Pennington 1996:121, Schlenker 1980:56).

Wir wenden uns nun der Impression-Management-Theorie zu, von der aus schließlich der Brückenschlag zur Streßtheorie stattfinden soll. Diese Theorie setzt in gewisser Weise Cooleys Gedanken fort: Es wird nicht nur angenommen, daß das Individuum sich selbst über Reaktionen seiner Umwelt definiert, sondern daß es sich selbst auch aktiv in der Umwelt definiert. Es mutmaßt nicht nur, was andere von ihm selbst denken mögen, sondern beeinflußt gezielt den Eindruck, den sie von ihm gewinnen. Schneider (1981:25) definiert Impression-Management als »an attempt by one person (actor) to affect the perceptions of her or him by another person (target)«. Im Mittelpunkt des Interesses standen anfangs die Strategien, die Menschen einsetzen, um ein Bild von sich selbst zu zeichnen, das sie in einem guten Licht scheinen läßt, etwa das Einschmeicheln auf der Suche nach Anerkennung. Allerdings handelt es sich bei den gezeichneten Persönlichkeitsbildern stets um Kompromisse zwischen idealisierten Traumvorstellungen und den öffentlich sichtbaren Fakten, und sie enthalten immer eine Komponente der persönlichen Nützlichkeit und der Glaubwürdigkeit (Schlenker 1987). Aktuelle Fassungen des Ansatzes lösen sich von der Fixierung auf spezielle Motive und betrachten Impression-Management als Mittel, das unterschiedlichen Zwecken dienen kann und beliebige Objekte berührt: »We define 'impression management' as the goal-directed activity of controlling information about some person, object, idea, or event« (Schlenker/Britt/Pennington 1996:118). Trotz dieser konzeptuellen Öffnung liegt das Haupteinsatzgebiet weiterhin in der Analyse der Selbstdarstellung (self-presentation, self-identification, vgl. Mummendey 1995:126ff.), d. h. solcher Akte, die das positive Selbstkonzept des Akteurs vermitteln. Es wird angenommen, daß Impression-Management und Selbstdarstellung nicht nur in besonderen Situationen stattfinden, sondern Bestandteile alltäglicher Interaktion sind - geradezu notwendige Bestandteile, die der Orientierung der Interaktionspartner dienen: »In order to interact with others, people must present and maintain a coherent identity. An actor cannot 'do' social interaction without taking a particular role in it, and this role is

presented by a set of identity images characterizing the type of person the actor thinks he or she can and should be on this occasion« (Schlenker/Britt/Pennington 1996:125). Es erübrigt sich zu sagen, daß auch diese Perspektive es nicht ausschließt, nach der Nützlichkeit eines Eindrucks für die Zielerreichung des Akteurs zu fragen (ibid.).

Eine erschöpfende Übersicht über die Zweige der Impression-Management-Theorie kann hier nicht gegeben werden; es ist zu verweisen auf den handlungstheoretisch aufgebauten Theoriebeitrag von Schlenker/Britt/Pennington (1996), der ein Erwartungs * Wert-Modell für die Wahrscheinlichkeit einer Strategie konstruiert, Arbeiten über die Effektivität der Strategien (Baumgardner/Arkin 1987) und über den Zusammenhang zwischen sozialer Erwünschtheit und Impression-Management, der für die mangelnde Validität mancher sozialpsychologischer Experimente verantwortlich ist (Mummendey/Bolten 1993, Mummendey 1995). Eine Vielzahl von Beiträgen enthält Taxonomien der beobachteten Strategien und Techniken (z. B. Schlenker 1980, Arkin 1981, Mummendey 1995 und die Beiträge zum Sammelband von Giacalone/Rosenfeld 1989). Bemerkenswert ist in der Impression-Management-Literatur die durchgängige Beschränkung auf *proaktive* Techniken; die meisten Arbeiten durchzieht das Bild eines Individuums, das Auseinandersetzungen gezielt sucht, um sich konstruktiv oder auch konsolidierend mit seinem Image zu beschäftigen. Das liegt möglicherweise an der lange herrschenden Vorstellung, Impression-Management sei ein Instrument, mit dem sich Akteure Vorteile verschaffen. Meist fehlen buchstäblich alle Ansätze der Erfassung ausweichender und vermeidender Reaktionen zur bloßen Rettung eines bestehenden, aber bedrohten Selbstkonzepts. Dies wird sich ändern, wenn im folgenden Abschnitt Überlegungen zur Sprache kommen, die sich mit einem drohenden Schaden für das Ansehen befassen.

2.4.2 Bedrohtes Ansehen, Scham und ihre Verarbeitung

Grundlegende Gedanken zur Natur der Scham sind in Georg Simmels kurzem Essay »Zur Psychologie der Scham« ([1901] 1983) enthalten. Den gemeinsamen Kern der mannigfaltigen Erscheinungen, die ein Schamgefühl bewirken, sieht er im Hervortreten eines Makels der Person in einem Augenblick, in dem sie im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit anderer steht: »Will man das besonders Peinigende des Schamgefühls in abstrakten Begriffen auseinanderlegen, so scheint es in dem Hin- und Hergerissenwerden zwischen der Exaggeration des Ich, dadurch, daß es ein Aufmerksamkeitszentrum ist, und der Herabsetzung zu bestehen, die es in seinem gleichzeitigen Manko gegenüber der vollständigen und normativen Idee seiner selbst fühlt« (Simmel 1983:142). So verschiedenartige Umstände wie Nacktheit in der Öffentlichkeit, die Verschämung des gelobten Bescheidenen und die Geniertheit des Publikums eines Vortrags, zu dem zahlreiche Zuhörer erwartet wurden, nur wenige jedoch erschienen sind, haben diese Bedingungen gemein. Im ersten Fall verweist Simmel auf die äußerste Sphäre der Unnahbarkeit einer Person, in die der nackte Körper gehört. Das Eindringen in diese Sphäre bedeutet einen Bruch der Norm der integren Persönlichkeit und

ihre Herabwürdigung, die unweigerlich Aufmerksamkeit auf sich zieht. Im zweiten Fall wird dem Bescheidenen ein Mißverhältnis zwischen seinem Selbstbild und dem schier unverdienten Lob bewußt. Im dritten Fall ist die erhöhte Aufmerksamkeit aufgrund der Lücken der Zuhörerschaft unmittelbar ersichtlich; der Anwesende empfindet dabei die Abwesenheit der anderen als eine Vernachlässigung oder Kränkung des Vortragenden. Die Identifikation mit der Unzulänglichkeit der Gruppe bewirkt hier die Schamempfindung. Daß Scham ein soziales Phänomen ist, wird bereits an diesem Beispiel deutlich. Die sozialen Konstellationen können sich dabei verschiedenartig auswirken, denn es gelingt Simmel ebenso zu zeigen, daß beispielsweise in Gruppen begangene Normverletzungen keine Scham hervorrufen, weil sie die Aufmerksamkeit nicht auf eine einzelne Person lenken.

Breite Rezeption haben die Beiträge Erving Goffmans ([1955] 1982, 1956, [1956] 1997) zur Erklärung der Peinlichkeit gefunden. Sie stehen ganz in seiner Tradition, das Leben in Theater-Metaphern zu beschreiben. Zunächst nimmt er das Theorem der Impression-Management-Theorie vorweg: Eine Person gibt sich in Interaktionen ein *Gesicht* (face), d. h. ein Bild von sich selbst, das aus anerkannten sozialen Attributen zusammengesetzt ist. Sie bedient sich sogenannter *lines*, konsistenter Darstellungsmuster, die dem beabsichtigten Gesicht Konturen verleihen (Goffman [1955] 1982:109). Das Gesicht ist verschieden vom Selbst, und jede Person tritt in unterschiedlichen Situationen mit unterschiedlichen Gesichtern auf. Ein Gesicht ist auf den Kontext (das Publikum, die Interaktionspartner) abgestimmt. In Goffmans Analyse spielt die gegenseitige Akzeptanz der Linien der Interagierenden als strukturelle Grundlage der Interaktion eine wichtige Rolle. Die Wahrung eines Gesichts ist Bedingung, nicht Ziel der Interaktion. Die Interaktionspartner akzeptieren bis auf weiteres die Linien der anderen und richten ihre Beiträge auf sie aus. Die Entwicklung einer Begegnung ist mit den einmal eingenommenen Darstellungsmustern eng verhaftet, denn wenn eine Person von ihrer Linie radikal abschwenkt oder die Ereignisse ihre Linie diskreditieren, stellt sich Konfusion ein, weil die Vorstellungen der Beteiligten von der Fortführung der Begegnung unhaltbar werden (Goffman [1955] 1982:112). »*Thereafter those present find they can neither do without the assumptions nor base their responses upon them. The inhabitable reality shrinks until everybody feels 'small' or out of place*« (Goffman 1956:269).

Gleichzeitig sind Gesichter emotional besetzt. Das Wohlbefinden der Person hängt davon ab, wie ihre Erwartungen hinsichtlich eines angestrebten Gesichts sich erfüllen. Übertrifft der Ausgang einer Begegnung die Erwartungen, hebt das die Stimmung. Manche Interaktionsbeiträge und externe Ereignisse können aber auch das Gesicht hintertreiben. Während im Normalfall den anderen Beteiligten die Attribute, aus denen ein Gesicht des Akteurs zusammengesetzt ist, nicht bewußt sein müssen, wird ihnen nun klar, daß er sie nicht besitzt und wissentlich einen falschen Eindruck erweckt hat. In einem solchen Fall entsteht Peinlichkeit. Die Inkonsistenz der Ereignisse innerhalb einer Begegnung oder zwischen einer Linie und dem größeren sozialen Kontext des Akteurs entlarvt sein falsches Gesicht und wirft Zweifel an seiner Zuverlässigkeit als Interaktionspartner auf. »*Should he sense that he is in*

wrong face or out of face, he is likely to feel ashamed and inferior because of what has happened to the activity on his account and because of what may happen to his reputation as a participant. Further, he may feel bad because he had relied upon the encounter to support an image of self to which he has become emotionally attached and which he now feels threatened« (Goffman [1955] 1982:111). Das Verfolgen einer bestimmten Linie enthält ein implizites Versprechen der Kontinuität, das nun gebrochen wird (Goffman ([1956] 1997:21). Peinlichkeit ist jedoch mitnichten ein individuelles Problem, sondern eine ansteckende Angelegenheit. Sie betrifft nicht nur denjenigen, dessen Gesicht diskreditiert wurde, sondern auch denjenigen, der es, auch unwillentlich, diskreditiert hat, und oft ist nicht zu erkennen, wem von beiden eine Situation peinlicher ist. Mangelnde Rücksichtnahme auf die exponierte Person wird als Taktlosigkeit ausgelegt, die nun für die anderen Interagierenden ihrerseits leicht zur Ursache der Peinlichkeit werden kann. Der Umgang mit Peinlichkeit ist daher stets ein interaktiver sozialer Vorgang.

Vor der weiteren Erörterung ist anzumerken, daß Goffmans Erklärung nicht auf restlos alle Situationen recht zuzutreffen scheint, die realiter als peinlich empfunden werden. In Simmels Fall des einsamen Zuhörers einer schlecht besuchten Vortragsveranstaltung kann man schließlich mitnichten dem Anwesenden die Nachlässigkeit der Abwesenden zum Vorwurf machen. Er ist der nur passiv Anwesende, der den Erwartungen an seine Rolle als Zuhörer zur Genüge nachkommt und keineswegs etwas vorgibt, das durch die Fakten nicht gedeckt wird. Das bemerkenswerte ist in diesem Fall die durch Identifikation mit den Abwesenden bedingte »sachlich gerade ganz unangebrachte Schamempfindung« (Simmel 1983: 148). Goffmans Stärke liegt also eher in der Analyse proaktiv (wenngleich unintendiert) herbeigeführter Peinlichkeit.

Unter dem Gesichtspunkt der Verarbeitung von Peinlichkeit ist für uns von unmittelbarem Interesse, was Goffman über *face-work* vermerkt (die Gesamtheit dessen, was individuell und interaktiv-kooperativ zur Gesichtswahrung unternommen wird). Er unterscheidet vermeidende und korrektive Prozesse. Der sicherste Weg, eine Bedrohung des Gesichts zu vermeiden, ist es, Begegnungen zu umgehen, in denen solche Bedrohungen zu erwarten sind; eine Alternative zum restlosen Rückzug ist die Einschaltung von Mittelsleuten. Innerhalb einer Begegnung umschiffen dann die Konversation Themen, in deren Zusammenhang Inkonsistenzen des Gesichts auffällig zu werden drohen. Dem Interaktionspartner kommt eine ebensowichtige Aufgabe wie dem Akteur zu, denn seine Unterstützung in Form von Diskretion und gezielter Nichtbeachtung peinlicher Details verhindert zuverlässig den befürchteten Schaden. *Korrektive* Prozesse setzen ein, wenn es zur Peinlichkeit gekommen ist. Zu ihnen gehören der Widerspruch, der das bedrohte Gesicht durch einen Gegenangriff auf die bedrohliche Information und ihre Quelle entlastet, das Versöhnungsangebot durch den Angreifer, der die Peinlichkeit herbeigeführt hat, und die ernst oder scherzhaft gemeinte explizite Zurücknahme einer in der Selbstdarstellung implizit enthaltenen Eigenschaft, die von einem Ereignis widerlegt wurde.

Goffman beläßt es bei einer Überblicksbetrachtung und ist nicht an einer Vorhersage der Verarbeitungsprozesse durch Persönlichkeits- und Interaktionsmerkmale interessiert. Er weist lediglich darauf hin, daß Selbstsicherheit (poise) dazu befähigt, die sichtbaren Symptome der Scham (Erröten etc.) zu unterdrücken und verheimlichen. Aufbauend auf Goffmans Analyse der Entstehung von Peinlichkeit untersucht Modigliani (1968) Traits, die die generalisierte Neigung erklären, in sozialen Interaktionen Peinlichkeit zu empfinden (embarrassability). Dazu legt er Studenten Beschreibungen peinlicher Situationen vor. Es zeigt sich, daß das subjektiv vermutete Ansehen in den Augen der Öffentlichkeit (subjective-public-esteem), also das *Imaginäre Urteil*, den stärksten Zusammenhang mit dem Kriterium aufweist. Der verwendete Indikator (feelings of inadequacy) mißt allerdings genauso sehr das Selbstwertgefühl der Person in ihrer eigenen Einschätzung. Empathie trägt auch zur Peinlichkeitsneigung bei, allerdings nicht in jedem Fall, sondern nur in Interaktion mit dem vermuteten Ansehen. Besonders empfindlich sind daher Personen, die vermeintlich ein schlechtes Ansehen besitzen und über die Fähigkeit verfügen, die Perspektive anderer einzunehmen. Ängstlichkeit (test anxiety) und ein geringes allgemeines Selbstwertgefühl tragen im multivariaten Modell nur wenig zur Varianzaufklärung bei (obwohl hohe bivariate Zusammenhänge mit embarrassability bestehen). Modiglianis Arbeit ist insofern aufschlußreich, als sie persönlichkeitsbedingte interindividuelle Unterschiede belegt. Leider suggeriert sein Modell der Peinlichkeit aber ein einfaches Reiz-Reaktions-Schema, das ohne vermittelnde Instanzen auskommt.

Auch das ausgelöste Verhalten wird von Modigliani mit keinem Wort erwähnt. Mehr darüber erfahren wir in einem Beitrag von Schlenker (1987). Er ist von besonderem Interesse für die Überlegung, daß bedrohtes Ansehen zur Belastung werden kann. In dieser Arbeit kombiniert Schlenker Elemente der Impression-Management-Theorie mit Elementen der Streßtheorie. Grundlage ist die Annahme einer Person, die um die Wahrung eines Selbstbildes (desired identity image) bemüht ist und korrigierend eingreift, wenn die Umstände einen Eindruck zu vermitteln drohen, der vor ihrem erwünschten Selbstbild abweicht. »People have a *stake* in the construction and preservation of these images, both privately and publicly, and are *threatened* when they might be damaged by events. When threats arise, people take action to defuse them« (Schlenker 1987:274, Hervorh. v. K.S.). Zu den Umständen, die das erwünschte Selbstbild gefährden, gehören eigene Fehlleistungen, Ungeschicklichkeit, Verfehlungen und externe Ereignisse wie Beleidigungen und Provokationen und Unglücksfälle, die dem Erscheinungsbild anhaften und es mit unerwünschten Eigenschaften wie Inkompetenz versehen.

Streß entsteht dann jedoch nicht automatisch, denn es finden Mediationsprozesse statt, die man sich, obwohl von Schlenker nicht so bezeichnet, als Bedeutsamkeits- und Ressourceneinschätzung und Verarbeitungsverhalten (vgl. Abschnitt 2.2) vorstellen kann. Bedeutsam ist eine Bedrohung, wenn ein zentraler Zug des Selbstbildes bedroht ist - Zentralität ist wegen der Beliebigkeit leider kein sehr hilfreicher Begriff -, der Akteur viel in die Errichtung dieses Bildes investiert hat und eine große Diskrepanz zwischen erwünschtem und entstehendem

Bild besteht. Die Ressourceneinschätzung, hier bezeichnet als wahrgenommene Selbstdarstellungswahrscheinlichkeit (self-identification outcome expectation), vollzieht sich etwas anders als im bekannten Verarbeitungsmodell Lazarus', denn neben der Schwierigkeit der Situation und den Fähigkeiten des Akteurs gehen in sie Eigenschaften des Publikums ein. Die Wahrscheinlichkeit, ein Selbstbild erfolgreich zu projizieren, hängt u. a. davon ab, wie anspruchsvoll, tolerant und hilfsbereit das Publikum ist, vor dem der Akteur bestehen muß.

Drei Klassen von Verarbeitungsverhalten werden beschrieben, in denen wiederum einige von Lazarus/Folkman schon benannte Verhaltensweisen enthalten sind. 1. Sachdienliche, d. h. für die Einschätzung des Selbstbildes aussagefähige, *Informationen werden beschafft* oder erinnert und intensiv ausgewertet. Es werden insbesondere solche Informationen gesucht, die ein erwünschtes Selbstbild stützen. Gleichzeitig werden soziale Bewertungsstandards, mit denen sich der Akteur vergleichen kann, »salient«, d. h.: sie werden im Bewußtsein hervorgehoben. 2. Für Ereignisse, die das Selbstbild bedrohen, werden Erklärungen, Ausreden und Entschuldigungen konstruiert, die die Imagekonflikte sich selbst und dem Publikum gegenüber plausibel eliminieren. »People attempt to explain events in ways that validate desired identity images and repudiate undesired images« (Schlenker 1987:288). Z. B. werden Ursachen für Unstimmigkeiten in äußeren Umständen gesucht. Offensichtlich sind die von Schlenker mit diesen Strategien gemeinten Versuche identisch mit *kognitiver Restrukturierung*. 3. Der Akteur leitet strategische Aktivitäten ein, die etwa der *direkten Problemlösung* und der *Suche sozialer Unterstützung* entsprechen. Er kann beispielsweise versuchen, durch imagewirksame Handlungen eine ungünstige Meinung anderer zu seinen Gunsten zu beeinflussen. Dabei kommt der Auswahl geeigneter Aufgaben, Situationen und Auditorien große Bedeutung zu. Schließlich wird er solche Sozialkontakte bevorzugen, in denen er eine Bestätigung seines erwünschten Selbstbildes erwarten kann.

Das letzte Beispiel verdeutlicht die Besonderheit der geschilderten Strategien: Obwohl sie den gleichen Gattungen zuzurechnen sind, denen Reaktionen auf finanzielle (oder beliebige andere) Probleme entstammen, kennzeichnet sie jeweils der enge Bezug zum Selbstbild; es zählt also nicht etwa soziale Unterstützung schlechthin, sondern diejenigen zu einem *bestimmten Zweck*. Diese Feststellung hat Konsequenzen für die Analyse wirklichkeitsnaher Situationen, die, wie in Abschnitt 2.2.2 erläutert wurde, u. E. durch mehrere Anliegen gleichzeitig gekennzeichnet sind. Eine dem Konzept adäquate Untersuchung müßte nicht nur Anliegen auffächern, sondern entsprechend auch die Reaktionen.

Während Schlenker der kognitiven Situationsbewertung einen großen Stellenwert für die Wahl einer Reaktion beimißt, bricht er mit dem Schema des Transaktionsansatzes, wenn er konstante Dispositionen, Muster oder Stile des Bewältigungsverhaltens ins Spiel bringt (deren Verhältnis zu den drei Reaktionsklassen unglücklicherweise nicht zufriedenstellend geklärt wird). Er sieht nämlich zum einen eine Tendenz zur kämpferischen Selbstbehauptung und Durchsetzung des erwünschten Bildes (self-assertive style) und zum anderen eine Tendenz zur passiven Verteidigung (self-protective style). Während der erste Stil durch die aktive

Nutzung aller Gelegenheiten zur Verbesserung des Selbstbildes charakterisiert ist, zeichnet sich der zweite (protektive) Stil durch eine Verlagerung auf die Vermeidung gefährdender Situationen und das Ausbleiben der Gegenangriffe aus; typisch für ihn ist der Rückzug aus potentiell identitätsbedrohenden sozialen Interaktionen. Aussagen zum Einfluß von Situation vs. Disposition auf die Aktivierung der Stile sind nicht sehr klar, doch scheinen beide Faktoren Effekte zu besitzen: »These patterns can be situationally induced and they also appear to represent generalized styles of interaction on which individual differences can be observed« (Schlenker 1987:309). Es ist neben Selbstwertgefühl, Kontrollüberzeugung und Leistungsmotivation (achievement motivation) im wesentlichen eine Disposition, die als besonderer Bestimmungsfaktor der Stile bezeichnet wird: die sog. soziale Ängstlichkeit, d. h. Schüchternheit in Gegenwart anderer Personen. (Zu dem gleichen Schluß kommt Arkin [1981:325].)

Vom einem ähnlichen Gegenstand, dem Umgang mit Mißbilligung (disapproval) durch die soziale Umwelt, handelt ein Beitrag von Baumgardner/Arkin (1987). Mißbilligung wird nicht definiert. Obwohl sicherlich Mißbilligung denkbar ist, die keine Peinlichkeit erzeugt (z. B. die Ablehnung einer offen vertretenen abweichenden Denk- oder Verhaltensweise einer Person durch Ihresgleichen, die ja keine Selbstdarstellung der Person diskreditiert), lassen die Beispiele darauf schließen, daß die Autoren Scham und Mißbilligung gleichsetzen. Die Analyse basiert auf der Annahme eines nicht weiter hinterfragten menschlichen Bedürfnisses, solche Mißbilligung zu vermeiden. Ein Modell ihres Entstehungs- und Verarbeitungsmechanismus wird von den Autoren nicht ausdrücklich expliziert, doch legt die Schilderung der Reaktionen nahe, daß sie Mißbilligung nicht als eine an sich durch ein Ereignis gegebene Tatsache verstehen. Sie ist eher eine - allerdings dann unangenehme und bedrohliche - Interpretation von Umweltreizen durch ein Individuum. Eine von zwei grundsätzlichen Bewältigungsmöglichkeiten besteht folglich darin, die negative Interpretation von vornherein zu vermeiden. Dazu können verschiedene Techniken eingesetzt werden, die entweder die Existenz derjenigen Informationen leugnen, die Mißbilligung andeuten (Selbsttäuschung), die persönliche Relevanz dieser Informationen abstreiten oder die Informationsquelle selbst degradieren. Weitaus ungünstiger ist die Ausgangsposition des Individuums für eine erfolgreiche Auseinandersetzung, wenn es die Existenz von Mißbilligung durch Interpretation akzeptiert hat. Es muß dann Zuflucht zur zweiten Bewältigungsmöglichkeit nehmen, die lediglich die Wahrscheinlichkeit zukünftiger Mißbilligung vermindert. Dazu dienen verstärkte Bemühungen um sachliche Leistungen, die vom Publikum wahrgenommen werden sollen, aber auch Abwärtsvergleiche zur Absenkung normativer Standards, die Umorientierung des Bezugspunkts der Aufmerksamkeit und kognitive Restrukturierungsverfahren, z. B. Ausreden und das Betonen oder Erschaffen von Handicaps (*self-handicapping*). Die Verwendung der Gattungsnamen Abwärtsvergleiche und kognitive Restrukturierung ist allerdings ohne einen Zusatz mißverständlich, denn im Gegensatz zur Verwendung im allgemeinen Verarbeitungsmodell nach Lazarus/Folkman involvieren sie hier stets ein Publikum. Um zwei Beispiele zu nennen: Die Absenkung normativer Standards kann ihren Zweck nur erfüllen, wenn sie dem Publikum

vermittelt werden kann, von dem eine Mißbilligung ausgehen könnte. Es sind daher u.U. umfangreiche vorbereitende Maßnahmen nötig, die Erwartungen an spezifische Leistungen senken und vor der Peinlichkeit eines zukünftigen Versagens schützen, etwa durch Konstruktion einer Kontinuität der Erfolglosigkeit oder gezieltes Versagen im Vorfeld einer wichtigen Leistung (Baumgardner/Arkin (1987:334f.)). Kognitive Restrukturierung darf nicht allein in der Person stattfinden, sie muß auch dem Publikum durch aktiv vorgetragene Erklärungen plausibel gemacht werden, weil erheblicher Rechtfertigungszwang empfunden wird.

Verleugnende Strategien werden auch als kognitive, passive oder reaktive bezeichnet, weil sie die äußeren Umstände unberührt lassen, während die zweite Gruppe mit den Attributen behavioral oder proaktiv versehen wird, weil sie entweder eine Veränderung eigener Leistungen oder einen nach außen gewandten Eingriff in die Entstehungsbedingungen von Mißbilligung implizieren. Erstaunlich ist nun, was Baumgardner/Arkin (anhand einer Literaturübersicht) über die Effektivität der Strategien für die psychische Gesundheit berichten. Entgegen weit verbreiteter Meinungen wird das Wohlbefinden beim Einsatz leugnender und selbsttäuschender Strategien wenig beeinträchtigt, solange dabei ein minimaler Wirklichkeitsbezug nicht verlorenght. Sie schützen recht wirksam vor einer Beeinträchtigung der Handlungsfähigkeit durch Konfrontation mit eigener Unzulänglichkeit. Über die Wirksamkeit proaktiver Strategien ist weniger bekannt. Zumindest das self-handicapping hat sich als ambivalente Strategie erwiesen, weil es zwar den Akteur begrenzt von seiner Besorgnis um sein Ansehen entlasten und zu besseren Leistungen befähigen kann, aber vom Publikum häufig entweder durchschaut oder als Zeichen für Persönlichkeitsschwäche gewertet wird.

Aus den Überlegungen der Autoren muß man auch den Schluß ziehen, daß man sich vor Faustregeln wie »Nur proaktives Coping ist gutes Coping« hüten sollte. Auf einen solchen Nenner hätte man ja die vorangegangenen allgemeinen Überlegungen zur Belastungsverarbeitung (Abschnitt 2.2.4) bringen können. Die Verhältnisse scheinen hier geradezu auf den Kopf gestellt. Die angemessene Art und Weise, mit Mißbilligung umzugehen, ist wahrscheinlich das Ignorieren ihrer Existenz. Proaktive Versuche, das Vorfeld der Mißbilligung zu seinen Gunsten zu gestalten, verursachen dem Akteur erheblichen Aufwand und können ihr Ziel dennoch verfehlen. Wir interpretieren Baumgardner/Arkin so, daß der entscheidende Unterschied zur Verarbeitung der Probleme, die die Strestheorie herkömmlicherweise untersucht, und damit der Schlüssel zum außergewöhnlichen Problemcharakter des drohenden Ansehensverlusts, im Publikum liegt. Das eigentliche Problem ist nicht ein sachliches, sondern ein Urteil des Publikums *über* eine sachliche Leistung oder eine Person. Und noch genauer: Es ist die *Mutmaßung* über das Urteil. Man könnte geradezu sagen, es handle sich um ein *imaginäres Problem*, weil aufgrund ihrer Selbstwahrnehmung die Person sich selbst zur eigentlichen Belastungsquelle wird. Kann es in diesem Fall überhaupt problemorientierte Bewältigungsformen geben?

Das *Imaginäre Urteil* kann die Person nicht direkt so steuern, wie sie an einem gesundheitlichen oder finanziellen Problem arbeiten würde. Es ist nicht einmal akzeptabel zu

offenbaren, daß darin ein Problem besteht. Denn ein Versuch, etwas gegen ein gesundheitliches Problem zu unternehmen, verschlimmert das Problem in der Regel nicht; die Arbeitssuche verschärft nicht die Arbeitslosigkeit. Doch wer zu erkennen gibt, daß er unter Problemen mit seinem öffentlichen Ansehen leidet, handelt sich zusätzliche abträgliche Folgen für eben dieses Ansehen ein. Der Akteur kann daher nur sehr indirekt auf das Publikum und sein *Imaginäres Urteil* über ihn selbst Einfluß nehmen. Andererseits sind die Konsequenzen und Folgeprobleme eines vermuteten negativen Eindrucks auf anderen Ebenen (etwa der wirtschaftlichen und der der Sozialkontakte) sehr viel weniger transparent als die nicht-sozialer Probleme. Der Akteur kann sich über sie genausowenig Klarheit verschaffen wie schon über den für sie ursächlichen Eindruck (sein Ansehen).

In dieser Hinsicht wundert es nicht, wenn solche Reaktionen erfolgreich sind, die durch intrapsychisches Verleugnen ein potentiell nicht zu einem imaginären und damit subjektiv bedeutsamen Problem werden lassen, das reale, proaktive Verarbeitung erfordert. Wer kein negatives Selbstbild empfindet, muß sich dafür auch nicht rechtfertigen. Doch inwiefern besteht überhaupt Wahlfreiheit der Reaktionen? Baumgardner/Arkin analysieren die Strategiewahl ohne Einbezug kognitiv-situationaler Faktoren und erklären Reaktionen lediglich mit Persönlichkeitsdispositionen. Kognitive Puffer gegen die Empfindung der Mißbilligung werden als Teil eines robusten Selbstkonzepts verstanden. Ein hohes Selbstwertgefühl und, wie schon Schlenker (1987) betont, niedrige Ausprägung sozialer Ängstlichkeit werden als Kernvariablen genannt (Baumgardner/Arkin (1987:329, 341).

Sind deshalb Menschen, denen diese Eigenschaften fehlen, zu Strategien mit zweifelhaftem Ausgang verurteilt? Wenn, wie von den Autoren behauptet wird, kognitive Puffer an stabile Dispositionen geknüpft sind, können ja nicht alle Menschen ausreichend mit ihnen ausgestattet sein. Dazu und zur Auswahl der Reaktionen bei Baumgardner/Arkin sei eine letzte Bemerkung erlaubt, bevor wir zu der Frage übergehen, was Armut mit Peinlichkeit und sozialer Mißbilligung zu tun hat. Die Auswahl bleibt, wie beim Gros der Arbeiten aus dem Kontext der Impression-Management-Theorie zu beobachten ist (dem die letztgenannten Autoren nicht zuzurechnen sind), unvollständig, weil der schlichte Rückzug aus Interaktionen und die präventive Vermeidung von Auseinandersetzungen erneut fehlen. Zu diesem blinden Fleck trägt sicher die vorherrschende experimentelle Methodik der Sozialpsychologie bei, denn sie wird vorzugsweise Situationen herbeiführen, in denen sich Probanden irgendwie proaktiv verhalten müssen. Es wäre aber ein Trugschluß anzunehmen, daß Menschen mit einem prekären Selbstkonzept permanent mit Rechtfertigungen und anderen proaktiven Strategien beschäftigt sind. In realen Umgebungen dürften sich zumeist evasive Alternativen finden lassen, die zwar von einer entfernten Furcht vor Mißbilligung ausgelöst werden, aber eine Zuspitzung durch die Konfrontation mit dem Publikum verhindern.

2.4.3 Armut und Ansehen

Die vorstehenden Abschnitte haben gezeigt, daß das Ansehen als Anliegen im Sinn der Streßtheorie aufgefaßt werden kann. Wenn es bedroht ist, werden Abwehrreaktionen in Gang gesetzt. Der nächste Schritt muß nun darin bestehen zu zeigen, daß Armut das Ansehen der Person bedroht und so Prozesse der Bewältigung auslöst.

Allerdings ist es gewiß keine neue Erkenntnis, daß Arme einen schlechten Ruf genießen und sich manchmal ihrer Lage schämen. Der Allgemeinplatz der »verschämten Armut« ist dafür wohl der beste Beleg. Es läßt sich, wie die nachfolgend zitierten Beispiele zeigen, recht plausibel argumentieren, daß Armut gesellschaftlich als Indiz oder gar Synonym negativ bewerteter Eigenschaften gilt. Damit scheint der Punkt erreicht, an dem wir von bedrohtem Ansehen als Sekundärstressor wirtschaftlicher Probleme sprechen können.

Thorstein Veblen ([1899] 1968) beschreibt den engen Zusammenhang zwischen Ansehen und Wohlstand sowie die Mißbilligung des wirtschaftlichen Scheiterns. Er erklärt beide Erscheinungen mit dem Symbolgehalt des materiellen Erfolgs. In dem Maß, in dem im Zuge historischer Veränderungen Gelegenheiten zu »räuberischen Heldentaten« schwinden und gewerbliche Betriebsamkeit zur wichtigsten Aktivität wird, gewinnt Reichtum an Bedeutung als Grundlage gesellschaftlicher Wertschätzung der Person. Zunächst ist Besitz nur »badge of efficiency«, denn er symbolisiert Tatkraft und Tapferkeit als Eigenschaften der Person in ähnlicher Weise, wie es in Vorzeiten alleine die Trophäen aus Beutezügen vermochten. Der Übergang mündet in einen gegenwärtigen Zustand, in dem der schiere Besitz, sei es durch aktiven Erwerb oder durch passive Erbschaft, verdienstvoll ist und den Charakter einer eigenständigen Quelle des Ansehens erlangt. Wer in den Augen der Gemeinschaft Ansehen genießen will, muß ein nicht genau zu bezeichnendes, konventionell anerkanntes Wohlstandsniveau vorweisen können, so wie früher ein Mindestmaß an Tapferkeit erwartet wurde. *»Those members of the community who fall short of this, somewhat indefinite, normal degree of prowess or of property suffer in the esteem of their fellowmen; and consequently they suffer also in their own esteem, since the usual basis of self-respect is the respect accorded by one's neighbors«* (Veblen 1968:285f.). Die Besonderheit dieses Zustands sieht Veblen in der Ruhe- und Endlosigkeit des finanziellen Wettiefers (*pecuniary emulation*). Die Maßstäbe orientieren sich nicht etwa an physischen Bedürfnissen, sondern leiten sich nur aus einer Besserstellung gegenüber Anderen ab. Kein noch so großer Wohlstandszuwachs einer Gemeinschaft kann Bedürfnisse nach Reichtum je wirklich befriedigen, weil mit jedem wirtschaftlichen Fortschritt neue Maßstäbe gesetzt werden. Jeder relative individuelle Erfolg verschärft nämlich den Druck auf die weniger Erfolgreichen: Das Wettiefen »acts to accentuate the struggle for pecuniary reputability by visiting with a sharper disapproval all shortcoming and all evidence of shortcoming in point of pecuniary success« (Veblen 1968:287). Die Situation ist also sehr widersprüchlich: Einerseits hebt der Wettbewerb die Maßstäbe stetig an, andererseits werden dem Einzelnen Armut (eben schlicht mangelnder Wohlstand) und

sogar bloße Anzeichen der Armut als Beweise persönlichen Versagens zugerechnet.

Noch deutlicher spiegelt der Begriff *disreputable poor* (verrufene Arme) den Zusammenhang zwischen Armut und Schande. Matza (1974), der ihn geprägt hat, belegt, daß viele historische und zeitgenössische Bezeichnungen für besondere Armutsgruppen («Lumpenproletariat», «Problemgruppen», «Pauper»), die schon äußerlich, z. B. an ihrer Wohnlage, erkennbar sind, eine Ausgrenzung und Abwertung implizieren. Diese Begriffe beschreiben Gruppen mit vermeintlich oder tatsächlich immobilen, apathischen, parasitären und nutzlosen Einstellungen und Verhaltensweisen. Für solche Gruppen gibt es in der Gesellschaft scheinbar keinen Platz. Die eine Beobachtung Matzas ist, daß es reale Grundlagen dieser Bezeichnungen geben kann. Doch auf den deskriptiven Charakter der Armutsbezeichnungen kommt es gar nicht an, weil die gesellschaftliche Wahrnehmung trügen kann. Die vielleicht wichtigere Feststellung ist die, daß in ihnen immer gesellschaftliche Kriterien für akzeptables Verhalten zum Ausdruck kommen. Nicht nur Laien und vermeintliche Armutsexperten teilen sie, sondern auch diejenigen, die sich für »respektierte« Arme halten (z. B. Proletarier). Häufig laufen die Kategorien auf eine Unterscheidung zwischen unverschuldet und selbstverschuldet Bedürftigen (*deserving vs. undeserving poor*) hinaus. Die pejorative Bewertung ist das eigentliche Charakteristikum dieser Bezeichnungen: »In the term *disreputable* I mean to introduce no personal judgment, but to reckon without the judgments made by other members of society, to ignore the stigma that adheres to this special kind of poverty is to miss one of its key aspects« (Matza 1974:289).

Es gibt keinen Anlaß, Veblen und Matza zu widersprechen. Vor dem Hintergrund unserer eigenen Forschungsergebnisse (Salentin 1994b:44ff.) kann als erwiesen gelten, daß auch in der Gegenwart solche Begleiterscheinungen der Armut wie der Sozialhilfebezug öffentlicher Despektierlichkeit preisgegeben sind. Der größte Teil der wirtschaftlichen Schwierigkeiten, die Gegenstand unserer Betrachtung sind, läßt sich aber nicht mit der Armut gleichsetzen, die von den Autoren beschrieben wird. Insbesondere Matza beschäftigt sich mit extremen und schon äußerlich erkennbaren Formen der Armut, die in heutigen Industriegesellschaften eher Ausnahme als Regel sind, und es ist sogar mit Schwierigkeiten verbunden, solche Arme ausfindig zu machen - was nicht bedeutet, es gäbe sie nicht. Etwas spekulativ könnte man sogar vermuten, daß sie keine Peinlichkeit empfinden, weil sie keinen Ruf zu verlieren haben, jedenfalls nicht wegen der Anzeichen ihrer Armut, und daß ihr Verhalten nicht unter dem Gesichtspunkt des bedrohten Ansehens untersucht werden muß. Doch um sie geht es hier auch nicht. Es geht um den weitaus größeren Bevölkerungsteil, der *prima facie* nicht der Armut zugerechnet wird. Die Existenz der extremen Armut und die Kenntnis der ihr zugeschriebenen Eigenschaften muß als Hintergrund des eigentlichen Problems dieses Personenkreises angesehen werden: als Vorstellung dessen, was ihm droht, wenn er nicht um ein akzeptables Image (etwa des »Mittelstands«) bemüht ist. Dabei tut nichts zur Sache, daß ein zeitgemäßes empirisches Bild der Armut (wie es in Abschnitt 2.3.1 umrissen wird) in der Öffentlichkeit fehlt. Vielleicht gerade, weil Armut nicht sichtbar ist, kursieren die abschrec-

kennden und am wenigsten begründeten Zerrbilder. Vor diesem Hintergrund spielt sich in der Gegenwartsgesellschaft das Impression-Management ab. Die Vorstellung der vertikalen Mobilität und der Chancengleichheit verlangt vom Individuum, sich nach oben zu orientieren und von der entferntesten Möglichkeit zu distanzieren, zu den Armen zu gehören. Wer in wirtschaftliche Schwierigkeiten gerät, beginnt ein Versteckspiel, um Verdächtigungen zuvorzukommen und sich ob seiner Situation nicht rechtfertigen zu müssen. Trotz offensichtlicher struktureller Ursachen nimmt er sein Problem als ein individuelles wahr und fürchtet die persönliche Verantwortlichkeitszuschreibung. Sein Ziel ist nicht, durch überzogenen Lebensstil zu imponieren, d. h. positive Attribute vorzutauschen, um sich ein besseres Ansehen zu verschaffen, sondern im häufigsten Fall nur, den Anschein der Normalität zu wahren. Wenn das Spiel »aufzufliegen« droht, setzt der von Goffman und den Impression-Management-Theoretikern, vielleicht treffender noch von Simmel, beschriebene Prozeß der Scham ein. Die Normalität ist ein vom Akteur nicht einmal bewußt erschaffenes, eher aus der eigenen Vergangenheit ererbtes Gebilde, das einer konkreten sozialen Umgebung bestimmte Eigenschaften (Leistungsbereitschaft und -fähigkeit) verheißt, die zur Kontinuität verpflichten und in der unmittelbaren Interaktion Unbehagen verursachen, wenn sie diskreditiert werden. Simmels (1983:143) Geschichte vom Loch im Ärmel veranschaulicht das Problem:

»Ein Loch im Ärmel wird ein Knabe etwa aus Furcht vor Strafe und der proletarische Anwärter auf eine Anstellung aus Besorgnis, zurückgewiesen zu werden, verbergen; beiden ist das Loch aus jenen Gründen sehr unangenehm, aber sie schämen sich dessen nicht eigentlich. Wohl aber tut dies ein heruntergekommener Mann, der mit einem Loch im Ärmel einem ehemaligen Bekannten begegnet. Denn er empfindet jetzt seine ganze Persönlichkeit mit allem Inhalt, den die Vergangenheit ihr gegeben hat, in die Aufmerksamkeit des Begegnenden gerückt und zugleich, daß sein momentanes Ich, gegen diese Vorstellung gehalten, verringert und herabgesetzt ist.«

Ein Beispiel zum Konsumverhalten in wirtschaftlichen Schwierigkeiten verdeutlicht, für wie wichtig der Anschein der Normalität erachtet wird. Eine Beobachtung des Stuttgarter Konsumforschers Gerhard Scherhorn illustriert, daß auf Äußerlichkeiten in dieser Situation besonderen Wert gelegt wird.⁸ Wenn in privaten Haushalten das Einkommen sinkt, wird beim »schnellen Genuß« und an Dingen gespart, die man nicht vorzeigt. Restaurantbesuche werden eingeschränkt, Einkäufe in günstige Discountmärkte verlagert. Sichtbare Dinge, die auch von Bekannten zur Kenntnis genommen werden, sind den Konsumenten nach wie vor wichtig.

Ist die Besorgnis um das Ansehen vorwiegend ein Problem der unteren Sozialschichten?

⁸ geäußert gegenüber der Deutschen Presseagentur, vgl. die Neue Westfälische vom 5.3.96, »Beim Unsichtbaren wird gespart«. Laut mündlicher Mitteilung Scherhorns vom 2.4.97 lag bis zu diesem Zeitpunkt eine Veröffentlichung des Befunds noch nicht vor.

Gäbe es gesellschaftsweit akzeptierte Vorstellungen einer minimalen erforderlichen Konsumfähigkeit und wäre jedermann klar, daß er an diesem Maßstab gemessen wird, müßten wirtschaftlich Schlechtergestellte wegen der Diskrepanz zwischen Soll und Ist eine größere Last ertragen, und zwar nicht nur in Krisensituationen, sondern jederzeit. Diese Vorstellung erscheint unrealistisch, nicht zuletzt, weil ein empirisch-statistisches Bild der gesamtgesellschaftlichen Lebensverhältnisse nur einer kleinen Fachöffentlichkeit von Wirtschafts- und Armutswissenschaftlern vorbehalten ist. Was aber nicht bekannt ist, kann auch nicht als Maßstab empfunden werden. Wahrscheinlicher ist, daß Leitbilder eines akzeptablen Lebensstandards aus Erfahrungen und Anschauungen im persönlichen Umfeld entwickelt werden. Mit dieser Überlegung deckt sich eine Idee Simmels zur Konzeption der Armut. Armut ist vordergründig die Unfähigkeit, Bedürfnisse (»Zwecke«) zu befriedigen. Bedürfnisse sind aber weder beliebig variabel noch physisch determiniert noch universell feststehend. »Vielmehr jedes allgemeine Milieu und jede besondere soziale Schicht besitzt typische Bedürfnisse, denen nicht genügen zu können Armut bedeutet« (Simmel 1908:369). Eine Diskrepanz zwischen individuellen Möglichkeiten und schichtspezifischen Standards, den »standesmäßig fixierten Zwecken des Individuums« oder »sozialen Aprioris« ist daher in *allen* Schichten möglich. Man könnte auch sagen: Arm ist jemand in *seiner* Gesellschaft, nicht in *der* Gesellschaft.

Während diese Vorstellung viele neue Probleme aufwirft (Welches Milieu ist bedeutsam? Welche Standards gelten?), legt sie zumindest die Ausgangsannahme nahe, daß Handlungsdruck weniger von einer benachteiligten Stellung in der anonymen Gesellschaft als vielmehr von einem wahrgenommenen Defizit in einem spezifischen Umfeld (dem Milieu) ausgeht. Damit wäre aber die Furcht vor Ansehensverlust keine Geißel der unteren Sozialschichten, sondern prinzipiell jedermanns Problem.

Während wir von *bedrohtem* Ansehen ausgehen und an Gefechte zu seiner Verteidigung denken, bevor ein sozialer Abstieg manifest wird, gewährt Simmel einen Einblick in die Stellung desjenigen, der offensichtlich hinter schichtspezifischen Standards zurückbleibt. Eine gewisse Ungleichheit innerhalb eines Milieus wird toleriert und behindert nicht die soziale Zusammengehörigkeit, doch es gibt einen Mindeststandard, unterhalb dessen die »Voraussetzungen des Standes« verlorengehen und die Person »formal deklassiert« wird. Simmel sieht, ohne dies näher zu begründen, diese Grenze im Angewiesensein auf Unterstützung. Vielleicht offenbart Abhängigkeit, wie man mit Matza und Veblen vermuten könnte, den Besitz negativ bewerteter Eigenschaften wie der Unfähigkeit, das Dasein aus eigener Kraft zu bestreiten. Wir nehmen anders als Simmel an, daß die Annäherung an diesen Zustand nicht kategorischer, sondern gradueller Art ist. Auch feine Mangelerscheinungen, etwa die Unfähigkeit zu gewissen Konsumhandlungen, haben symbolische Bedeutung und zeigen vermeintlich an, daß die Person aus ihrem Milieu rückt. Simmel macht deutlich, daß es nicht (allein) Entbehrung, sondern (mindestens auch) Ausgrenzung ist, die Armut in ein bedrohliches Gespenst verwandelt. Der Arme verliert die Zugehörigkeit zu einer Gruppe, die nach

wie vor seinen sozialen Bezug und Maßstab darstellt (weshalb Simmel den Armen in einer sonderbaren sog. *Doppelstellung* inner- und außerhalb der Gruppe sieht), ohne sogleich in einer anderen Gruppe aufzugehen, so wie man von einer Leiterstufe zur nächsttieferen absteigt.

Kehren wir zu einer theoretischen Ebene zurück. Der vorangegangene Aufriß sollte ein zweites Argumentationsprinzip für die vermutete soziale Einbettung der Belastungsverarbeitung etablieren. Der Vermutung, daß soziale Ungleichheit sich in der Verarbeitung wirtschaftlicher Probleme niederschlägt, wurde die Annahme zur Seite gestellt, daß die Folgen dieser Probleme für die soziale Geltung zu einer eigenständigen Triebfeder des Bewältigungsverhaltens werden. Das Individuum besitzt das Bedürfnis, von seiner Umwelt Wertschätzung zu erfahren, und hält einen gewissen Grad der Erwartungskonformität dazu für unerlässlich. Finanzielle Probleme können dem Ansehen abträglich sein, sobald sie sich der Umwelt offenbaren. Dies jedenfalls befürchtet der soziale Mensch, und mit dieser bedrohlichen Konstellation muß er sich auseinandersetzen. Er kann seinen Eindruck auf andere zwar immer nur erahnen und kaum wirklich erfahren. Die bloße Furcht vor dem Verlust der Wertschätzung reicht aus, um Besorgnis eigener Art zu wecken. Wir haben es mit einer genuin sozio-psychischen Streßquelle zu tun. Man beachte, daß die beiden Argumentationsprinzipien nicht notwendig ineinander verschränkt sind. Die Furcht vor Ansehensverlust ist a priori kein Fluch der Armen, obwohl die Vermutung naheliegt, daß Arme sie besonders oft erleiden, weil sie ökonomische Schwierigkeiten besonders häufig erfahren (zu dieser Frage siehe Abschnitt 4.6.2). Auch nichtökonomische (etwa familiäre) Probleme können sie auslösen. Wenn wir hier nur auf Implikationen für ökonomische Probleme eingegangen sind, sollten wir dies nicht ganz aus den Augen verlieren.

Ein Transfer dieser Erkenntnis in den Transaktionsansatz muß keine lange Strecke zurücklegen. Die Streßverarbeitungstheorie ist ohne weitere Modifikationen in der Lage, die Furcht vor Ansehensverlust als Anliegen zu handhaben. Auf das Verhältnis zwischen Armut und Scham paßt Pearlines Begriffspaar der primären und sekundären Stressoren. Die Art und Weise, in der der Sekundärstressor, Scham, sich im Verhalten niederschlägt, ist indessen nicht unbedingt identisch mit den Effekten der Beunruhigung, die von den haushaltsökonomischen Problemen infolge finanzieller Zuspitzungen herrührt. Die Person muß sich zum einen mit dem ökonomischen Problem auseinandersetzen. Sie schätzt seine Tragweite und den eigenen Optionenspielraum ab. Zum anderen muß sie sich darüber klar werden, welchen möglichen Imageverlust das Problem nach sich ziehen könnte und welche Möglichkeiten sie hat, dem entgegenzuwirken. Weder Anliegen noch Optionen stehen in den beiden Bewertungsvorgängen in einem identischen Verhältnis zueinander. Bei der zweiten Aufgabe unterliegt die Person zudem größerer Unsicherheit, da sie über das *Imaginäre Urteil* hinaus praktisch keine Chance hat, sich über das tatsächliche Urteil Gewißheit zu verschaffen. Das jeweils aus der Balance von Bedeutsamkeit und Handlungsspielraum resultierende Bedrohungspotential kann daher sehr unterschiedlich ausfallen. Ein Sozialhilfebezieher könnte

beispielsweise zu der Auffassung gelangen, daß es möglich ist, bei äußerster Disziplin auch mit wenig Geld eine geregelte Haushaltsführung aufrechtzuerhalten, daß aber ein gravierender Schaden eintritt, wenn seine Nachbarn z. B. an seiner Kleidung einen wirtschaftlichen Abstieg erkennen.

Wenn es berechtigt ist, vom Ansehen als einem selbständigen Anliegen neben finanziellen Gesichtspunkten ökonomischer Probleme zu sprechen, ist es auch notwendig, dieses Anliegen immer separat zu erheben. Wie stark seine Wirkungen auf Besorgnis und Verhalten sind, wird sich in empirischen Analysen herausstellen. In den Abschnitten 4.5 und 4.6 soll es im Rahmen dieses Paradigmas u. a. um den Einfluß des bedrohten Ansehens auf emotionales Erleben und Verhalten gehen.

Es bleibt nun noch ein letzter Aspekt der sozialen Einbettung der Belastungsverarbeitung anzusprechen, der außerhalb der inhaltlichen Reichweite des Paradigmas liegt.

2.5 Ereignislast und Belastungsanfälligkeit

Mit dem vorangehenden Abschnitt ist die Erörterung mutmaßlicher Einflußgrößen auf die Verarbeitung ökonomischer Belastungen abgeschlossen. Wie in der Einleitung zu diesem Kapitel angedeutet, wollen wir nun noch auf einen zusätzlichen Aspekt des Problems eingehen. Uns beschäftigt nun nicht die Frage, ob, besonders in Kovariation mit der sozialen Position, Individuen besondere Neigungen zum Umgang mit Belastungen entwickeln, sondern, ob die soziale Position bereits eine Rolle für die Belastungsexposition spielt. In zweierlei Hinsicht könnte damit das Verständnis des sozialen Kontexts der Belastungsverarbeitung vertieft werden. Zum einen läßt sich eine vollständige Einschätzung der Belastung insbesondere durch soziale Stressoren eigentlich erst dann erzielen, wenn wir Klarheit über mögliche sozialstrukturelle Variationen im Eintreten der *Ursachen* der Belastungen gewinnen (vgl. Pearlins [1989] entsprechende Forderung). Denn es ist denkbar, daß das Risiko, unerwünschte Ereignisse zu erleiden, oder die Chance, verschont zu bleiben, infolge sozial bedingter Lebensbedingungen schicht-, geschlechts- oder altersspezifisch ungleich verteilt ist. Zum anderen könnte bei irgendwie kontrollierbaren Ereignissen auch der Umstand zum Tragen kommen, daß die *präventive Abwendung* eine sehr effektive Form der Bewältigung ist. Wer bereits im Vorfeld dafür Sorge trägt, daß ein Problem nicht manifest wird, muß sich nicht mit seinen Folgen auseinandersetzen. Sowohl die Fähigkeit zum Abwenden als auch problemträchtige Lebensbedingungen könnten mit denselben sozialen Merkmalen zusammenhängen, die sich auf die Verarbeitung eingetretener Belastungen auswirken. Eine Dokumentation der Arbeiten zu diesem Thema soll den Forschungsstand im Hinblick auf die soziale Einbettung der Belastungsverarbeitung abrunden.

2.5.1 Instabilität der Lebensverhältnisse

Bereits früh in der Entwicklung der Streßforschung wurde die Frage untersucht, ob die Beteiligung an belastenden Lebensereignissen (exposure) mit der Zugehörigkeit zu gesellschaftlichen Gruppen zusammenhängt. Eine erste systematische empirische Untersuchung dazu legte Barbara S. Dohrenwend 1973 vor. Sie geht von epidemiologischen Studien aus, die bei den Angehörigen sozialer Gruppen der US-amerikanischen Gesellschaft mit niedrigem Status (Arme, Schwarze, Frauen [!]) ein erhöhtes Niveau psychischer, psychotischer und psychosomatischer Auffälligkeiten verzeichnen. Die Suche nach einem Verbindungsglied zwischen unterstellten gesellschaftlichen Schief lagen (biased social system) und individuellen Symptomen führt sie zu der Vermutung, daß die benachteiligten Gruppen häufiger als andere Gruppen belastende Lebensereignisse erleiden. (Eine andere Position sieht eher chronische Stressoren wie wirtschaftliche Probleme als Ursache an, siehe Ulbrich/Warheit/Zimmerman 1989.) Für die Stichhaltigkeit der Erklärung der Symptome durch die Ereignislast stellt die Autorin drei Kriterien auf: Erstens muß als gesichert gelten, daß die Ereignisse bei breiten Bevölkerungsschichten (und nicht nur bei Sondergruppen) schädliche Wirkungen besitzen. Zweitens muß es sich um in der Realität häufig auftretende Ereignisse handeln, die jedermann widerfahren können. Drittens müssen die Ereignisse in unteren Sozialschichten häufiger als in oberen auftreten. Für die Erfüllung der ersten beiden Kriterien kann Dohrenwend nur Literaturbelege anführen, die Prüfung des dritten Kriteriums nimmt sie empirisch vor.

Da die Studie in methodischer Hinsicht einige Besonderheiten aufweist, die bei der späteren Gegenüberstellung unserer eigenen Ergebnisse zu berücksichtigen sind, sei Dohrenwends Operationalisierung hier skizziert. Belastende Lebensereignisse werden gemeinhin durch ihre *soziale Unerwünschtheit* charakterisiert. Die Autorin schlägt jedoch den von Holmes/Rahe (1967, zit. in Dohrenwend 1973:226) vorgeschlagenen abweichenden Weg ein, solche Ereignisse zu betrachten, die große *Veränderungen* im Leben verursachen. Holmes/Rahe hatten untersucht, welche Ereignisse am Beginn von Krankheitsverläufen standen und dabei festgestellt, daß ein Teil davon nicht als unerwünscht oder belastend im konventionellen Sinn gelten kann. Allen Ereignissen war jedoch gemein, daß sie den Betroffenen ein gewisses Maß an Anpassungs- oder Bewältigungsverhalten abverlangten. Zu den belastenden Lebensereignissen zählt daher ein breites Spektrum beruflicher, geschäftlicher, familiärer und gesundheitlicher Veränderungen zum Besseren und zum Schlechteren, also etwa auch der Umzug in eine bessere Wohngegend, eine Beförderung und eine Verlobung (neben Todesfällen, Krankheiten etc.). Für das Gemessene wäre daher eher die Bezeichnung *Instabilität* der Lebensverhältnisse zutreffend. Die abgestufte Bewertung der Veränderungsdrucks einzelner Ereignisse, aus der dann ein sog. Life Change Score (LCS) errechnet wird, beruht nicht auf der subjektiven Einschätzung der Akteure, sondern auf einem Experten-Rating. Die Experten stufen die Ereignisse ebenfalls nach der Kontrollierbarkeit durch Betroffene ein.

Pearlin (1989:244) bemängelt, daß Holmes' und Rahes Maß - wie möglicherweise alle

ereignisorientierten Erhebungsinstrumente - insofern irreführend ist, als es einen willkürlich festgesetzten Katalog diskreter Manifestationen eines eigentlich kontinuierlich bestehenden Konstrukts erhebt. Es ist ja intendiert, das Volumen der Veränderung zu messen, denn von ihnen sollen Folgen für das Wohlbefinden ausgehen. Veränderungen gehen jedoch nicht erst und nicht alleine in dem Augenblick vonstatten, in dem ein registrierbares Ereignis (z. B. eine Wohnungskündigung oder eine Verurteilung vor Gericht) eintritt, da solche beobachtbaren Tatbestände eine Vorgeschichte besitzen. Es werden eher kleine Episoden langwieriger Probleme kenntlich gemacht. Pearlin ist aber weit davon entfernt, methodische Alternativen anbieten zu können, die belastungsinduzierende Veränderungen erfassen, ohne sich an oberflächlichen Erscheinungen zu orientieren. Diesen Einwand müssen wir beachten, wenn wir daran gehen, die folgenden Ergebnisse Dohrenwends und später unsere eigenen zu bewerten. Zur Zeit müssen wir schlicht darauf vertrauen, daß die erhobenen Ereignisse valide Indikatoren sozialstrukturell bedingter Belastungsquellen sind.

Bei Dohrenwend bestätigt sich, daß der Veränderungsindex LCS und das Auftreten psychischer Symptome positiv korrelieren ($r=0.35$). Der bloße statistische Zusammenhang läßt nun sowohl den Schluß zu, daß Ereignisse Symptome verursachen, als auch den, daß Personen, die vermehrt Symptome aufweisen, Ereignisse quasi anziehen, indem sie aufgrund irgendwelcher Verhaltensbesonderheiten zu deren Eintreten erst beitragen. Gegen die zweite Möglichkeit spricht jedoch die Tatsache, daß der Zusammenhang zwischen Symptomen und (nach Expertenmeinung) *unkontrollierbaren* Ereignissen (z. B. Todesfällen in der nahen Umgebung) genau so groß ist. Daher ist anzunehmen, daß in der Regel die Symptomatik durch Vorkommnisse bedingt wird. Nun interessiert der Einfluß der Schichtzugehörigkeit (Dohrenwend spricht von Klassen). Sie wird in Regressionsanalysen durch den Schulabschluß operationalisiert. Es ergibt sich ein negativer Zusammenhang mit dem LCS: Bei höherem Abschluß erfahren die Befragungspersonen weniger Veränderungen. Wiederum kann hier die Kausalvermutung ausgeschlossen werden, Schlechtergebildete seien selbst für belastende Ereignisse verantwortlich, denn für unkontrollierbare Ereignisse errechnet sich eine noch höhere Korrelation als für kontrollierbare. Dohrenwend geht auch auf den möglichen Einwand ein, die benachteiligten Gruppen besäßen ein spezifisches Antwortverhalten und neigten zu pessimistischen Haltungen und Übertreibungen in ihren Berichten. Entsprechende Tendenzen müßten auch in prospektiven Aussagen über erwartete Vorkommnisse im folgenden Jahr wirksam sein. Doch auch die partielle Korrelation des LCS mit der sozialen Schichtung, bei der der Effekt der subjektiven Zukunftserwartung kontrolliert wird und in die daher ein verzerrtes Antwortverhalten nicht länger eingehen dürfte, bestätigt, daß der Bildungsstatus eng mit dem Veränderungsvolumen zusammenhängt.

Andererseits existiert ein inverser Zusammenhang zwischen Schichtung und Symptomniveau ($r=-0.32$). Kann man diese Beziehung dahingehend interpretieren, daß die unteren Schichten genau deshalb mehr Symptome zeigen, weil sie eine gesteigerte Ereignislast zu bewältigen haben? Diese Annahme wird widerlegt. Wenn nur Ereignisse für Symptome

ausschlaggebend wären, dürfte bei Kontrolle des LCS keine Korrelation zwischen Schichtung und Symptomen auftreten; tatsächlich beträgt sie jedoch -0.25 . Zwar ist dieser Wert kleiner als der bivariate Zusammenhang, und Symptomunterschiede werden folglich teilweise durch das Volumen induzierter Veränderungen erklärt, doch offenbar sind auch jenseits von Lebensereignissen Faktoren am Werk, die in den unteren Schichten Symptome verursachen. In weiteren Analysen entdeckt die Autorin schließlich einen Interaktionseffekt zwischen Lebensereignissen und Schichtung: In den unteren Schichten sind Belastungen hochgradig symptominduzierend ($r=0.56$), während in den oberen Schichten nur ein schwacher oder statistisch nicht signifikanter Zusammenhang existiert. Es liegt eine vertikal ungleich verteilte *Anfälligkeit* für die Folgen von Lebensereignissen vor.

Was darunter genau zu verstehen ist, führt die Autorin nicht aus. Die vorangegangenen Ausführungen zur Belastungsverarbeitung sollten aber präzise Vermutungen der Art begründen, daß Wahrnehmungs- und Verhaltensunterschiede sowie die Fehlausstattung mit protektiven sozialen und charakterlichen Ressourcen zu einer erhöhten Empfindlichkeit beitragen. An dieser Stelle fügt sich die Argumentation also nahtlos in das Modell der Belastungsverarbeitung ein.

Entsprechende Analyseschritte Dohrenwends zur Bestimmung des Geschlechtereinflusses bestätigen eine für Frauen erhöhte Ereignisbelastung, die wiederum nicht durch spezifische pessimistische Antwortneigungen erklärt wird. Frauen weisen auch mehr Symptome auf, doch dieser Effekt verliert sich bei Kontrolle des LCS; demnach gibt es keinen Beleg für eine geschlechtsspezifische Anfälligkeit für Belastungen. Billings/Moos (1981:149) können dagegen, dies sei nur am Rande bemerkt, nicht einmal feststellen, daß die Schwere erlebter Ereignisse sich zwischen Männern und Frauen unterscheidet. Sie erheben aber bei Frauen andere Ereignistypen als bei Männern: mehr Ereignisse bedingt durch Krankheit und Kinder, weniger durch wirtschaftliche Wechselfälle.

2.5.2 Finanzielle Ressourcen oder Copingressourcen?

McLeod/Kessler (1990) gehen das Thema Ereignislast und Belastungsanfälligkeit von verschiedenen Seiten an. Drei Leitfragen sind zu erkennen. Erstens greifen sie Dohrenwends Befund einer sozial ungleich verteilten Ereignislast auf, versuchen jedoch, die Wirkung sozioökonomischer Statusmerkmale präziser zu fassen. Sie bemängeln die Aggregation unterschiedlicher Ereignistypen zu einem Einzelmaß und die Vernachlässigung verschiedener Dimensionen des Statusbegriffs, denn Dohrenwend (1973) hatte ja z. B. als einziges Statusmerkmal die Schulbildung erfaßt. McLeod/Kessler differenzieren Einkommen, Bildung und ausgeübten Beruf. Zweitens prüfen sie die nun schon bekannte These, daß sowohl die Ereignislast als auch die Anfälligkeit (vulnerability) statusniedriger Gruppen zu deren erhöhten Streßsymptomen beitragen. Drittens suchen sie nach einer verfeinerten Erklärung der Umstände, die die besondere emotionale Anfälligkeit statusniedriger Personenkreise gegenüber

unerwünschten Ereignissen herbeiführen. Es werden zwei konkurrierende Erklärungen angeführt. Die *Copingressourcen-These*, deren Aussagen wir schon anderweitig kennengelernt haben, vermutet, daß Angehörige der unteren Sozialschichten mit einer weniger widerstandsfähigen Persönlichkeitsstruktur ausgestattet sind und unter Mangel an anderen Ressourcen leiden, so daß nur indirekt auch ein Zusammenhang zwischen Armut und Belastung gegeben ist. Für die defizitäre Verarbeitung von Lebensereignissen in unteren Schichten sollen ein Gefühl der Machtlosigkeit, also externe Kontrolle, niedriges Selbstwertgefühl, ein unzureichendes Bewältigungs-Verhaltensrepertoire und fehlende soziale Unterstützung verantwortlich sein. Diese Faktoren sollen auch dazu beitragen, daß schon das Risiko der Verwicklung in Ereignisse (exposure) variiert. Wir haben bereits die Vermutung geäußert, daß im großen und ganzen die gleichen Mechanismen, die über die emotionalen Folgen eines Ereignisses entscheiden, auch schon mit dessen Eintreten zusammenhängen. Im Gegensatz dazu nimmt die *Finanzressourcen-These* an, daß statusabhängig bestimmte Ereignisse wirtschaftlichen Inhalts (Arbeitsplatzverlust u. ä.) gehäuft auftreten, und führt die Anfälligkeit auf fehlende finanzielle Ressourcen zur Bewältigung zurück. Ein direkter Zusammenhang zwischen Armut und Verletzlichkeit in Belastungssituationen wird also angenommen. Insofern die zweite These zutrifft, sollten Unterschiede der Streßerfahrung auf Ereignisse finanzieller Natur beschränkt bleiben; zudem dürfte nicht sozialer Status schlechthin das Belastungsniveau erklären, sondern unter sonst gleichen Bedingungen nur die Einkommenskomponente und nicht Bildung und berufliche Position. Wenn die erste These zutrifft, müßten sich Unterschiede ereignistypunabhängig nachzeichnen lassen.

In mehreren epidemiologischen Studien wurden gravierende unerwünschte Lebensereignisse aus sechs Kategorien (Einkommensverlust, Krankheit, Ehescheidung und -trennung, sonstige Trennungen, Todesfälle und schwerwiegende Vorkommnisse im persönlichen Netzwerk) erhoben. Inwiefern sind ihnen nun statusniedrige Personen vermehrt ausgesetzt (Leitfrage 1 von S. 80)? McLeod/Kessler kommen zu dem Schluß, daß ein solcher Effekt tatsächlich existiert, wenn sie auch von einem insgesamt nur losen Zusammenhang sprechen. Gegenüber einer solch undifferenzierten Aussage sind jedoch bei eingehender Betrachtung der Einzelresultate erhebliche Vorbehalte angebracht. 48 einzelne Regressionskoeffizienten zwischen Ereignistypen und Statusvariablen wurden errechnet⁹. 20 der Koeffizienten sind signifikant von Null verschieden, davon haben 14 ein negatives Vorzeichen, doch nur zwei sind dem Betrag nach größer als 0.10.¹⁰ In den Daten sind die Belege für die behauptete Status-Ereignislast-Relation also mager. Statusmerkmale besitzen einen konsistenten Zusam-

⁹ In drei Substichproben (erwerbstätige Männer, erwerbstätige Frauen sowie *homemakers* [Hausfrauen und -männer]) wurden für 6 Ereignistypen jeweils Einkommen, Bildung und ausgeübter Beruf (letzterer nicht für Hausfrauen und -männer, daher $3 \times 3 - 1 = 8$ Koeffizienten je Ereignistyp) als erklärende Variablen für die Zahl der erlebten Ereignisse eingesetzt.

¹⁰ Aufgrund des großen Stichprobenumfangs von bis zu $N=2219$ sind multivariate Korrelationskoeffizienten bereits ab einem Betrag von 0.054 auf dem 5%-Niveau signifikant von Null verschieden.

menhang nur zu Einkommensverlusten und gesundheitlichen Problemen; hier gilt die Feststellung der steigenden Ereignislast mit sinkendem Status (fünf von acht Koeffizienten sind signifikant negativ). In anderen Ereigniskategorien sind entweder die statistischen Zusammenhänge mit dem Status nur inkonsistent vorhanden (bei Trennung, Scheidung, sonstigem Verlust geliebter Personen), oder aber statushohe Personen sind häufiger betroffen. So werden beispielsweise mit steigender Bildung belastende Ereignisse im persönlichen Netzwerk häufiger, was die Autoren damit erklären, daß Höhergebildete größere Netzwerke besitzen. Schlechte Bildung und niedrige berufliche Position wirken sich insgesamt nicht so sehr aus wie niedriges Einkommen. Die Wirkung ist zwar nicht auf finanzielle Ereignisse beschränkt, wie es die Finanzressourcen-These vorhersagt, denn auch gesundheitliche Probleme treten bei niedrigem Status vermehrt auf. Doch auch das widerspricht dieser These eigentlich nicht, da schlechtbezahlte Tätigkeiten gleichzeitig auch gesundheitsschädigend sein können. Weil sonstige Ereignistypen mit dem Status in keinem eindeutigen Zusammenhang stehen, muß die Finanzressourcen-These nicht verworfen werden (Leitfrage 3, s. S. 80).

Dem Versuch der Autoren, die emotionale Belastung differenziert nach Ereignisinhalten zu untersuchen, ist eine kritische Anmerkung anzufügen. Auf diese Weise wollen die Autoren die Rolle wirtschaftlicher Faktoren für die emotionalen Folgen der Belastungen ausfindig machen, was durchaus berechtigt ist. Es muß aber bezweifelt werden, ob sie diesem Ziel mit einer a-priori-Kategorisierung der Ereignisse nahekommen, da von prima facie gleichen Ereignissen unterschiedliche Konsequenzen ausgehen können. Eine Scheidung etwa kann emotional sehr unterschiedlich eingeschätzt werden. Vor allem aber dürfte es schwerfallen, eine Klassifikation nach den sechs genannten Ereignistypen im Einzelfall plausibel zu begründen, da beispielsweise Trennung und Krankheit oft unmittelbar von einem Einkommensverlust begleitet werden. Es kann daher kaum verwundern, daß einzelne Ereignisarten zwar statusabhängig gehäuft auftreten, sich aber dem Belastungsgehalt nach kaum voneinander unterscheiden. Es käme dem Untersuchungsinteresse entgegen, statt einer bloßen Taxonomie eine analytische Differenzierung von Ereignissen zu entwickeln oder aber eine subjektive Einschätzung durch die Betroffenen einzuholen. Die im weiteren Verlauf noch zu beschreibende Studie, deren Daten wir analysieren, erfaßt daher statt einer a-priori-Ereigniskategorisierung den jeweiligen subjektiven Bedeutungsinhalt.

Die Frage der besonderen Belastungs-Anfälligkeit (Leitfrage 2, s. S. 80) wird anhand von Interaktionskoeffizienten zwischen Lebensereignissen und Streßsymptomen entschieden. Die Annahme war ja, daß Symptome nicht in Abhängigkeit vom Status schlechthin gegeben sind, sondern nur durch Ereignisse verursacht werden, und daß dieser Effekt bei niedrigem Status stärker ausgeprägt ist als bei hohem. Von wiederum 48 Interaktionskoeffizienten sind neun signifikant von Null verschieden, und davon sind acht, also ein Sechstel, negativ. Nur drei betragen mehr als 0.10. Es ist auch kein besonderer Trend in Abhängigkeit vom Ereignistyp zu erkennen. Die Autoren verweisen darauf, daß die Zahl negativer Koeffizienten größer ist, als bei einer zufälligen Streuung zu erwarten wäre. Sie entscheiden, »SES [socio-

economic status, K.S.] is associated negatively and significantly with vulnerability to life events. Lower-status persons develop more symptoms of psychological distress than do upper-status persons after a serious, undesirable event« (McLeod/Kessler 1990:168), was wir aber wegen der wenig eindrucksvollen Regressionsergebnisse als großzügige Interpretation betrachten sollten.

Zusammengefaßt liefern die Arbeiten von Dohrenwend deutliche, die von McLeod/Kessler jedoch eher mäßig überzeugende Hinweise auf eine erhöhte Belastung niedriger Sozialschichten durch unerwünschte Lebensereignisse. Je nach Art des fraglichen Ereignisses sind statusniedrige Personen, d. h. Frauen, Personen mit schlechterer Bildung, weniger Einkommen und niedriger beruflicher Position, mehr oder weniger stark einer erhöhten Ereignislast ausgesetzt. Die Belastung durch Ereignisse alleine erklärt nicht das erhöhte Symptomniveau der unteren Schichten; sie sind für die Folgen der Ereignisse offenbar auch emotional besonders anfällig. Fehlende finanzielle Ressourcen scheinen in gewissem Umfang dafür verantwortlich zu sein, daß sich in der Folge bei diesem Personenkreis mehr Streßsymptome nachweisen lassen, wenn auch die vorliegenden Befunde nicht ausschließen, daß mit einem benachteiligten sozioökonomischen Status mangelnde Coping-Ressourcen (Einstellungen, Verhaltensrepertoires und soziale Unterstützung) einhergehen. Statt die Alternative Coping-Ressourcen oder Finanzressourcen lösen zu wollen, sollten wir die Möglichkeit in Betracht ziehen, daß beide Ressourcen in der Auseinandersetzung mit herannahenden und eingetretenen Problemen nützlich sind.

Die Übersicht über die in der Forschung bislang benutzten Konzepte zur Strukturierung und Erklärung der Belastungsverarbeitung ist mit dieser Diskussion abgeschlossen. Die weiteren Schritte bestehen nun in einer Zusammenfassung und Systematisierung der zahlreichen Konstrukte und ihrer Integration in ein Analysemodell, dessen Grundzüge im folgenden Abschnitt dargestellt werden; im Anschluß daran verschaffen wir uns in Kapitel 3 einen Überblick über die für Analysen verfügbaren Daten.

2.6 Formulierung eines Analysemodells

Im Hinblick auf eigene Analysen ist es notwendig, aus den vielen Einzelzusammenhängen, die in den vorangegangenen Teilen dieses Kapitels gesammelt wurden, ein zusammenhängendes Modell der sozialen Einbettung der Belastungsverarbeitung zu formulieren. Es soll die Analysen ordnen und gleichzeitig den Horizont abstecken, in dem zu testende Hypothesen lokalisiert sind. Die bescheidene Bezeichnung *Analysemodell* ziehen wir ganz bewußt dem anspruchsvolleren Begriff *Theorie* vor, weil die Erfordernisse einer sozialwissenschaftlichen Theorie beim bisherigen Stand der Erkenntnis nicht ganz eingelöst werden können. Worin das Problem besteht, läßt sich am besten erst nach der Vorstellung des Modells verdeutlichen. Es handelt sich um einen Integrationsversuch zahlreicher Einzelbefunde, der notwendi-

gerweise eklektisch bleibt, aber dennoch die kommenden Analysen in einen größeren Sinnzusammenhang stellt.

Zuvor ist es nützlich, die wichtigsten Gegenstände und Determinanten des Streßverarbeitungsgeschehens zusammenzufassen. Zu diesem Zweck folgt zunächst eine inhaltlich gegliederte Übersicht mit einigen Begriffsfestlegungen. Dann müssen wir einen metatheoretischen Unterschied zwischen Variablenklassen herausarbeiten, der für die spätere Interpretation und Bewertung der Wirkungszusammenhänge von Bedeutung ist.

2.6.1 Zusammenfassung der Konstrukte

Tabelle 2.2 enthält eine Übersicht der nach Bereichen gruppierten Konstrukte. Es liegt nahe, mit den einfachsten Tatbeständen zu beginnen, mit Belastungserfahrungen (-reizen, -quellen) und Belastungsreaktionen. Sie sind die vorrangig zur Erklärung stehenden Sachverhalte. Mit *Belastungserfahrung* (oder *Expositionserfahrung*) sollen bezeichnet werden: der Umfang, in dem bestimmte Expositionen stattfinden, und die Art, von der sie sind, d. h. um welche Ereignistypen und ggf. um welche chronischen Belastungen (genauer: Belastungsquellen) es sich handelt. Die *Ereignislast* ist die Summe der Belastungssituationen, denen eine Person ausgesetzt ist. Der Bereich *Reaktionen* umfaßt zum einen die subjektive Empfindung von Besorgnis oder Beunruhigung und zum anderen das motorische und intrapsychische Verhalten des Individuums, wie es durch die Konfrontation mit einer Belastungsquelle ausgelöst wird (siehe Abschnitt 2.2.4). Relativ empirienahe Verhaltenskonstrukte sind die sog. Copingreaktionen (Typen, Strategien), die die Gesamtheit des Verarbeitungsverhaltens bilden und taxonomisch zu Klassen geordnet werden können. Auf konzeptioneller oder statistischer Grundlage definierte Teilmengen dieser Einzelreaktionen ordnen sich zu Funktionen, nämlich zur Problemveränderung (instrumentelle oder problemorientierte Funktion) oder Gefühlsberuhigung (palliative oder emotionsorientierte Funktion).

Unter den erklärenden Konstrukten sind drei Bereiche zu trennen: Bewertungskognitionen, Ressourcen und die soziale Stellung. *Bewertungskognitionen* (siehe Abschnitte 2.2.2 und 2.2.3) wurden von der Transaktionsschule als intervenierende Instanzen zwischen belastenden Reizen und Reaktionen eingeführt. Die primäre Bewertung besteht in der Einschätzung der Bedeutsamkeit einer Auseinandersetzung für das Individuum. Als Verfeinerung dieses Konstrukts wurden sog. Anliegen eingeführt, die auch in qualitativer Hinsicht die subjektiv wahrgenommene Relevanz beschreiben. Die Art und Stärke der Reaktionen hängt, so eine zentrale Hypothese der Theorie, von Umfang und Bedeutung der Anliegen ab. Mit sekundärer Bewertung ist die Wahrnehmung individueller Handlungsoptionen zur Einwirkung auf die Belastungsquelle gemeint. Es gilt die Annahme, daß problemorientierte Reaktionen um so eher erfolgen, je mehr Optionen erkannt werden, und daß emotionsorientierte Reaktionen eine Folge fehlender wahrgenommener Einflußchancen sind. Bewertungskognitionen sind als intersituativ variable Vorgänge zu verstehen; daneben gibt es Versuche, die Ausstattung mit

Tabelle 2.2: Konstrukte der Belastungsverarbeitung

Bereich	Konstrukte
Ereignislast	<ul style="list-style-type: none"> • Summe der Belastungserfahrungen (Häufigkeit und Art spezifischer Belastungsexpositionen)
Reaktionen	<ul style="list-style-type: none"> • subjektive Belastungsintensität (Belastungsemotion, Streßempfindung) • Einzelreaktionen (Copingreaktionen, z. B. Informationssuche, positive Neubewertung) • Funktionen (Problemveränderung, Gefühlsberuhigung)
Bewertungskognitionen	<ul style="list-style-type: none"> • primäre Situationsbewertung (Bedeutsamkeit, Anliegen) • sekundäre Situationsbewertung (Ressourceneinschätzung, Veränderungsoptionen)
Ressourcen	<ul style="list-style-type: none"> • Soziale Unterstützung • (Interne) Kontrollüberzeugung
Soziale Stellung	<ul style="list-style-type: none"> • Geschlecht • Alter • Berufliche Bildung • Einkommen/Armut <p>} (vertikale) Schichtung</p>

stabilen Eigenschaften und Gegebenheiten zur Erklärung der Widerstandsfähigkeit gegen nachteilige Belastungsfolgen heranzuziehen. Da ihnen problemübergreifende Wirkung zugeschrieben wird, bezeichnet man sie auch als (*Verarbeitungs*)*Ressourcen*. Die wichtigsten unter ihnen sind die Kontrollüberzeugung, d. h. die generalisierte Überzeugung der Person, sie könne selbst Kontrolle über ihre Geschicke ausüben oder werde im anderen Extrem von externen Kräften beherrscht, und soziale Unterstützung (siehe Abschnitte 2.3.3 und 2.3.4). Je nach Ausprägung der Kontrolle (intern oder extern) sind eher problem- oder eher emotionsorientierte Verhaltensweisen zu erwarten. Soziale Unterstützung kann als wahrgenommener Rückhalt oder als Summe erhaltene Leistungen konzipiert werden. Besonders wahrgenommener Unterstützung wird eine hilfreiche Funktion bei der Problemlösung nachgesagt, wengleich sie mit tatsächlich empfangener Hilfe in keinem engen Zusammenhang zu stehen scheint und möglicherweise eine Persönlichkeitsdisposition ist. Schließlich wird vermutet, daß Inhaber bestimmter sozialer Positionen zu unterschiedlichen Verarbeitungsformen neigen. In die Bestimmung der sozialen Positionen (oder Stellungen) gehen die soziodemographischen Grundkategorien Geschlecht und Alter sowie Merkmale der vertikalen Schichtung oder des sozialen Status, v. a. Einkommen bzw. Armut (siehe Abschnitt 2.3.1), Bildung und berufli-

che Position ein. (Eine wichtige Komponente des sozialen Status, die berufliche Position, wird leider für unsere Analysen nicht zur Verfügung stehen.) Mit ihnen werden unterschiedliche Reaktionsmuster auf Belastungen in Verbindung gebracht. Insbesondere Armut wird mit defizitären, problemabgewandten Verhaltensweisen identifiziert. Gleichzeitig ist ein Zusammenhang zwischen Schichtungsmerkmalen und Ereignislast zu erwarten: Die Angehörigen niedriger Schichten erleiden belastende Ereignisse mutmaßlich häufiger als der Bevölkerungsquerschnitt.

2.6.2 Metatheoretische Systematisierung

Wir sollten nach dieser inhaltlich orientierten Übersicht die Gelegenheit nutzen, eine metatheoretische Systematisierung der Erklärungsstrukturen vorzunehmen - weniger zu formalen Ordnungszwecken denn als Orientierungshilfe, weil im weiteren eine Vielzahl von Einzelzusammenhängen zwischen heterogenen abhängigen und unabhängigen Variablen zu verstehen sein wird: einerseits situationsbezogenen und andererseits globalen, situationsübergreifenden Variablen. Es handelt sich um mehr als eine taxonomische Unterscheidung, und sie ist für die spätere Bewertung der Ergebnisse von einiger Bedeutung.

Bei der Darstellung des Transaktionsansatzes haben wir eine seiner axiomatischen Grundpositionen kennengelernt: die Situationsorientierung. Verhalten wird als Folge veränderlicher und ständig neu generierter Umweltkognitionen interpretiert. Grundsätzlich wendet sich der Ansatz gegen Versuche, solche Bestimmungsfaktoren für Belastungsreaktionen verantwortlich zu machen, die nicht in unmittelbarer Nähe zu Wahrnehmung und Erleben liegen. Ausdrücklich bezieht sich dies auch auf soziodemographische Merkmale; es ist erforderlich, so Lazarus/Folkman (1984:231), eine Korrespondenz zwischen ihnen und individuellen Wahrnehmungen und Erwartungen zu belegen, wenn sie für das Verhalten irgendein Gewicht besitzen sollen. Darin deutet sich bereits eine gewisse Schwierigkeit an, den Transaktionsansatz mit der Suche nach sozialstrukturellen Einflüssen in Einklang zu bringen.

Die geforderte Situationsorientierung ist weder die ureigene Erfindung der Autoren des Transaktionsansatzes noch eine sehr ungewöhnliche theoretische Position, da die Hervorhebung des individuellen Erlebens - nichts anderes bedeutet letztlich Situationsorientierung - Element auch anderer im weiteren Sinn subjektivistischer und phänomenologischer Positionen ist. Gemeinsam ist ihnen das Axiom, daß Verhalten aus dem Hier und Jetzt in der Perspektive der Beteiligten erklärt werden solle. Objektivistische Erklärungsansätze werden als unzulässig zurückgewiesen. Als objektivistisch gelten alle Verhaltensinterpretationen auf der Annahme, die Bedeutung der jeweiligen Umgebungsbedingungen sei durch Fremdbeobachtung, Konvention, Durchschnittsbildung o.ä. und unter Verzicht auf die Feststellung individueller Erfahrung in jedem einzelnen Fall zu ermitteln. Insbesondere tragen strukturorientierte Ansätze, die auf demographische Kategorien als Bestandteile von Handlungs-umgebungen zurückgreifen, stets objektivistische Züge, da ein situativer Einfluß solcher

Merkmale in der Welt des Individuums durch den Forscher pauschal unterstellt wird. Dagegen wehrt sich Lewin (1951:62, zit. in Jessor 1981:298): »... to substitute for that world of the individual the world of the teacher, of the physicist, or of anybody else is to be, not objective, but wrong.«

Lazarus'/Folkman's (1984) Ermahnung, bei der Erklärung von Stressreaktionen die genauen Umstände einer Transaktion zur Kenntnis zu nehmen, statt vom Wirken psychischer Dispositionen auszugehen, ist nur eine spezielle Variante dieser Grundposition. Wie man unschwer erkennt, läßt sich eine Forderung dieser Art prinzipiell auch als Einwand gegen jeden Rekurs auf soziodemographische Merkmale erheben, zumal, wie wir uns erinnern, inhaltliche Begründungen der (errechneten oder vermuteten) Effekte standarddemographischer Merkmale auf Belastungsverarbeitung kaum vorgebracht wurden (siehe Abschnitt 2.3, besonders 2.3.2). Wir werden uns mit diesem Vorbehalt beschäftigen müssen, weil wir ja neben kognitiv-situativen Merkmalen auch sozialstrukturbezogene Eigenschaften berücksichtigen wollen.

Dazu ist die Diskussion eines terminologischen Vorschlags Jessors (1981) zur Klassifizierung von Erklärungsfaktoren hilfreich. Seinen Ausgangspunkt bildet die Annahme, daß Verhalten aus Kognitionen resultiert. Er ordnet alle Erklärungsfaktoren auf einem Kontinuum der konzeptuellen *Proximität* (Nähe) zum Erleben und Verhalten des Individuums an. Die Extreme des Kontinuums heißen proximal und distal. Als *distal* bezeichnet er Faktoren, die von der Wahrnehmung weit entfernt liegen und für die Interpretation einer Situation irrelevant bleiben; hierzu gehören typischerweise geographische, biologische und soziodemographische Kategorien. Innerhalb dieser Kategorien variiert die subjektive Erfahrung so sehr, daß ihre Verhaltenswirksamkeit und ihr theoretischer Stellenwert gering sein muß. Denn Schichtungsmerkmale bezeichnen keinesfalls trennscharf gegeneinander abgesetzte Klassen, sondern versinnbildlichen allenfalls Gebilde, zwischen denen empirisch ein stetiger Austausch stattfindet. Alle Inhaber verschiedener soziodemographisch beschriebener Positionen sind letztlich einer Vielzahl von Einflüssen (z. B. der Massenmedien) in gleicher Weise ausgesetzt. Im Hinblick auf die zu erklärenden Tatbestände besitzen demographische Merkmale daher nur deskriptiven Charakter. Ein kausaler Zusammenhang des Verhaltens mit Strukturkategorien ist nur dann begründbar, wenn ihre Wirkung auf die Erfahrung zu belegen ist - allerdings rücken sie dann definitionsgemäß bereits näher zur Proximität. Manchmal wird aber eine Vermittlung zwischen einer bestimmten Ausstattung mit deskriptiven Merkmalen und bestimmten Reaktionen unplausibel bleiben.

Proximal heißen solche Faktoren, die situativ präsent sind, unmittelbar wahrgenommen werden und Einfluß auf die subjektive Interpretation einer Situation besitzen. »Along this distal-proximal dimension, the most proximal environment would be the perceived environment, the environment of immediate significance for the actor« (Jessor 1981:300). Proximale Faktoren besitzen zwingende Effekte auf das Verhalten. So kann Jessor die Hypothese aufstellen, daß mit der Proximität einer Variablen ihr statistischer Zusammenhang mit dem

Explanandum anwächst und daß nennenswerte Varianzanteile nur von proximalen und daher kognitiven Faktoren erklärt werden können. Das Argument wendet sich, um dies klarzustellen, nicht im besonderen gegen die Verwendung sozialstruktureller Erklärungen, da ja auch die Psychologie auf distale Faktoren (nämlich Dispositionen) zurückgreift.

Jessor belegt seine Vermutung mit den Ergebnissen zweier Umfragestudien zum abweichenden Verhalten. Bis auf eine markante Ausnahme bestätigen seine Befunde, daß proximale Faktoren wie die Billigung oder Mißbilligung einer konkreten devianten Verhaltensweise durch Eltern und Freunde mit der Ausführung dieser Verhaltensweise hochgradig korrelieren (r bis zu 0.76), während die distalen soziodemographischen Merkmale Bildung, Berufsposition und religiöse Denomination fast nichts zur Verhaltensklärung beitragen. Steht nun also die Verwendung soziodemographischer Kategorien in Frage? Zwar erhebt Jessor diese Forderung nicht, aber sie drängt sich geradezu auf.

Wir haben seine Argumentation nicht wiedergegeben, um uns ihr anzuschließen, sondern weil sich mit ihr, so merkwürdig es auch im Augenblick klingt, das Interesse an Struktureffekten besser begründen läßt. Vor der weiteren Diskussion sollte aber der Klarheit halber illustriert werden, wie sich die in Abschnitt 2.6.1 zusammengefaßten Faktoren in das Schema der Proximität gliedern. Abbildung 2.3 verdeutlicht ihre Nähe zur Wahrnehmung und zum Verhalten durch konzentrische Sphären, in deren Mittelpunkt die situativen Zielvariablen stehen. Distale Faktoren liegen im äußeren Feld, proximale näher am Verhalten im mittleren Feld. Optionen und Anliegen sind Wahrnehmungsdimensionen und weisen einen engen Situationsbezug auf, können also als proximale Faktoren aufgefaßt werden. Kontrolle ist das distale psychologische Pendant zu Optionen. Alter, Geschlecht, Bildung und Einkommen sind distale soziologische Faktoren. Soziale Unterstützung liegt, wie im Kapitel 3 noch erläutert wird, als retrospektiv erhobene und daher distale Variable vor, ist aber prinzipiell auch als proximaler Faktor denkbar. Optionen und Anliegen sollten wegen ihrer konzeptuellen Nähe starken Einfluß auf das Verarbeitungsverhalten ausüben (fett gezeichnete Pfeile), von den anderen Variablen wird nur ein schwacher Effekt erwartet (gestrichelte Pfeile).

1. Bei der Diskussion müssen wir uns vor Augen führen, daß Jessor auch auf der Metaebene nur hypothesenartige Aussagen machen kann, die, obgleich plausibel, an der Realität getestet werden müssen. Gemeint ist damit vor allem die Behauptung, daß proximale Faktoren mehr Varianz erklären als distale. Dabei stoßen wir bald auf eine Schwäche des Proximitäts-Konzepts. Was nämlich genau in einer beliebigen, unbekanntem Situation proximal sein wird, worauf sich die Aufmerksamkeit des Individuums richtet und welche Kognitionen verhaltenswirksam werden, läßt sich mit dieser Definition alleine nicht festlegen, sofern man nicht in einen zyklischen Regreß (proximal ist, was das Verhalten bestimmt) verfallen will. Wie alle Konzepte, die auf einer Vorstellung der Signifikanz, Relevanz, Salienz etc. beruhen, eignet sie sich folglich eher für ex-post-Erklärungen. Doch stellen wir uns unter Proximität schlicht Situationsbezug vor und lassen wir diese Schwierigkeit beiseite.

2. Jessors Argumentation setzt, von der Frage ihrer empirischen Gültigkeit abgesehen,

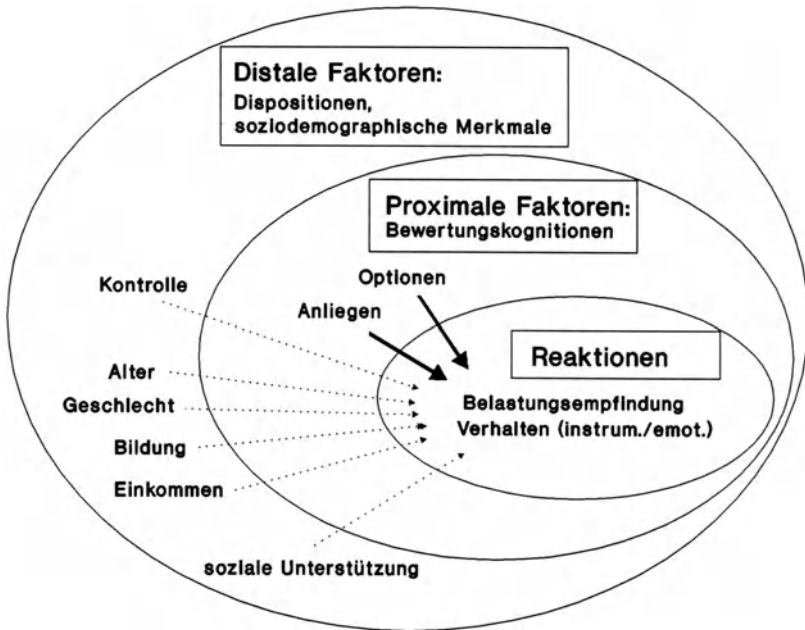


Abb. 2.4: Bestimmungsfaktoren situativer Reaktionen, angeordnet nach Proximität

ein ganz bestimmtes Erkenntnisinteresse voraus, nämlich die möglichst weitreichende Varianzerklärung des situativen Verhaltens mit beliebigen Bestimmungsfaktoren. Diese implizite Setzung muß eine sozialwissenschaftliche Untersuchung nicht teilen. Unser Interesse schließt diesen ersten Aspekt zwar ein, beschränkt sich aber nicht auf ihn. Wenn wir den sozialen Kontext der Belastungsverarbeitung studieren, haben strukturelle Einflüsse als Untersuchungsgegenstand einen eigenständigen Stellenwert. Wenn es ein Ziel ist, das Verhalten zu verstehen, ist es ein ebenso wichtiges zweites Ziel zu verstehen, inwiefern für das Verhalten soziodemographische Faktoren von Belang sind - und sei es auch, daß sie belanglos sind.

3. Dieses Interesse entspringt nicht alleine der sozialwissenschaftlichen Tradition, sondern ist auch Konsequenz der Suche nach stabilen Erklärungs- und Prognosegrundlagen. Denn das große Problem proximaler Erklärungen liegt in genau dem Situationsbezug, der ihnen auf konzeptioneller Ebene so viel Plausibilität und auf statistischer Ebene so große Mächtigkeit verschafft: Proximale Faktoren sind im besten Fall intersituativ variabel, im

schlimmsten Fall aber zufällig und flüchtig. Jenseits der singulären Situation wird der Faktor, der gerade noch einen enormen Erklärungsbeitrag leistete, plötzlich wertlos, weil er nicht übertragbar ist. Falls proximale Faktoren »gute« Erklärungen (starke statistische Korrelationen) liefern, sind sie nichtsdestoweniger kasualistisch. Von dauerhaftem Wert für Erklärung und Prognose sind nur situationsübergreifend stabile Konstrukte, und diese wiederum müssen distal sein. Es liegt nahe, die soziale Stellung als ein solches Konstrukt in Betracht zu ziehen.

4. Es ist daher ein gedanklicher Fehler Jessors (1981:314), die Fähigkeit proximaler und distaler Faktoren zur Varianzaufklärung gegeneinander aufzurechnen oder sie gar als *konkurrierende* Erklärungsansätze zu betrachten. Er übersieht die unterschiedlichen Geltungsbereiche distaler und proximaler Faktoren, denn sie sind zur Erklärung jeweils sehr verschiedener Gegenstände imstande. Am Beispiel der Belastungsverarbeitung wird dies sofort klar: Es wäre keine große Überraschung, wenn z. B. Schichtungsmerkmale sich nur schwach auf die spezifische Transaktion auswirken; freilich läßt sich dieser Einfluß dann auch in jeder Situation prüfen, während jede einzelne Bewertungskognition schon in der nächsten Transaktion obsolet wird.

5. Je proximaler ein Faktor, desto trivialer sein Effekt. Je zwingender der Effekt eines Konstrukts theoretisch abgeleitet werden kann und je weiter sich die ermittelte Korrelation dem Wert 1 nähert, desto geringer ist der in diesem Schritt erzielte Erkenntnisfortschritt. In einem Nebensatz weist Jessor (1981:305) selbst darauf hin, »that the association of a distal perceived variable with behavior, although it is usually weaker, may be more *interesting* than the association of a proximal perceived variable precisely because the connection of the former is so less obvious« (Herv. im Original). Ein Erklärungsfaktor wird nicht alleine dadurch »besser«, und ein Erkenntnisgewinn ist nicht automatisch dadurch gegeben, daß mehr *Varianz* erklärt wird.

6. Der Begriff der Proximität macht allerdings anschaulich, warum wahrscheinlich distale Faktoren für weniger Kriteriumsvarianz verantwortlich sind als proximale. Daran werden wir uns ggf. bei der Interpretation der Ergebnisse erinnern müssen. Insofern ist Jessors Hinweis auf die Variation der Wahrnehmung und Erfahrung innerhalb soziodemographischer Kategorien eine Warnung vor allzu großen Erwartungen an soziodemographische Einflüsse.

7. Vollkommen zu recht mahnt Jessor aber zur Suche inhaltlicher Begründungen für vermutete Effekte distaler Faktoren. Die schematische Art und Weise, in der in den oben zitierten Studien bei der Regression auf soziodemographische Merkmale verfahren wurde, ist erst recht nach diesen Überlegungen höchst unbefriedigend.

8. Keiner der Einwände gegen proximale Faktoren aus der Strukturperspektive darf nun andererseits zu der Konsequenz verleiten, diese Faktoren zu ignorieren. Aufschlüsse über die Art, in der Kognitionen situative Reaktionen steuern, bilden eine sinnvolle Ergänzung der Erklärung durch Strukturmerkmale, da sie Unterschiede innerhalb soziodemographischer Kategorien erhellen. Ferner ist nun die Frage möglich, wie strukturelle Merkmale situative Kognitionen beeinflussen bzw. wie sich distale Faktoren indirekt über proximale Faktoren auf

situatives Verhalten auswirken. Wie in Abschnitt 2.6.3 dargelegt wird, lassen sich basierend auf dieser Überlegung verschiedene Modelle entwerfen, die zum einen getrennte Analysen mit proximalen und distalen Bestimmungsfaktoren, zum anderen aber auch ebenenübergreifend verbundene Analysen der Zusammenhänge zwischen distalen und proximalen Faktoren vorsehen.

2.6.3 Ein Modell der sozialen Einbettung der Belastungsverarbeitung: Grundzüge

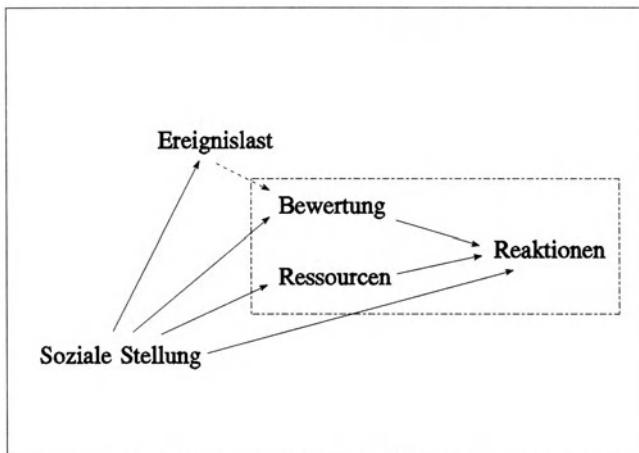


Abb. 2.5: Der soziale Kontext der Belastungsverarbeitung

Nach diesen Vorüberlegungen ist es an der Zeit, über Wirkungsvermutungen in einem übergreifenden Zusammenhang zu sprechen. Abbildung 2.5 illustriert das Modell, an dem sich die Analysen in Kap. 4 orientieren. Es handelt sich hier noch nicht um eine Darstellung der Beziehungen zwischen Einzelvariablen, die erst nach den Ausführungen zur Datengrundlage in Kap. 3 sinnvoll ist, sondern um die Beziehungen zwischen Merkmalsaggregaten oder -ebenen: der sozialen Stellung, der kognitiven Bewertung, den Verarbeitungsressourcen, den behavioralen und emotionalen Reaktionen sowie der Ereignislast. Folgende allgemeine Annahmen sollen mit dem Modell untersucht werden: Die soziale Stellung beeinflusst die Ereignislast und die Reaktionen in Belastungssituationen direkt; auch Bewertungskognitionen und Verarbeitungsressourcen wirken auf situative Reaktionen, wie es der Transaktionsansatz beschreibt, doch sind sowohl Bewertung als auch Ressourcenausstattung ihrerseits von der sozialen Stellung abhängig, wodurch ein indirekter Zusammenhang der Reaktionen mit der sozialen Stellung konstituiert wird.

Jeder Abschnitt des Kapitels 4 soll sich mit einem Ausschnitt aus dem Gesamtmodell befassen, in der Regel mit einem Pfeil in obiger Abbildung, der für eine Beziehung zwischen

Merkmalsebenen (die Bereiche in Tabelle 2.2) steht. Dort folgt jeweils auch die Spezifikation testbarer Hypothesen über die Beziehungen zwischen Variablen. Ein Ausblick über die Ausschnitte soll hier bereits das Spektrum der Einzelanalysen umreißen.

Zu Beginn der Analysen, in Abschnitt 4.1, greifen wir die Thematik auf, mit der wir den Literaturüberblick in diesem Kapitel beendet haben, also den Zusammenhang zwischen sozialer Stellung und *Ereignislast*. Dies geschieht vor dem Hintergrund der Annahme, daß mit dem sozioökonomischen Status Art und Umfang erlebter oder erlittener Ereignisse variieren. Hier werden wir primär prüfen, ob niedriger Status eine höhere Belastung durch Ereignisse finanziellen Inhalts bedingt. Zusätzlich werden wir dabei prüfen, ob die Verfügung über Verarbeitungsressourcen die Ereignislast senkt (vgl. Abschnitte 2.5.1 und 2.5.2; in Abbildung 2.5 wurde aus Gründen der Übersichtlichkeit kein Pfeil für diesen Zusammenhang gezeichnet). Mehrere Abschnitte gehen dann Aspekten der Verarbeitung dieser Ereignisse nach. Wie die *Reaktionen* unter Belastung je nach sozialer Stellung ausfallen, ist Inhalt des Abschnitts 4.2. Mit einem Teilmodell, das sonstige Komponenten des Verarbeitungsvorgangs, vor allem Bewertungskognitionen, ignoriert, soll zunächst geklärt werden, ob ein direkter Zusammenhang zwischen sozialen Schichtungs- und demographischen Kategorien auf der einen Seite und Problemverarbeitungsformen auf der anderen Seite existiert. Wir bezeichnen diesen Ausschnitt auch als *Sozialstrukturmodell*. Weil Armut als ein zentrales Schichtungskriterium gelten kann, steht im Mittelpunkt die Frage, ob sich Arme anders verhalten als Nichtarme. Dies wird ja von Arbeiten unterstellt, die Armut als Folge pathologischer Einstellungen und defizitärer Verhaltensrepertoires ansehen. Inwiefern sich die Effekte relativieren, wenn Drittvariablen kontrolliert werden, ist dann Gegenstand eines späteren Teilmodells (Abschnitt 4.6).

Im nächsten Abschnitt (4.3) geht es erneut um Reaktionen. In der Streßtheorie wird sowohl kognitiven Prozessen als auch psychisch-sozialen Ressourcen Bedeutung bei der Belastungsverarbeitung beigemessen. Dieser Abschnitt entspricht der *Streßtheorie Lazarus'*. Problem- und emotionsorientiertes Verhalten unter Belastung sowie Störungen des emotionalen Wohlbefindens werden einer Erklärung durch Bewertungskognitionen und Verarbeitungsressourcen zugeführt. Das dazugehörige Teilmodell lehnt sich eng an das Schema der Belastungsverarbeitung im Transaktionsansatz an, und, wie unschwer zu erkennen ist, umfaßt obige Abbildung 2.5 in der rechten Hälfte Abbildung 2.1. Inwiefern nun den im psychologischen Ansatz unabhängigen Konstrukten eine Variation nach sozialen Kategorien nachgesagt werden kann, sollen die Abschnitte 4.4 und 4.5 klären. Sie bestehen aus Regressionen der *Ressourcen* (Kontrolle, soziale Unterstützung) und *Bewertungskognitionen* (Anliegen, Optionen) auf die soziale Stellung und unterstellen damit jeweils, daß soziale Kategorien ihren Einfluß auf Reaktionen indirekt ausüben, indem sie die Randbedingungen der direkten Verhaltensdeterminanten prägen.

Der in Abschnitt 4.3 umgesetzte Transaktionsansatz steht in direkter Konkurrenz zu dem Modell aus Abschnitt 4.2, in dem ja nur soziale Merkmale herangezogen werden. Unser

letztes Modell in Abschnitt 4.6 bezieht beide Erklärungsstränge, also soziale und kognitive Faktoren, sowie Ressourcen als Prädiktoren der Belastungsreaktionen ein. Damit wird es möglich sein, den Effekt beider Determinantengruppen unter sonst gleichen Bedingungen zu ermitteln.

Ein ohne Zweifel spannendes Thema ist die Art und Weise, in der sich »objektive«, d. h. der Fremdbeobachtung zugängliche, Ereignismerkmale in der subjektiven Wahrnehmung wiederfinden. Der Transaktionsansatz nimmt sich dieses Problems in keiner Weise an, denn für ihn existiert die Umwelt ja nur in der Form, in der sie das Individuum wahrnimmt. Perrez/Reichert (1992a) beziehen objektive Tatbestandsqualitäten in ihre Überlegungen ein, allerdings nur unter dem Aspekt, daß eine Passung zwischen objektiver Gegebenheit und subjektiver Einschätzung für effektive Verarbeitung maßgeblich ist. Gewisse allgemeine Annahmen über den Zusammenhang klingen lediglich in den in Kap. 2 zitierten sozialwissenschaftlichen Arbeiten an, die aber eher indirekt bleiben, weil sie am Einfluß der Schichtung auf die Ereigniswahrnehmung interessiert sind. Hier kann auf dieses Manko nur hingewiesen werden, und es ist müßig, eigene Spekulationen anzustellen, da über Ereignisseigenschaften außerhalb der Einschätzung der Probanden keine Informationen vorliegen. Die Verbindung zwischen Ereignissen und Bewertung wurde daher nur gestrichelt eingezeichnet. Außerdem werden wir Beziehungen zwischen Ressourcen und Bewertung nicht verfolgen, weil sie für das übergeordnete Interesse am Einfluß der sozialen Position nicht von Bedeutung sind.

Zum Schluß sei betont, daß die jeweils angenommenen eindeutigen Wirkungsrichtungen sicherlich eine Vereinfachung der wahren Verhältnisse bedeuten. Es dürfte z. B. schwerfallen zu bestreiten, daß, zumindest auf lange Sicht, nicht nur die Ressourcen der Belastungsverarbeitung deren Resultate bestimmen, sondern auch das Verhalten auf die Ressourcenausstattung zurückwirkt, weil ja soziale Unterstützung nicht einfach da ist, sondern aufgebaut wird und Kontrolle sich infolge der Bewährung unter Belastung verändern kann. Wir haben in Abschnitt 2.1.1 dieses Problem erwähnt. Es würde aber die Analyse sehr viel unübersichtlicher machen und eigentlich Verlaufsdaten erfordern, wenn man Wechselwirkungen untersuchen wollte. Deshalb wird hier davon abgesehen.

Obwohl das Modell alle Einzelaspekte der sozialen Einbettung der Belastungsverarbeitung abdeckt, auf die wir in Kapitel 2 gestoßen sind, besteht die Notwendigkeit, es in verschiedener Hinsicht fortzuentwickeln, bevor in Zukunft weitere Schritte in die Empirie unternommen werden, so daß die Forschung zielstrebig vorstatten gehen könnte. Diese nicht ganz triviale Aufgabe kann im begrenzten Rahmen dieser Arbeit nur umrissen, aber nicht erfüllt werden. Mit ihr müßte sich eine eigene, theorieorientierte Arbeit beschäftigen.

Das Kernproblem des Modells in der vorliegenden Fassung ist die Desintegration der sozialen Aspekte der Belastungsverarbeitung. Man kann dem Transaktionsansatz ja nicht den Vorwurf machen, er ignoriere soziale Einflüsse auf das Verarbeitungsgeschehen, denn wichtige Aspekte gehen in der Tat in die Theoriebildung ein. Sozialer Rückhalt ist als Res-

source anerkannt, die Mobilisierung sozialer Unterstützung als situative Bewältigungsstrategie wird aufmerksam beobachtet, und wir werden diese beiden Elemente so ausführlich untersuchen, wie es die Datenlage zuläßt. Weniger gut wird der Umstand berücksichtigt, daß die soziale Umwelt auch Belastungsquelle sein kann. Wir werden dieses Problem lösen, indem wir die sozialen Folgeerscheinungen wirtschaftlicher Probleme in die Stressorenebene verlagern und dann so verfahren, als handle es sich um Belastungen wie beliebige andere. Ein solches Konzept behält aber eine grundsätzliche Schwäche. Es behandelt die verschiedenen Aspekte der sozialen Umgebung der Belastungsverarbeitung so, als ließen sie sich ontologisch einfach voneinander abspalten - eine wenig sachadäquate Vorstellung. Es wäre naiv anzunehmen, daß sich einerseits heilsame soziale Unterstützung und andererseits konfliktträchtige und belastende Seiten der sozialen Integration (Rollenkonflikte, soziale Kontrolle, Imaginäres Urteil etc.) trennen lassen. Das Problem wird übrigens von Lazarus/Folkman (1984:248) durchaus erkannt. In der Diskussion der Effekte sozialer Unterstützung warnen sie ausdrücklich vor vereinfachenden Vorstellungen und weisen darauf hin, daß aus Beziehungsnetzen wahrscheinlich der Löwenanteil der Belastungen hervorgeht. Vom Standpunkt des Transaktionsansatzes betrachtet, erwachsen aus diesem konzeptionellen Arrangement keine weiter gravierenden Probleme, da das Individuum der Ort ist, an dem Verarbeitungsprozesse ablaufen, und die sozialen Aspekte den Stellenwert von Peripherieelementen unter vielen anderen besitzen, deren Zusammenhang nicht erklärt werden muß. Aber je mehr die soziale Einbettung selbst ins Zentrum des Interesses rückt, desto unbefriedigender ist ein Modell, das sie in zusammenhanglose Teile zerlegt und diese Teile dann an verschiedenen Stellen eines Modells wie Zusatzaggregate anflanscht. Das heißt selbstverständlich nicht, daß in diesem Konstrukte-Arrangement unser Vorhaben unmöglich würde. Einige Effekte werden allerdings nicht mehr unmittelbar aus dem Modell heraus, sondern nur mit zusätzlichen, externen Überlegungen zu erschließen sein, während die Aufgabe einer Theorie doch gerade die Erklärung und Prognose des gesamten Gegenstandsbereichs ist.

Was müßte eine sozialwissenschaftliche Theorie der Belastungsverarbeitung also leisten? Erstens sollte sie einen Deutungsrahmen für das Einwirken sozialer Anforderungen und Belastungen auf das Individuum bereitstellen. Dabei kann sie sich nicht darauf beschränken, Belastungsquellen in beliebigen situativen Umwelten zu suchen, denn beim derzeitigen Stand der Erkenntnis muß davon ausgegangen werden, daß soziale Positionen in einem systematischen Zusammenhang mit dem Risiko stehen, belastende Ereignisse zu erleben. Im Transaktionsansatz kann dagegen die soziale Variation der Ereignislast nur atheoretisch behandelt werden. Gleichzeitig müßte eine Theorie das Verhältnis von Belastungen und sozialem Rückhalt klären.

Zweitens muß sie klarere Antworten auf die Frage nach sozialen Bestimmungsfaktoren des Bewältigungsverhaltens geben, als sie bisher vorliegen. Es werden ja, übrigens auch in der psychologischen Forschung, oft soziodemographische Variablen (Geschlecht, Alter, Bildung, Einkommen) kontrolliert. Das Problem liegt daran, daß dies geschieht, wie auch

Pearlin (1989) feststellt, ohne damit gezielte Fragestellungen zu verknüpfen. Die Berücksichtigung dieser Merkmale dient allzuoft nur dazu, Residuen in statistischen Modellen zu minimieren, und wenn Effekte auftreten, werden sie kurzerhand *ex post* erklärt. Im vorhinein existieren keine begründeten Vermutungen. Es handelt sich dann in der Terminologie Jessors um extrem distale Merkmale, auf die man auch verzichten könnte. Die Aufgabe der Theoriebildung besteht darin, Wirkungsverhältnisse präziser zu benennen. Damit entscheidet sich indirekt auch gleich die Frage, welche Merkmale überhaupt betrachtet werden sollen. Soziodemographische Merkmale sind so lange keine *sozialen* Merkmale, bis dargelegt wird, welche besondere Bewandnis es mit ihnen hat, d. h., welche verarbeitungsrelevanten Eigenschaften sich mit ihnen verändern oder für welche anderen, in etablierten soziologischen Diskursen gebräuchlichen Parameter sie stellvertretend stehen sollten. In der Begründung der Variablenauswahl liegt ein wichtiges Kriterium einer soziologischen Theorie und einer soziologischen Analyse. Eigentlich würde es bedeuten, im Nebel zu stochern, wenn man bloß schematisch ein standarddemographisches Raster über seine Daten legte. Viele der in Abschnitt 2.3.2 rezipierten Arbeiten kommen aber nicht über diesen Stand hinaus.

Die Richtung einer denkbaren Begründung der Differenzierung nach soziodemographischen Merkmale wird von Pearlin aufgezeigt. Seine Arbeit hat zum Inhalt: »enduring and widely experienced life-strains that emerge from social roles and ... coping modes that are shared by people who also share key social characteristics« (Pearlin/Schooler 1978:2). Daß deskriptive Grundvariablen für gleiche Lebensverhältnisse stehen, wird zwar ohne große Umschweife einfach angenommen, und die Suche nach alternativen Indikatoren unterbleibt, aber immerhin läßt sich mit diesem Argument zweierlei hypothesenartig herausarbeiten: erstens, daß belastende Erfahrungen im Biographieverlauf mit der Stellung im sozialen Gefüge zusammenhängen, und zweitens, daß vor diesem Hintergrund Fähigkeiten erworben und Einstellungen sowie Dispositionen aufgebaut werden, die den Umgang mit künftigen Belastungen prägen. Unter der Prämisse, daß die Bewältigung sozio-ökonomischer Probleme erlernt werden muß, könnten die zunächst nur atheoretisch herangezogenen Grundkategorien zumindest den Rang passabler Indikatoren angehäufter Bewältigungserfahrung erlangen. Geschlecht, Alter, Bildung und Einkommen sowie möglicherweise auch die berufliche Position¹¹ oder Armutslagen, für die wir als Klammer den Begriff der sozialen Stellung verwenden, spiegeln dann die Kompetenz zur Problemlösung, die eine Art psychisch-sozialen Kapitals darstellt, und lassen gleichzeitig Rückschlüsse auf Lernumgebungen zu, in denen diese Kompetenz erworben wird.

Es ist nicht auszuschließen, allerdings auch nicht wahrscheinlich, daß eine tiefere Reflexion zu der Erkenntnis führen wird, daß diese soziodemographischen Variablen als Indikatoren ungeeignet sind. Eine Theorie muß auf Variablen verzichten, deren Bedeutung

¹¹ Daten zur beruflichen Position stehen leider für eigene Analysen (Kap. 4) nicht zur Verfügung. Die vorhandenen Angaben beschränken sich auf die berufliche Qualifikation.

sie nicht klar benennen kann, und sich daran machen, Konstrukte mit kausalen Bezügen zu entwickeln; sie darf dabei nicht vorschnell auf gegebene Operationalisierungen zurückgreifen, die die genaue Bedeutung ihrer Annahmen verfehlen. In diesem Sinn kann eine Untersuchung, die sich auf die Standarddemographie stützt, nur ein Provisorium sein.

Ein letztes Kriterium einer soziologischen Theorie der Belastungsverarbeitung wäre die Fähigkeit, die Erkenntnisse der psychologischen Forschung zu integrieren. Jeder Ansatz, der die situative Variabilität der Streßverarbeitung und den Stellenwert kognitiver Prozesse ignorierte, wäre ein Rückschritt hinter den Stand der Wissenschaft. Der Gewinn kognitiver und situationsorientierter Ansätze darf nicht durch ein Beharren auf ausschließlich distalen Erklärungen leichtfertig verspielt werden.

Kapitel 3

Stichprobe, Daten und Methoden

Dieses Kapitel beschreibt die Datengrundlage, auf der die im empirischen Teil (Kap. 4) berichteten Analysen beruhen. Entstehungskontext der Untersuchung, Entwicklung des Instruments, Stichprobenziehung und Inhalte des Datensatzes sind Gegenstand des Abschnitts 3.1. In Abschnitt 3.2 geht es um die Operationalisierung der in Kapitel 2 beschriebenen theoretischen Konstrukte für ein Erhebungsinstrument. Entsprechend der im Transaktionsansatz angenommenen Situationsgebundenheit der Belastungsverarbeitung werden Kognitionen und Reaktionen in fünf unterschiedlichen Alltagssituationen erfaßt. In diesem Abschnitt finden sich die Logik der Umsetzung in Fragebogen-Items und der Wortlaut der Items, ggf. mit vorgegebenen Antwortkategorien. Für zentrale Variablen des Instruments enthält dieser Abschnitt auch Angaben zu meßtechnischen Eigenschaften: Antwortausfälle, Schwierigkeitsgrad, Trennschärfe und interne Konsistenz der Skalen. Das Skalenniveau der Variablen wird erörtert (Abschnitt 3.2.3).

Das im vorigen Kapitel vorgestellte Analysemodell der Belastungsverarbeitung wird in Kap. 4 in mehrere multivariate Regressionsmodelle umgesetzt. Die Regressionstechnik alleine ist jedoch nicht in der Lage, Verbindungen zwischen isoliert durchgeführten Regressionen herzustellen. Dies ist Inhalt der Pfadanalyse. Sie ist imstande, mehrstufige Wirkungsverläufe (etwa von der sozialen Stellung über die kognitive Bewertung einer Situation zum Verarbeitungsverhalten) integral zu erfassen und zu quantifizieren. Die Analysen werden sich daher an manchen Stellen der Pfadanalyse bedienen, um komplexe Aspekte der sozialen Einbettung des Verarbeitungsgeschehens zu veranschaulichen. Abschnitt 3.3 gibt eine Einführung in die wichtigsten Grundlagen dieses Verfahrens.

Abschnitt 3.4 behandelt ein gleichermaßen methodisches wie inhaltliches Problem: die Kontextabhängigkeit der Reaktionen. Insofern sich die Reaktionen der Probanden über Situationen hinweg ähnelten, wäre es berechtigt, in den folgenden Analysen die fünf untersuchten Einzelsituationen wie verschiedene Messungen des gleiches Sachverhalts zu behandeln und lediglich *die* Reaktionen unter *einer* Belastung zu untersuchen. Es werden jedoch hier Belege dafür angeführt, daß Reaktionen sich zwischen Situationen durchaus unterscheiden; für die weitere Untersuchung ist daraus die Konsequenz zu ziehen, daß jede Situation gesondert betrachtet werden muß. Dies ist gleichzeitig der Grund dafür, diese Frage unmittelbar vor die eigentlich inhaltlichen Ausführungen zu plazieren.

3.1 Der Datensatz

3.1.1 Entstehungskontext und inhaltliche Vorgaben

Die analysierten Daten entstammen der Umfrage »Alltag in Deutschland« (AiD), die 1994 vom DFG-Projekt »Versorgungsstrategien privater Haushalte im unteren Einkommensbereich« an der Fakultät für Soziologie der Universität Bielefeld durchgeführt wurde. Eine eigene Erhebung war notwendig, weil uns kein Datensatz bekannt ist, der bestimmte Anforderungen an die Dateninhalte und an die Zielgruppe erfüllt, auf die wir gleich eingehen werden. Es soll an dieser Stelle genügen, diejenigen Aspekte des Datensatzes zu skizzieren, die zu seinem Verständnis notwendig sind, während ansonsten auf den Abschlußbericht des Projekts (Andreß et al. 1996) verwiesen werden muß. Zwei Vorgaben an die Umfrage sind zu erwähnen, die 1. ihre Zielgruppe und 2. ihre inhaltliche Zielsetzung betreffen. Die Umfrage richtete sich an die erwerbsfähige Bevölkerung der Bundesrepublik in den alten und neuen Bundesländern und sollte dabei insbesondere Aussagen über einkommensschwache Gruppen zulassen, die in sozialwissenschaftlichen Standarddatensätzen wie dem Sozio-ökonomischen Panel (SOEP) oder der Allgemeinen Bevölkerungsumfrage der Sozialwissenschaften (ALLBUS) unterrepräsentiert oder nur in kleinen Fallzahlen vertreten sind. Lipsmeier (1993) zeigt, daß zu diesen Gruppen die Haushalte von Sozialhilfebeziehern und andere geringverdienende Personenkreise gehören. Für differenzierte Analysen sollte daher 1. der untere Einkommensbereich in der AiD-Befragungsstichprobe überrepräsentiert werden (s.u.). 2. sollte die Ausrichtung der Befragung inhaltliche Schlüsse zulassen, für die die Standarddatensätze keine hinreichende Informationsbasis bieten. Die Umfrage erstreckt sich auf zwei wesentliche Fragestellungen: a) das deprivationsbasierte Armutskonzept mit Fragen zum notwendigen Lebensstandard, zur Haushaltsausstattung, Konsumeinschränkungen und Reserven des Haushalts (siehe die in Abschnitt 3.2.2 folgenden Erläuterungen sowie Lipsmeier 1995a und Andreß et al. 1996) und b) die psychische Verarbeitung der Lebenslage Armut mit Fragen zum Umgang mit belastenden Alltagssituationen. Ferner wurden Items zum konventionellen (einkommensorientierten) Armutskonzept sowie standarddemographische Fragen zur Person und zum Haushalt in den Fragebogen aufgenommen. Nur auf die Informationen zur Belastungsverarbeitung wird im folgenden eingegangen.

Nicht alle Aspekte des sozialen Kontexts der Belastungsverarbeitung, die in Kapitel 2 der vorliegenden Arbeit umrissen worden sind, sollten ursprünglich mit dem zur Verfügung stehenden Datensatz abgedeckt werden. Der Zuschnitt des Erhebungsinstruments paßt, wie wir noch sehen werden, gut zum Kern des Transaktionsansatzes. Er hält jedoch insbesondere für Fragen der sozialen Unterstützung und der Wirkungen des bedrohten Ansehens Angaben nicht in der gewünschten thematischen Breite bereit, was an manchen Stellen zu einer quasi sekundäranalytischen Vorgehensweise führt. Nichtsdestoweniger ist der Datensatz geeignet, wesentliche Fragen zu bearbeiten.

Die Einschränkung auf die erwerbsfähige Bevölkerung erklärt sich, um dies nur kurz zu erwähnen, durch den hohen Stellenwert einiger Aspekte der ökonomischen Armutsbewältigung im Kontext der Untersuchung, aus der die Daten stammen. Die Zielgruppe sollte mit hoher Wahrscheinlichkeit die Option der Erwerbsarbeit besitzen. Entsprechend sollte ihr Einkommen nicht quasi automatisch einen hohen Anteil staatlicher Transfers enthalten. Rentner und Personen vor dem Abschluß der Berufsausbildung gehörten aus diesem Grund nicht zur Zielgruppe - eine Einschränkung, die für die Untersuchung der Belastungsverarbeitung zwar unglücklich, aber leider nicht korrekt rückgängig zu machen ist (vgl. die folgenden Ausführungen zu Tab. 3.1).

Das Erhebungsinstrument zu diesem Schwerpunkt wurde im Frühjahr des Jahres 1994 entwickelt und Mitte desselben Jahres Pretests unterzogen. Teilnehmer einer Lehrveranstaltung der Universität Bielefeld gingen mit einer ersten Version des Instruments zur psychischen Armutsbewältigung ins Feld und führten 29 Interviews durch; Mitarbeiter des Projekts »Versorgungsstrategien« ließen eine zweite Fassung von 29 Personen ausfüllen. Die eigentliche Erhebung wurde als schriftliche postalische Befragung mit einem selbsterklärenden Fragebogen durchgeführt. Der Versand erfolgte von September 1994 bis Januar 1995.

3.1.2 Stichprobenziehung¹²

Zielpopulation der Befragung war die gesamte bundesdeutsche Wohnbevölkerung im erwerbsfähigen Alter zwischen 25 und 65 Jahren. Gleichzeitig verfolgte die Stichprobenziehung entsprechend Vorgabe 1 (s. o.) das Ziel, den in vielen Repräsentativumfragen nicht angemessen vertretenen unteren Einkommensbereich überrepräsentiert zu erheben. Einerseits sollten damit strukturtreue Aussagen über die Wohnbevölkerung, andererseits zuverlässige, v. a. auf hinreichend großen Fallzahlen beruhende, Aussagen über Niedrigeinkommensbezieher ermöglicht werden. Die Methode kann man sich in etwa vorstellen wie eine Tonaufzeichnung mit dem Dolby-Verfahren. Dort werden hohe Tonlagen, die für Störungen durch weißes Rauschen besonders empfindlich sind, bei der Aufnahme mit hohem Pegel angesteuert und bei der Wiedergabe im Pegel abgesenkt. Auf diese Weise werden hohe Töne auf ihren natürlichen Klanganteil zurückgeführt und gleichzeitig mit ihnen wird ein entsprechender Anteil des Rauschens unterdrückt. In ähnlicher Weise sollte nun bei der Stichprobenziehung durch Schichtungsvorgaben nach Einkommen eine Überrepräsentation der unteren Einkommensbereichs erzeugt werden, die sich durch (Unter)Gewichtung in Analyseprozeduren ausgleichen läßt, mit dem Resultat, daß detaillierte Aussagen über Einkommensarmut machbar werden, ohne daß die Proportionen zu sonstigen Bevölkerungsgruppen aus dem Lot gerückt werden. Nachfolgend gehen wir in groben Zügen auf die praktische Durchführung der Stichprobenziehung ein.

¹² In diesen Abschnitt sind in überarbeiteter Form Teile aus dem Beitrag des Autors zu Andreß et al. 1996 (Anhang A3) eingegangen.

Aus praktischen Gründen wurden anstelle einer einzigen bundesweiten Stichprobe mehrere Einzelstichproben in Kommunen unterschiedlicher Größenordnung in den alten und neuen Bundesländern gezogen. Für die neuen Bundesländer ließ sich eine disproportionale Schichtung nach der Einkommensposition nicht realisieren. (Die Gründe werden in Andreß et al. 1996 erläutert.) Daher wurden drei Kommunen ausgewählt, in denen auf der Basis von Einwohnermeldeamtsadressen jeweils eine einfache Zufallsauswahl von je 600 Einwohnern im Alter zwischen 26 und 66 Jahren vorgenommen wurde.¹³ Um eine (sehr grobe) Annäherung an die räumliche Struktur der Lebensverhältnisse zu erreichen, fiel die Wahl auf zwei mittelgroße Städte (Halle/Saale und Magdeburg) und eine eher ländliche Gemeinde (Naumburg/Saale). Insgesamt 1800 Personen wurden in den neuen Bundesländern angeschrieben (wobei sich 34 Sendungen als unzustellbar erwiesen). 412 Personen sandten einen ausgefüllten Fragebogen zurück.

Für das Gebiet der alten Bundesländer wurde auf den Adreßbestand einer Direktmarketing-Firma zurückgegriffen. Dieser Bestand hat den Vorteil, daß sich Adressen nach sogenannten Kaufkraftklassen auswählen lassen und somit eine Überrepräsentierung des unteren Einkommensbereiches möglich ist. Es wurden drei Kommunen ausgewählt, die in ihrer Struktur mit den drei für Ostdeutschland ausgewählten Kommunen vergleichbar sind. Dazu wurden auf der Basis von Daten der Bundesforschungsanstalt für Landeskunde und Raumplanung einige ökonomische und demographische Makrostrukturdaten verglichen und verschiedene Experten befragt. Gezogen wurde eine Stichprobe von Haushalten aus den Städten Karlsruhe und Braunschweig sowie dem Kreis Diepholz in der Nordheide (Niedersachsen). Für jede dieser Kommunen wurden 600 Haushalte aus dem Adreßdatenbestand der Marketingfirma zufällig ausgewählt. Dabei wurden jeweils 300 Adressen der niedrigsten von fünf verfügbaren Kaufkraftklassen und 300 Adressen der übrigen vier Kaufkraftklassen gezogen. Von den somit ebenfalls 1800 angeschriebenen Haushalten in Westdeutschland sandten 372 einen ausgefüllten Fragebogen zurück. Da eine Einschränkung des Altersbereiches auf Personen im erwerbsfähigen Alter in den neuen Bundesländern gegeben war, wurden aus Vergleichbarkeitsgründen auch im Datenbestand zu den alten Bundesländern alle Haushalte, deren Befragungsperson älter als 66 oder jünger als 26 Jahre war, aus den Auswertungen in Kapitel 4 ausgeschlossen. Wir bezeichnen diesen Schritt als Altersbereinigung. Ohne sie wäre die Vergleichbarkeit erschwert, denn in der Belastungsverarbeitung sind an mehreren Punkten Alterseffekte zu vermuten. Wenn sich Substichproben hinsichtlich der Altersstruktur unterscheiden, kommen diese Effekte verschieden stark zum Tragen. Nach der Altersbereinigung verbleiben im Westen 275 Haushalte.

Die beiden oben beschriebenen Teilstichproben aus drei Ost- und drei Westkommunen

¹³ Diese gegenüber der Vorgabe um ein Jahr höheren Altersgrenzen haben technische Gründe. Aufgrund des geringen Unterschiedes dürfte hiermit dennoch weitestgehend die erwerbsfähige Bevölkerung erfaßt sein.

Tabelle 3.1: Stichprobenumfang nach Landesteil und Altersgruppe

Alter	Hauptstichprobe			Sozialhilfebezieher			Alle
	Ost	West	Summe	Ost	West	Summe	
unbekannt	1	5	6	4	-	4	10
unter 26	-	38	38	61	19	80	118
26-66	410	275	685	196	120	316	1001
über 66	1	54	55	10	7	17	72
Summe	412	372	784	271	146	417	1201

werden zusammen als *Hauptstichprobe* (HSTP) bezeichnet. Tabelle 3.1 zeigt ihren Umfang differenziert nach Alter und Region. Der altersbereinigte Stichprobenumfang ist der Zeile 26-66 (fettgedruckt) zu entnehmen. Die Hauptstichprobe, die allen Auswertungen in diesem Bericht zugrundeliegt, umfaßt (altersbereinigt) 685 Haushalte. Zur Interpretation der Ergebnisse auf Grundlage der Hauptstichprobe ist an dieser Stelle lediglich anzumerken, daß sie nur bedingt auf die gesamte Bundesrepublik verallgemeinerungsfähig sind. Strenggenommen sind Hochrechnungen nur auf die sechs für die Hauptstichprobe ausgewählten Kommunen möglich, die wir jedoch als Vertreter typischer Lebensräume in Ost- und Westdeutschland betrachten (vgl. Andreß et al. 1996, Anhang A3, S. 19).

Sozialhilfebezieher bilden eine wichtige Teilgruppe der Bevölkerung im unteren Einkommensbereich. Sie nehmen einen je nach Definition im Umfang schwankenden Prozentsatz ein. Der im Bevölkerungsquerschnitt kleine Anteil der Gruppe (Ende 1994, also etwa zur Zeit der Befragung, bezogen 2,8% der Wohnbevölkerung Hilfe zum Lebensunterhalt, vgl. Statistisches Bundesamt 1997:219) und die bekannten Probleme ihrer schlechten Erreichbarkeit mit den Mitteln der Umfrageforschung (siehe etwa Andreß 1993, Lipsmeier 1993), die sich in Rücklaufquoten von oft nur wenig über 10% niederschlagen (siehe die Übersicht bei Andreß et al. 1996:23), ließen es als unrealistisch erscheinen, sie in einer einzigen Stichprobe zusammen mit der restlichen Wohnbevölkerung erreichen zu wollen. Sozialhilfebezieher sollten daher in der Umfrage »Alltag in Deutschland« mit einer separaten Zusatzstichprobe erfaßt werden. Diese Stichprobe konnte durch ein zweistufiges Blindversandverfahren in Kooperation mit kommunalen Sozialämtern aus neun Kommunen gezogen werden. Sie wird im folgenden als *Sozialhilfebezieher-Stichprobe* (SHB) bezeichnet. Einzelheiten ihrer Ziehung werden Andreß et al. 1996 behandelt. Dort kommen auch einige gravierende Probleme zur Sprache, die sich v. a. aus der schlechten Ausschöpfung der Zusatzstichprobe ergeben haben. Diese Probleme bewogen uns, nur die Hauptstichprobe in den Mittelpunkt der Analysen in Kap. 4 zu stellen und die Zusatzstichprobe nur für einige allgemeine Über-

sichten und Gegenüberstellungen heranzuziehen. Im Interesse einer besseren Vergleichbarkeit der betrachteten Personenkreise wurde für die Analysen in Kapitel 4 auch in der Zusatzstichprobe eine Altersbereinigung auf die Gruppe 26-66 Jahre vorgenommen. In unsere Auswertungen gehen somit 316 Sozialhilfebezieher-Haushalte ein (vgl. Tab. 3.1).

In Kapitel 3 werden für die Untersuchung der sozio- und psychometrischen Eigenschaften des Erhebungsinstruments, das für die gesamte Bevölkerung entwickelt wurde, Haupt- und Zusatzstichprobe zusammengeführt. Nur so läßt sich gewährleisten, daß die Ergebnisse von Faktorenanalysen und die auf ihnen aufbauende Indexbildung für beide identisch sind. Da hier keine stichprobenbezogenen Aussagen gemacht werden, ist die unterschiedliche Altersstruktur unerheblich; auf eine Altersbereinigung wird daher in Kapitel 3 verzichtet.

Für alle Auswertungen mit der Hauptstichprobe wird ein Gewichtungsverfahren verwendet, um stichprobentechnische Unterschiede zwischen den Bestandteilen Ost und West auszugleichen. Im Osten handelt es sich um eine Personenstichprobe, da aus dem Melderegister alle Individuen mit gleicher Wahrscheinlichkeit gezogen wurden, während im Westen eine Haushaltsstichprobe entstand, weil aus der Grundgesamtheit der Telefonanschlüßinhaber und damit quasi nur der Haushaltsvorstände gezogen wurde. Nur eine Person je Haushalt hatte hier die Chance, in die Stichprobe zu gelangen, und Alleinstehende hatten eine größere Chance als Angehörige von Mehrpersonenhaushalten. Die somit in den Substichproben unterschiedlichen Ziehungswahrscheinlichkeiten werden durch Gewichtung ausgeglichen. Außerdem muß in der Substichprobe West die Überrepräsentierung des unteren Einkommensbereiches durch ein geeignetes Gewicht kompensiert werden. Grundsätzlich gilt daher: Die einzelnen Fälle werden in alle Analysen mit ihrem kombinierten Gewichtungsfaktor eingebracht. Dies gilt auch für Prozentangaben, die sich auf Populationsverteilungen beziehen. Die einzige Ausnahme von dieser Regel bilden die Angaben der *ungewichteten* Stichprobenumfänge. Die von komplexen Auswahlverfahren verursachte Unterschätzung der Standardfehler und das Problem der in der Folge überhöhten Teststatistiken (Andreß/Hagenaars/Kühnel 1997) ignorieren wir dabei.

Da Sozialhilfe an sogenannte Bedarfsgemeinschaften (in den meisten Fällen sind dies Haushalte) gezahlt wird, handelt es sich auch bei den Sozialhilfebeziehern um eine Stichprobe auf Haushaltsebene. Die unterschiedlichen Ziehungswahrscheinlichkeiten für Personen aus verschieden großen Haushalten werden (wie für die westdeutschen Befragten der Hauptstichprobe) durch ein geeignetes Gewichtungsverfahren ausgeglichen.

Ganz allgemein ist schließlich noch anzumerken: Eine getrennte Auswertung der beiden Teilstichproben in Kapitel 4 ist auch aufgrund der großen stichprobentechnischen Heterogenität der Haupt- und Sozialhilfebezieher-Stichprobe notwendig. Es wird nicht nach alten und neuen Bundesländern differenziert, da a priori nur wenige Differenzhypothesen plausibel begründet werden konnten, z. B. die, daß im Osten mehr Menschen einen Behördenkontakt hatten, weil die Arbeitslosigkeit seit dem Umbruch größer ist als im Westen. Bei Testanalysen fielen systematische Ost-West-Unterschiede im Verhalten nicht auf, und weder die psy-

chologische Theorie noch das Alltagswissen geben Hinweise darauf, daß mit solchen Unterschieden zu rechnen wäre. In dieser Hinsicht ist von deutlich anderen Voraussetzungen auszugehen als bei einer Untersuchung der ökonomischen Verhältnisse, so wie sie in Andreß et al. (1996) angestellt wird. Ein eventuell doch vorhandener Einfluß des Gebiets auf die Reaktionen unter Belastung wird hier im Interesse der Übersichtlichkeit zugunsten einer Unterscheidung nach anderen soziodemographischen Merkmalen zurückgestellt.

3.2 Operationalisierungen¹⁴

Nachdem der für Analysen zur Verfügung stehende Datensatz mit seinen Besonderheiten vorgestellt worden ist, wenden wir uns nun denjenigen Inhalten zu, die für die Untersuchung der Belastungsverarbeitung herangezogen werden können. Es handelt sich dabei in grober Unterscheidung einerseits um einen Satz mehrfach vorhandener Informationen zum Umgang mit spezifischen Situationen, die wir jeweils für sich als Situationsmodule bezeichnen, andererseits um einmalig erhobene soziodemographische Angaben zu Person und Haushaltskontext sowie zur sozialen, ökonomischen und psychischen Ressourcenausstattung.

Die Erfassung der Verarbeitung alltäglicher Belastungen fußt im transaktionalen Paradigma auf der Annahme, daß emotionale und Verhaltensreaktionen situationsbedingt variieren. Wie eine Person mit einem Stressor umgeht, erklärt sich zum einen aus den Gegebenheiten des Kontexts und zum anderen aus Merkmalen der Person (siehe Abschnitte 2.2 und 2.3); es sind intraindividuell intersituative und intrasituativ interindividuelle Variationen zu erwarten. Ein Erhebungsinstrument zur Belastungsverarbeitung hat beide Bestimmungsfaktoren zu berücksichtigen. Der AiD-Fragebogen umfaßt daher einerseits einen aus fünf separaten Situationsmodulen bestehenden Block zur Erfassung kontextabhängiger intraindividuelle Variationen der Wahrnehmung und des Verhaltens. Andererseits enthält er mehrere Abfragen situationsübergreifend stabiler Merkmale, deren Erfassung interindividuelle, v. a. soziodemographische, Effekte aufspüren helfen soll. Es entsteht eine dreidimensionale Datenmatrix: Personen * Situationen * Reaktionen.

3.2.1 Situationsmodule

Zum besseren Verständnis des Aufbaus der Situationsmodule muß an ein grundsätzliches Problem der Umfrageforschung erinnert werden: die Validität der Messung. Zahlreiche aus der Theorie stammende Begriffe, sog. Konstrukte, sind nicht direkt beobachtbar. So wird beispielsweise häufig die Existenz einer Einstellung angenommen, die Verhalten in einem konkreten Kontext steuert. Da die Einstellung nicht direkt meßbar ist, bedient man sich einer

¹⁴ In diesen Abschnitt sind in überarbeiteter Form Teile aus dem Beitrag des Autors zu Andreß et al. 1996 (Kapitel 7) eingegangen.

verbalen Äußerung an ihrer Stelle. Die Äußerung ist ein schlußfolgernder Indikator des Konstrukts, weil aus ihren Merkmalsausprägungen auf den Zustand des Konstrukts lediglich geschlossen wird. Valide ist ein Indikator dann, wenn er tatsächlich den Sachverhalt anzeigt, den das theoretische Konstrukt meint (vgl. z. B. Kromrey 1986:76ff.). Der Transaktionsansatz distanziert sich zwar von dem Konzept der stabilen Einstellung als Determinante des Verhaltens und operiert an ihrer Stelle mit einer Kombination aus Kognitionen und Verhaltensweisen. Das Problem wird dadurch jedoch nicht grundsätzlich verändert, da einerseits situationsgebundene Kognitionen genauso wenig beobachtbare Konstrukte sind wie stabile Einstellungen und andererseits die verbale Repräsentation einer Verhaltensweise (ein Item) nicht mit einer tatsächlichen Verhaltensweise identisch ist. Auf dem Papier gemachte, d. h. verhaltensfern erhobene, Angaben erlauben nicht zuverlässig Vorhersagen über Verhalten in realen Kontexten (Problem der ökologischen Validität).

Als Faktoren, die Validität begünstigen, gelten neben meßtechnischen Aspekten die Nähe der erhobenen Konstrukte zum persönlichen Erfahrungsbereich der Befragten und die Regelmäßigkeit, mit der diese sich mit einem Gegenstand auseinandersetzen (Neff 1979:108). Komplikationen sind dagegen erstens zu erwarten, wenn Konstrukte sehr abstrakt operationalisiert sind. Um auf eine aus seiner Sicht vage Frage zu antworten, muß der Proband sein mentales Bild des Gegenstands vervollständigen, doch ist unbestimmt, welche Elemente er dazu heranzieht. Neben dem Problem der unklaren Bedeutung sind zweitens Effekte der sozialen Erwünschtheit am Werk (Alexander/Becker 1978:93, 95; siehe auch Mummendey 1987). Im Sinne Goffmans ([1956] 1997:21) könnte man unterstellen: Der Befragte verpflichtet sich durch seine Angabe in einer Umfrage zu nichts; er macht anderen Akteuren gegenüber kein Versprechen, das er durch Handeln einlösen müßte. Als drittes Problem kommt bei vergangenheitsbezogenen Fragen sicher die lückenhafte und durch vielfache Einflüsse getrübe Erinnerung hinzu. Lücken werden vom Befragten durch Konstruktionen geschlossen, die Konsistenz mit aktuellen Einstellungen sicherstellen.

Zur Lösung eines dieser Probleme werden sog. Vignetten¹⁵ eingesetzt: kleine Geschichten oder Szenen, die den Kontext nachfolgender Fragen präparieren. Die Befragung wird als Zusammenstellung von Reiz-Reaktions-Sequenzen verstanden. In dieser Terminologie soll der Stimulus so detailliert und konkret wie möglich gestaltet werden und auf die individuellen Probanden einheitlicher wirken als ein abstraktes und isoliertes Item. Reaktionen werden ebenfalls auf die konkrete Situation bezogen. Dadurch, daß man den Stimulus erhöhter Kontrolle und damit gleichsam einer Standardisierung unterzieht, soll im Vergleich mit konventionellen experimentellen Erhebungstechniken eine Annäherung an lebensnahe Bedingungen und schließlich eine Verbesserung der Validität erzielt werden (Alexander/Becker 1978:94). Erwünschtheitseffekte werden, so jedenfalls versprechen es sich manche

¹⁵ Vignetten waren ursprünglich stilisierte Weinranken zur Illustration von Buchkapitelanfängen und Seitenrändern oder als Buchhändlerzeichen.

Autoren, reduziert, weil dem Probanden wegen der Vielzahl mitgeteilter Details nicht klar ist, was erwünscht ist und in welchem Aspekt der Szene er sich einer Erwartung anpassen soll (Alexander/Becker 1978:95).

Neben diesem Hauptzweck kann die Vignettentchnik, wie wir hier nur andeuten wollen, auf zweierlei Weise auch der Untersuchung von Objekteigenschaften dienen: einmal explorativ und einmal analytisch. Erstens werden Vignetten als Vorspann offener Fragen eingesetzt, um von den Befragten die aus ihrer Sicht relevanten Details des Gegenstands zu erfahren. Sie werden beispielsweise gebeten, Fortsetzungen angefangener Geschichten vorzunehmen. Obwohl in standardisierte Instrumente eingebaut, haben sie hier eine erzählungs-generierende Funktion wie in qualitativen Verfahren (Finch 1987). Zweitens dienen sie der systematischen Variation des Stimulus, um die Bedeutung seiner verschiedenen Merkmale abzugrenzen. Rossi/Nock (1982a, 1982b) beschreiben diese Variante der Vignettentchnik in der Einstellungsforschung. Es wird angenommen, daß teils unterschiedliche Eigenschaften der Objekte (oft Personen) für die erhobenen Reaktionen (z. B. Bewertungen) der Befragten ausschlaggebend sind. Sie kommen zu ihrer Beurteilung durch allgemeingültige Prinzipien, die an Objekteigenschaften orientiert sind; teils sind aber auch Unterschiede zwischen Subgruppen der Befragten (Subjekte) gegeben. Man rotiert nun in den Vignetten, die den Befragten vorgelegt werden, systematisch alle Objektmerkmale. Je Proband werden einzelne Kombinationen oder Stichproben der Menge aller möglichen Merkmalskombinationen vorgelegt. Statistische Verfahren ermitteln dann, welche Objekteigenschaften und welche Subjekteigenschaften in die Bewertung eingehen. Von den zuletzt geschilderten Verwendungszwecken der Vignettentchnik machen wir allerdings keinen Gebrauch.

Auch die fünf Situationsmodule der AiD-Umfrage wurden in eine Vignettenform gebracht. Alle Komponenten nehmen Bezug auf eine Kontextbeschreibung. Formulierungen sind kontextabhängig und daher von einem niedrigeren Abstraktionsgrad als etwa die später beschriebene Skala zur Kontrollüberzeugung, die Einstellungen zum Leben schlechthin anspricht. Nur in Ausnahmefällen sind damit Items zwischen Modulen austauschbar. Nach der nun folgenden Beschreibung der Auswahl der Vignetten und erhebungstechnischen Einzelheiten werden wir uns erneut mit den möglichen Effekten der Vignettentchnik auf die Validität der Daten befassen.

Aus den theoretischen Überlegungen in Kapitel 2 ergeben sich einige Anforderungen an die den Probanden vorzulegenden Belastungsstimuli. Ihre Darbietung in einem Fragebogen soll Auseinandersetzungen aktualisieren, die in einem realen Kontext möglichst als tatsächliche emotionale Belastung erlebt werden oder erlebt worden sind. Die Akzeptanz des Gesamtfragebogens darf allerdings nicht durch Reaktivierung allzu traumatischer Erfahrungen beeinträchtigt werden. Damit die Aussicht besteht, verhaltensnahe Reaktionen zu beobachten, sollen die Belastungen einem wesentlichen Teil der Population bereits widerfahren sein, da nicht sichergestellt ist, ob auf die Schilderung einer fiktiven Bedrohung hin eine valide Reaktionserhebung möglich ist. Andererseits kann nicht der oft gewählte Weg beschritten werden,

die Probanden ein Erlebnis aus frischer eigener Erinnerung auswählen zu lassen, da auf diese Weise Auseinandersetzungen beliebigen Inhalts und unterschiedlicher Randbedingungen einflößen. Der Lebensbereich, dem potentielle Stressoren entstammen sollten, war vorgegeben: Die Belastungen sollten einen ökonomischen Hintergrund, genauer: einen Bezug zum Haushaltsbudget, besitzen, dabei jedoch dem Grunde nach geeignet sein, auch andere Bereiche der sozialen Existenz (wie das Ansehen) zu beeinträchtigen. Es sollte sich also um Mehrbereichs- oder Mehrebenenprobleme handeln. Innerhalb dieses Belastungsbereichs fiel die Wahl auf 1. einen Restaurantbesuch mit Freunden, 2. einen Konflikt mit einem Kind an der Supermarktkasse, 3. eine größere Anschaffung für den Haushalt, 4. einen Behördengang und 5. drohende Arbeitslosigkeit. Diese Situationen waren in vorausgehenden offenen Interviews häufig als problemträchtig bezeichnet worden (Salentin 1994b). Weitere theoretische Aspekte wie die Kontrollierbarkeit der vorgegebenen Situationen blieben bei der Auswahl unbeachtet.

Tabelle 3.2: Beschreibung der fünf Situationen

Restaurant	Freunde von Ihnen wollen ein gutes Restaurant besuchen und möchten, daß Sie mitkommen. Eigentlich wollen Sie nicht, weil Sie sich dieses Essen finanziell nicht erlauben können. Sie schwanken, wie Sie sich verhalten sollen.
Supermarkt	Im Supermarkt sieht Ihr Kind Süßigkeiten oder Spielzeug, das es unbedingt haben möchte. Eigentlich möchten Sie diese Gegenstände aber nicht kaufen. Das Kind quengelt.
Anschaffung	In Ihrem Haushalt steht eine größere Anschaffung an, etwa weil Ihre Waschmaschine kaputtgegangen ist und nicht repariert werden kann. Sie haben aber keine ausreichenden Rücklagen und müssen sich möglicherweise verschulden.
Behörde	Sie begeben sich zu einer Behörde, um eine staatliche Sozialleistung zu beantragen (z. B. zum Arbeitsamt, Sozialamt, Wohnungsamt).
Jobverlust	Im Zuge allgemeiner Sparmaßnahmen werden viele Stellen gestrichen, und auch Ihnen droht Arbeitslosigkeit.

Die Grundstruktur einer Situationserfassung korrespondiert mit den Konstrukten der Bewältigungstheorie. In jeder Situation werden 1. die emotionale Belastungsintensität bzw. *Streßempfindung*, 2. die primäre, 3. die sekundäre Bewertung und 4. das Verarbeitungsverhalten erhoben. Eine knappe Beschreibung, d. h. der Belastungsstimulus, führt in ein bis zwei Sätzen jede Situation ein (siehe Tab. 3.2). Sie soll die Probanden in die Lage versetzen, sich in die Situation hineinzudenken, ohne ihnen eine Interpretation der Anliegen und eine emotionale Reaktion zu suggerieren. Die Konkretion der Situationsschilderung soll entsprechend der Intention der Vignettentchnik sicherstellen, daß die Befragten sich unter einer

vom Forscher gedachten Problemkonstellation möglichst stets vergleichbare Umweltbedingungen vorstellen. In einer schriftlichen Umfrage ist dieses Ziel jedoch nur näherungsweise zu erreichen. Dies liegt u. a. an der Tatsache, daß die Abstraktheit des dargebotenen Situationsstimulus ein Kontinuum darstellt. Es wird eine möglichst weitgehende Situationsorientierung (im Sinne von Reicherts/Perrez 1994:230) angestrebt, entsprechend der den Probanden nicht nur der generelle Belastungsbereich (hier: hauswirtschaftliche Probleme), sondern auch spezielle Merkmale der einzelnen Situation bekannt sind. Jede Schilderung muß jedoch mehr oder weniger unvollständig bleiben, da mit dem Grad der Konkretion auch die Wahrscheinlichkeit steigt, den Erfahrungshorizont großer Teile der Population zu verlassen. Der Behördengang wurde beispielsweise umschrieben als der Besuch einer Behörde, um eine Sozialleistung zu beantragen. Wäre hier eine Festlegung auf den Gang zum Sozialamt getroffen worden, hätte der Stimulus zwangsläufig für die meisten Befragten jenseits der eigenen Erfahrung gelegen.

Äußerst knifflig ist auch die Formulierung des finanziellen Problems im engeren Sinn. Wie man sich leicht denken kann, hätte wegen des unterschiedlichen finanziellen Leistungsvermögens der Haushalte in der Stichprobe eine nominal identische Belastung, etwa eine Ausgabe in genau bezifferter Höhe, zwangsläufig sehr unterschiedlichen Belastungscharakter. Die Standardisierung, die im Regelfall einer Umfrage wünschenswert ist, hätte hier kontraproduktiv gewirkt. Um vergleichbare Reaktionen hervorzurufen, muß der Belastungsreiz den wirtschaftlichen Verhältnissen angemessen sein. Selbstverständlich ist es ausgeschlossen, jedem Haushalt oder jeder Einkommensschicht eine passende Belastung auf den Leib zu schneiden, weil die wirtschaftlichen Verhältnisse im vorhinein unbekannt sind. Es bleibt nur die Möglichkeit, auf eine eher abstrakte Formulierung auszuweichen. So wird beispielsweise in einer Situation nach einer »größeren Anschaffung« gefragt. In Abschnitt 4.5.1 werden wir dem Fall begegnen, in dem sich durchaus entgegengesetzte Hypothesen über die Wahrnehmung finanzieller Belange aufstellen lassen, je nachdem, welche Interpretation der Belastungsbeschreibung unterstellt wird.

Expositionserfahrung

Der streßtheoretischen Erfassung ist die Frage vorgeschaltet, ob die befragten Personen sich bereits persönlich in der skizzierten Lage befunden haben, da davon auszugehen ist, daß in realen Umgebungen Verhalten u. a. davon abhängt, ob der Akteur eigene Erfahrungen aus früheren Auseinandersetzungen des in Frage stehenden Typs besitzt oder nicht. Die Frage lautet:

»Uns interessieren Ihre Erfahrungen mit Problemen des alltäglichen Lebens. Wir schildern fünf Situationen, in die jeder Mensch kommen kann. Geben Sie bitte zuerst an, welche der folgenden Situationen Sie bereits einmal persönlich erlebt haben, auch wenn das länger zurückliegt.«

Antwortmöglichkeiten waren »erlebt« und »nicht erlebt«.

Belastungsintensität

Die Erfassung der emotionalen Belastung wurde mit der Frage eingeleitet: »Wie empfinde ich die Situation?«. Es konnte daraufhin die Zustimmung zu Aussagen folgenden Wortlauts angekreuzt werden: »Die Situation ist mir unangenehm« (Restaurant; Supermarkt; Behördengang), »Die Situation bereitet mir Unbehagen« (Anschaffung) und »Ich bin sehr besorgt« (Jobverlust). Der Wortlaut des Belastungsitems wurde variiert, um die Frage nicht in einen oder anderen Kontext unpassend wirken zu lassen. Zur Erhebung der Zustimmung zu den vorgegebenen Aussagen kamen bei der Belastungsintensität wie auch bei den folgenden Konstrukten (primäre und sekundäre Bewertung, Verhalten) der Belastungsverarbeitung jeweils vierstufige Antwortskalen zum Einsatz. Soweit nichts anderes vermerkt ist, tragen die Ausprägungen immer die Bezeichnungen »stimme voll zu«, »stimme eher zu«, »stimme eher nicht zu«, »stimme überhaupt nicht zu«. Ein hoher Wert steht hier für hohe Belastung (minimal 1, maximal 4). Wir werden die entstehenden Variablen als metrische Skalen behandeln (siehe Abschnitt 3.2.3).

Anliegen (primäre Bewertung)

In Abschnitt 2.2.2 haben wir das Anliegen als Konzept dessen eingeführt, was in einer Situation aus der Perspektive der Person auf dem Spiel steht. Den Ergebnissen einer Vorstudie (Andreß et al. 1993, Salentin 1994b) zur Bewältigung wirtschaftlicher Knappheit entsprechend sollen hier folgende Anliegen berücksichtigt werden: die eigene wirtschaftliche Situation bzw. Geld, das Selbstwertgefühl, das Wohlergehen von Haushaltsangehörigen, das Ansehen der Person in ihrer sozialen Umgebung, die Harmonie im Verhältnis zu anderen, Sozialkontakte sowie, besonders im Zusammenhang mit dem Behördengang, Privatheit, d. h. die Wahrung einer vor fremdem Zugriff geschützten Persönlichkeitssphäre (siehe die Aufstellung in Tabelle 2.1). Die Anliegen werden situationsadäquat formuliert und mit vierstufigen Skalen erhoben. Die Variation des Wortlauts eines Konstrukts zwischen Situationen, die wir im übrigen auch für das Verarbeitungsverhalten vornehmen, hat zwar den Nachteil, daß die Items die intendierte Bedeutung nun mit unterschiedlicher Präzision transportieren, sie vermeidet aber den vielleicht größeren Nachteil invarianter Formulierungen, in bestimmten Kontexten vollends deplaziert zu wirken. Ein derartiges Problem offenbarte sich Stone et al. (1991) bei einer Nachbefragung von Versuchspersonen, die die »Ways of Coping Scale« ausgefüllt hatten. Es zeigte sich, daß einzelne Items vor dem Hintergrund mancher Belastungsereignisse unpassend sind. Eine sehr ähnliche Schlußfolgerung, daß nämlich Anliegen je nach Sample variieren und ihre Operationalisierungen in Instrumenten entsprechend abgeändert werden müssen, ziehen rückblickend Lazarus/Folkman (1987:151). Zur Vermeidung konstruiert wirkender Abfragen entfallen daher auch einige Anliegen (Wohlergehen Nahestehender, Harmonie im Verhältnis zu anderen, sozialer Kontakt und Privatheit) in manchen

Kontexten (z. B. die Frage nach Nahestehenden im Zusammenhang mit dem Restaurantbesuch). In allen Situationen wurde aber nach Geld, Ansehen und Selbstwertgefühl gefragt. Das Instrument verzichtet gänzlich auf ein denkbare Moment der Herausforderung (vgl. Lazarus/Folkman 1987:151) in der Antizipation beanspruchender Auseinandersetzungen, denn in Pretests liefen entsprechende Items stets Gefahr, von einem Teil der Population als höhnisch oder zynisch aufgefaßt zu werden (Beispiel: »Eine Kündigung ist eine gute Chance, einen besseren Job zu finden«).

Die Erhebung der Anliegen wurde durch die Frage eingeleitet: »Was steht in dieser Situation für Sie auf dem Spiel?« Es wurde zu jedem Anliegen eine Aussage vorgelegt. Z. B. wurde Geld im Zusammenhang mit dem Restaurantbesuch umschrieben mit »Ich denke an die Rechnung, weil Speisen und Getränke mir einfach zu teuer sind«. Der Wortlaut der Items wurde dem situativen Kontext angepaßt. Zustimmung konnte wieder auf einer vierstufigen Skala angegeben werden. Auch hier wurde für volle Zustimmung zu einer Aussage bzw. zu einem Anliegen der Wert 4 und für Ablehnung der Wert 1 vergeben.

Veränderungsoptionen (sekundäre Bewertung)

Ein wesentliches Moment der kognitiven Situationsevaluation ist die Einschätzung des Einflusses, den ein Individuum auf die Entwicklung einer Auseinandersetzung zu haben glaubt. Lazarus bezeichnet diese Verarbeitungsinstanz als Optionen oder sekundäre Bewertung. Wir verwenden synonym den Begriff des situativen Einflusses oder die Bezeichnungen Einflußnahmemöglichkeit und wahrgenommene Veränderbarkeit einer Situation. Die hier intendierte Bedeutung ist zu unterscheiden von anderen Dimensionen der Veränderlichkeit einer Situation, die sich auf die Kontrollierbarkeit des Eintritts einer Situation in deren Vorfeld, auf die Wahrscheinlichkeit der Wandlung der Situation durch ihre Eigendynamik oder auf den Einfluß Dritter beziehen (vgl. Reicherts/Perrez 1994:236). Optionen bezeichnen auch keine potentiell verfügbare konkrete Handlungsweise, sondern eine Einstellung. Als Operationalisierung dient eines der von Lazarus/Folkman (1987) aus einer ursprünglich vierdimensionalen Veränderlichkeitseinstufung (Folkman et al. 1986a) ausgewählten Evaluationsmerkmale, die zu den Extremen einer Skala zusammengelegt wurden. Die beiden Extreme lauten: »Ich kann daran nichts ändern« mit dem Wert 1 und »Ich habe es in der Hand, das Problem zu lösen« mit dem Wert 4. (Bei Lazarus/Folkman erfragten die Items ursprünglich, ob die Auseinandersetzung eine ist, die verändert werden kann, und eine, die akzeptiert werden muß.) Hier ist auf eine technische Besonderheit unseres Items hinzuweisen. In Abweichung von allen anderen Verarbeitungs-Dimensionen wurde das Item zu Optionen nicht durch eine Einzelaussage dargestellt, zu der Zustimmung signalisiert werden sollte. Vielmehr wurden die beiden Extreme des Kontinuums genannt, und es sollte, wiederum auf einer vierstufigen Skala, ein Wert dazwischen angekreuzt werden.

Verarbeitungsverhalten

Die Uneinheitlichkeit der Verhaltensstrukturierung in der Literatur wurde in den Abschnitten 2.2.4 und 2.2.6 geschildert. Es ist jedoch nicht notwendig, die volle Vielfalt der denkbaren Dimensionen zu reproduzieren. Zweck der hier gewählten Operationalisierung ist es, die gebräuchliche Unterscheidung zwischen der problemverändernden und der emotionsreduzierenden Funktion beizubehalten, um grundsätzliche Reaktionstendenzen sichtbar zu machen. Da die große Spannbreite der Reaktionen offensichtlich ist, soll dabei eine möglichst umfangreiche Auswahl unterschiedlicher Verhaltensformen vorgelegt werden. Um die Akzeptanz des Instruments im Feld nicht durch einen übergroßen Umfang zu gefährden, wurde die Zahl der Reaktionen auf 12 begrenzt. Sie liegt also deutlich unter dem Umfang anderer Instrumente, die jedoch zumeist nur eine einzige Situation behandeln. Es bedarf auch keiner besonderen Erklärung, daß die Erfassung in diesem Umfang nicht erschöpfend sein kann. Die Items entstanden in loser Anlehnung an das Original und die deutsche Version eines Erhebungsinstrumentes der Gruppe um Lazarus (Folkman et al. 1986a; Ferring/Filipp 1989) sowie an die Fragen von Pearlin/Schooler (1978). Sie decken die beiden Verarbeitungsfunktionen ab und ordnen sich in folgende Verhaltensklassen: die Suche instrumenteller sozialer Unterstützung, direktes problemorientiertes Handeln und Informationssuche als Strategien mit problemreduzierender Funktion und Vermeidung, Wunschenken, Selbstverantwortlichkeitseingeständnis, emotionale Entladung, Reizselektion, Selbstkontrolle, kognitive Restrukturierung, positiver Vergleich und Resignation als emotionsreduzierende Strategien.

Tabelle 3.3 erläutert die Bedeutung der einzelnen Klassen, und an anderer Stelle (Salentin 1994b) wird mit Fallbeispielen eine Reihe davon illustriert. Items zur Suche nach *emotionaler* sozialer Unterstützung wurden nicht aufgenommen, da ihre funktionale Zuordnung unklar ist. In jeder Situation ist jede Klasse genau einmal vertreten, wobei Items durch Übersetzung der Vorlagen und eigene Formulierung generiert wurden. Um ermüdungsbedingte Non-Response-Effekte im Feldeinsatz zu vermeiden, wurde der Wortlaut der Klassen über alle Situationen absichtlich variiert. Aus Platzgründen entfällt das Item zur Klasse Selbstverantwortlichkeitseingeständnis im Kontext der Anschaffung. Der Itemblock zum Verarbeitungsverhalten wurde immer mit der Frage eingeleitet: »Wie reagieren Sie?« Alle Items wurden in vierstufigem Antwortmodus mit den Skalenausprägungen »Auf jeden Fall - Wahrscheinlich - Eher nicht - Auf keinen Fall« abgefragt. Tabelle 3.4 enthält den Wortlaut aller Items.

Tabelle 3.3: Reaktionsklassen der Belastungsverarbeitung

Klasse	Bedeutung
Instrumentelle soziale Unterstützung	Mobilisierung der Hilfe Dritter zur ursachenorientierten Reaktion (anders als emotionale Unterstützung, die u.U. mehr lindernde Wirkungen hat)
Direktes problemorientiertes Handeln	Kalkulation möglicher Lösungen und Entscheidungsfindung, Implementation einer Lösungsoption
Informationssuche	Erkundigung, Strukturierung des Problems, Vorbereitung einer Problemlösung
Flucht, Vermeidung	Zurückweichen vor dem Problem, Flucht vor belastenden Situationen
Emotionale Entladung	Wutausbrüche, Aggression, Ausleben der inneren Anspannung
Wunschdenken	übertriebener Optimismus, unrealistische Hoffnungen auf eine Problemlösung
Selbstverantwortlichkeits-eingeständnis	Vorwurfshaltung gegenüber sich selbst; die Schuld am Problem auf sich nehmen und deshalb andere nicht zur Verantwortung ziehen können
Reizselektion	Ignorieren des Problems oder seiner belastenden Aspekte, selektive Wahrnehmung, etwas nicht wahrhaben wollen
Selbstkontrolle	Unterdrücken des Unbehagens infolge einer Belastung
Kognitive Restrukturierung	dem Problem irgendeine gute Seite abgewinnen, Werteanpassung, der Belastung durch Abwertung des Un erreichbaren begegnen
Positiver Vergleich	Vergleich mit Personen, denen es schlechter geht als Ego, oder mit Egos schlechterer Vergangenheit
Resignation	Fatalismus, Akzeptieren von Nachteilen ohne Versuche der Problemveränderung

Tabelle 3.4: Problem- und emotionsorientierte Verhaltensitems

Situation	Restaurant	Supermarkt
Instrumentelle Reaktionen		
Instrumentelle soziale Unterstützung	*Ich frage eine unbeteiligte Person, was sie an meiner Stelle tun würde.	Ich spreche später Freunde an, die wahrscheinl. m. Ihren Kindern ähnl. Erfahrungen machen.
Direktes problemorientiertes Handeln	Ich erkläre den Freunden, daß es mir momentan zu teuer ist.	*Ich schlage dem Kind einen Kompromiß vor.
Informationssuche	Ich erkundige mich nach einem anderen Restaurant mit gemäßigten Preisen und schlage es als Alternative vor.	Ich erkundige mich, wie ich dem Kind das Problem verständlich machen kann.
Emotionsorientierte Reaktionen		
Flucht, Vermeidung	Ich lasse mir eine passende Ausrede einfallen und sage ab.	Ich nehme fortan das Kind zum Einkaufen lieber nicht mehr mit.
Emotionale Entladung	*Ich lasse die Freunde auf irgendeine Weise meinen Unmut spüren.	*Ich verliere die Geduld und schimpfe.
Wunschdenken	Ich hoffe, daß die Freunde die Verabredung vorher noch absagen.	Ich setze meine Hoffnung darauf, daß es irgendwann von selbst vernünftig wird.
Selbstverantwortlichkeitseingeständnis	*Ich denke, schließlich liegt es an mir selbst, wenn ich das nötige Geld nicht habe.	Ich mache mir klar, daß ich selbst schuld bin, weil ich mir doch vorher denken konnte, daß es zu der Szene kommen würde.
Reizselektion, Distanzierung	Ich versuche, gar nicht erst an die hohe Rechnung zu denken.	Ich tue einfach so, als hörte ich das Quengeln nicht.
Selbstkontrolle	Ich gehe widerwillig mit, lasse mir aber nichts anmerken.	Ich reiße mich zusammen, um nicht aus der Haut zu fahren.
Kognitive Restrukturierung	Zwar kann ich mir diese Verabredung nicht leisten, doch mich tröstet der Gedanke, daß ich dabei wenigstens die Freunde wieder einmal treffe.	Ich versuche, der Situation irgendwie noch etwas Gutes abzugewinnen.
Positiver Vergleich	Ich denke an Leute, die sich noch viel weniger leisten können.	Ich tröste mich damit, daß mein Kind wenigstens sonst keine schlimmen Dinge tut.
Resignation	Das Beispiel zeigt einmal mehr, daß man ohne Geld auch sonst im Leben benachteiligt ist.	Ich gebe nach, um dem Streit ein Ende zu machen.

* Nicht zur Bildung eines Summenindex für emotionales/instrumentelles Verhalten herangezogen.

Anschaffung	Behörde	Jobverlust
Instrumentelle Reaktionen		
Ich lasse mich von sachkundigen Bekannten beraten.	Ich spreche mit Leuten, die einen solchen Antrag bereits gestellt haben.	Ich bitte Leute, die etwas Konkretes an der Lage ändern können, um Hilfe.
Ich kalkuliere, wie ich die entstehenden Raten mit meinem Einkommen abzahlen kann.	Ich bemühe mich, gleich alle notwendigen Unterlagen mitzubringen.	Ich entwerfe einen Plan für mein weiteres Vorgehen.
Ich vergleiche die Konditionen verschiedener möglicher Kreditgeber.	Ich besorge mir bei einer Beratungsstelle oder im betreffenden Amt schriftliche Informationen.	Ich erkundige mich bei verschiedenen Stellen, was ich tun kann.
Emotionsorientierte Reaktionen		
*Ich überlege, wie ich die Anschaffung noch hinauszögern kann.	Ich schiebe den Behördengang lange auf oder überlege, auf die Leistung zu verzichten.	Ich gehe in eine Kneipe oder sehe lange fern oder fahre einfach weg, um nicht immer daran denken zu müssen.
*Das Problem verdirbt meine Laune und ich werde sauer.	*Ich gerate mit dem Sachbearbeiter in eine hitzige Streiterei.	*Ich bin ständig schlecht gelaunt und gereizt und habe oft Streit mit anderen.
Ich vertraue darauf, daß ich das Geld schon irgendwie auftreiben werde.	*Ich hoffe, irgendwie wird die Sache schon klappen.	Ich denke, es wird sich mit der Zeit schon irgendeine Lösung finden, man kann nicht mehr tun als abwarten.
[-]	*Mir ist klar, daß ich für einen ungünstigen Bescheid mitverantwortlich wäre.	*Ich mache mir klar, daß ich an dem Problem nicht ganz schuldlos bin.
Ich versuche, nicht zu oft an das Problem zu denken.	Ich versuche, möglichst wenig an den Gang zum Amt zu denken.	*Ich will zuerst gar nicht richtig glauben, daß es passiert ist.
Ich behalte das Problem so gut es geht für mich.	Ich unterdrücke mein Unbehagen.	*Ich versuche, mir meine Sorgen nicht anmerken zu lassen.
Ich stelle mir vor, daß dies trotz allem eine Chance ist, eine bessere Waschmaschine als die alte zu finden.	*Ich sage mir, die unangenehmen Seiten werden bald vergessen sein, wenn das Geld erst bewilligt ist.	Ich tröste mich damit, daß mir die Arbeit eigentlich gar nicht wichtig ist.
Ich denke an Leute mit schlimmeren Problemen als ich.	Ich denke an Zeiten, in denen ich schon schlimmeres durchgestanden habe.	*Ich tröste mich mit dem Gedanken, daß andere noch viel schlechter dastehen als ich.
Ich komme zu dem Schluß, daß einem in solchen Situationen nichts anderes übrig bleibt, als sich zu verschulden.	Ich bin bereit, jeden Bescheid zu akzeptieren, wenn die Sache damit nur erledigt ist.	Ich finde mich mit den Tatsachen ab.

Bildung der Verhaltensindizes. Lassen sich im Spektrum der von unserem Instrument erfragten Verhaltensweisen Strukturen erkennen, die die Zweiteilung in emotions- vs. problemreduzierende Reaktionen widerspiegeln? Die inhaltliche Definition der Verarbeitungsfunktionen erscheint zunächst unproblematisch: Veränderung der belastenden Faktoren oder nur Management unangenehmer Empfindungen, ohne die eigentlichen Probleme zu lösen. Doch die Messung gestaltet sich weniger trivial. Aus vielen Einzelitems muß ein konsistenter Index gebildet werden. Das Problem liegt in der Zuordnung der Items zu einer Copingfunktion. Bei einigen Instrumenten geschieht dies lediglich aufgrund inhaltlicher Überlegungen des Forschers, was auf Plausibilitätserwägungen beruht, aber mit einiger Willkür verbunden ist. So gibt beispielsweise die von Cohen (1987) und Ferring/Filipp (1989) beschriebene faktorielle Instabilität der Ways of Coping Checklist Anlaß zum Mißtrauen vor einer unhinterfragten Itemzuordnung. Um unsere Annahmen hinsichtlich der Zugehörigkeit abzusichern, haben wir geprüft, ob die Items einer Funktion untereinander einen höheren Zusammenhang aufweisen als mit den Items der anderen Funktion. Dazu haben wir den Zusammenhang der dargebotenen Einzelitems für instrumentelle und palliative Reaktionen hinsichtlich der Trennschärfe der Items untersucht. Ein zweites Problem ist die Bestimmung der Beziehung zwischen problem- und emotionsorientiertem Verhalten. Sie sind sehr wohl als Gegensätze gedacht: Wer Probleme löst, sollte weniger darauf angewiesen sein, Symptome zu lindern. Andererseits ist jedoch auch vorstellbar, daß Personen je nach situativem Kontext sowohl mehr problemorientiertes als auch mehr emotionsorientiertes Verhalten an den Tag legen als andere, oder aber, daß das Ausmaß der einen Verhaltensneigung vom Ausmaß der anderen unabhängig ist. Diese Frage ist zu klären, nachdem eine Zuordnung der Items zu Funktionen und eine Indexbildung stattgefunden hat.

Tabelle 3.5 weist, in der Gesamtheit sowie gruppiert nach problem- und emotionsorientierten Klassen, einerseits Trennschärfewerte und andererseits das Cronbach-Alpha der Verarbeitungs-Items aus. Betrachten wir zunächst nur die Trennschärfe im Kontext aller Items einer Situation. Eine durchgehend schlechtere Korrelation der drei problemorientierten Fragen mit dem Summenscore - in dem ja die Zahl von neun palliativen Items den Schwerpunkt bildet - wäre zu erwarten, ist aber nur mäßig augenfällig. Die Koeffizienten dieser Teilgruppe bewegen sich zwar mehrheitlich, aber besonders in den Kontexten Supermarkt und Anschaffung nicht vollständig im Bereich unter 0,2, doch trifft dies in den Situationen Behördengang und Jobverlust auch auf eine Reihe emotionsorientierter Variablen zu. Immerhin korrelieren aber, wie der Vergleich der Spalten »Problemorientiert« und »Emotionsorientiert« mit der Spalte »Gesamt« zeigt, die weitaus meisten Items beider Teilgruppen höher mit ihrer jeweiligen Teilsumme als mit der Gesamtsumme, was sehr für ein Vorliegen der angenommenen Dualstruktur spricht. In der Hauptstichprobe ist diese Tendenz klarer abzulesen als in der Sozialhilfe-Zusatzstichprobe. Items zur emotionalen Entladung stören auffallend häufig die interne Konsistenz der problemabgewandten Subskalen, und auch Items anderer Klassen (z. B. Vermeidung, instrumentelle soziale Unterstützung) korrelieren

schwach mit Teil- und Gesamtsummen. Die Reaktionen »Eine Anschaffung hinauszögern« (Vermeidung im Kontext der Haushaltsanschaffung) und »Mit dem Sachbearbeiter streiten« (emotionale Entladung im Kontext des Behördengangs) korrelieren beispielsweise nur unwesentlich mit der Skalensumme. Vielleicht beruht dieser Effekt auf dem Umstand, daß Reaktionen ungerechtfertigterweise a priori einer Funktion zugerechnet wurden, obgleich sie genauso sehr mit der anderen wesensverwandt sein könnten, denn es ist beispielsweise vorstellbar, daß echauffierte Konfrontation nicht nur eine ausgleichende Wirkung auf den Gemüts Haushalt des Akteurs, sondern auch auf externe Belastungsmomente besitzt. Diese Reaktion weist, wie auch die Ratsuche bei einer unbeteiligten Person beim Restaurantbesuch, einen höheren Zusammenhang mit der Itemschale der Komplementärfunktion auf (in Tabelle 3.5 nicht abgebildet). Die geringe Trennschärfe der erwähnten Merkmale ist vermutlich der Grund für ein Cronbach-Alpha von 0.5 bis 0.6 in den meisten Situationen für die durch instrumentelle Items gebildete Subskala und Koeffizienten stets unter 0.7 für die Emotions-Subskala. Wenigstens die Emotionsitems erzielen in vier der fünf Situationen untereinander ein höheres Konsistenzmaß als die Gesamtheit der Reaktionen, wengleich alle Alphas in der Sozialhilfestichprobe schlechter ausfallen und die jeweiligen drei instrumentellen Reaktionen eine geringere Konsistenz besitzen als die Gesamtheit. Bei Fortfall problematischer Items steigt das Alpha in manchen, aber nicht allen Situationen an.

Die Exploration der Konsistenzmaße hat gewisse Hinweise auf die Existenz zweier Reaktionsschwerpunkte geliefert. In der faktorenanalytischen Zuordnung bestätigt sich diese Annahme noch deutlicher. Eine explorative Hauptachsenanalyse, deren Ergebnisse hier nicht in allen Details reproduziert werden können (siehe Salentin 1995 sowie Andreß et al. 1996, Abschnitt 7.2, für die Ergebnisse zur drohenden Arbeitslosigkeit), ergibt im wesentlichen eine faktorielle Struktur, die der vorgegebenen Unterscheidung in instrumentelle und palliative Reaktionen entspricht. Die Mehrzahl der Items lädt hoch (>0.4) auf Faktoren, die mit den entsprechenden Bezeichnungen (instrumentell, palliativ) versehen werden können. Dies sind in allen Situationen auch die Faktoren mit den höchsten Eigenwerten, weshalb wir sie als Hauptfaktoren bezeichnen können. Es sind jedoch einige Besonderheiten und Abweichungen zu erwähnen. Fast alle Items zur emotionalen Entladung besitzen sowohl geringe Trennschärfen als auch geringe Faktorladungen auf den Hauptfaktoren. Diese Klasse wurde daher in keinem Fall zur Indexbildung herangezogen. Darüber hinaus wiesen mehrere Einzelitems anderer Klassen entweder hohe Nebenladungen auf dem jeweils anderen Hauptfaktor auf, wie z. B. die Ratsuche bei einer unbeteiligten Person beim Restaurantbesuch, und sie sind folglich keinem Index eindeutig zuzuordnen. Oder sie zeigten nur einen Zusammenhang mit anderen Faktoren, ohne daß sie sich aber sinnvoll mit weiteren Items zu zusätzlichen Indizes hätten zusammenfassen lassen, wie z. B. der Kompromißvorschlag an das Kind beim Supermarkteinkauf. Insgesamt zwölf Einzelitems gehen aus diesem Grund nicht in die Indexbildung ein. (Sie sind in Tab. 3.4 mit einem * gekennzeichnet.) Schließlich tritt in den Reaktionen auf drohende Arbeitslosigkeit eine Besonderheit ein: Die Faktorenanalyse ordnet

Tabelle 3.5: Trennschärfe und Schwierigkeitsgrad der Verhaltensitems

Situation		1. Restaurant			2. Supermarkt				
Stichprobe	Klasse*	Schwierigkeitsgrad**	Trennschärfe (Item-Summen-Korrelation)			Schwierigkeitsgrad	Trennschärfe (Item-Summen-Korrelation)		
			Gesamt	Problem	Emotion		Gesamt	Problem	Emotion
HSTP N=784	Instrum. Unt.	12.1	0.30	0.17		63.8	0.28	0.46	
	Direkthandeln	75.7	-0.07	0.22		83.2	0.17	0.18	
	Inform.suche	67.9	0.11	0.34		70.6	0.21	0.44	
	Flucht, Vermeidg	46.6	0.34		0.37	22.3	0.31	0.36	
	Emot. Entladung	11.0	0.21		0.18	23.6	0.25	0.29	
	Wunschdenken	41.9	0.41		0.44	76.0	0.28	0.31	
	Selbstverant.	51.7	0.21		0.23	40.0	0.40	0.41	
	Reizselektion	37.3	0.37		0.42	31.0	0.32	0.35	
	Selbstkontrolle	20.7	0.41		0.47	68.9	0.38	0.35	
	Kognit. Restruk.	58.6	0.36		0.39	82.0	0.26	0.23	
	Posit. Vergleich	54.7	0.38		0.39	55.2	0.47	0.50	
	Resignation	64.5	0.32		0.36	17.7	0.28	0.32	
Cronbach-alpha			0.630	0.403	0.686		0.662	0.540	0.671
SHE N=420	Instrum. Unt.	17.8	0.37	0.17		67.1	0.22	0.34	
	Direkthandeln	79.1	-0.09	0.19		85.6	0.05	0.11	
	Inform.suche	63.9	0.05	0.31		74.8	0.31	0.41	
	Flucht, Vermeidg	45.3	0.32		0.39	32.6	0.33	0.36	
	Emot. Entladung	16.1	0.20		0.16	21.7	0.07	0.12	
	Wunschdenken	40.7	0.34		0.41	71.9	0.39	0.38	
	Selbstverant.	47.7	0.19		0.21	38.0	0.40	0.43	
	Reizselektion	40.8	0.37		0.44	29.1	0.17	0.19	
	Selbstkontrolle	18.6	0.40		0.41	65.1	0.35	0.36	
	Kognit. Restruk.	53.8	0.30		0.33	88.7	0.25	0.22	
	Posit. Vergleich	61.5	0.43		0.41	56.6	0.43	0.39	
	Resignation	71.2	0.32		0.34	21.1	0.23	0.26	
Cronbach-alpha			0.612	0.378	0.669		0.613	0.454	0.619

Gewichtete Auszählung mit insgesamt N=1204 Personen; HSTP = Hauptstichprobe, SHE = Sozialhilfeempfänger

* Zum Wortlaut der Items siehe Tab 3.4

** Schwierigkeitsindex = Anteil der Ausprägungen »Stimme voll zu« und »Stimme eher zu« bzw. »auf jeden Fall« und »wahrscheinlich« an der Summe der Antworten bei vierstufiger Skala

3. Anschaffung				4. Behörde			5. Jobverlust				
Schwierigkeitsgrad	Trennschärfe (Item-Summen-Korrelation)			Schwierigkeitsgrad	Trennschärfe (Item-Summen-Korrelation)			Schwierigkeitsgrad	Trennschärfe (Item-Summen-Korrelation)		
	Gesamt	Problem	Emotion		Gesamt	Problem	Emotion		Gesamt	Problem	Emotion
65.5	0.19	0.30		81.0	0.14	0.39		83.0	0.10	0.44	
94.4	0.29	0.35		97.5	0.16	0.26		96.2	0.02	0.37	
84.8	0.28	0.48		91.3	0.17	0.43		94.4	0.07	0.50	
83.0	0.07		0.01	25.4	0.19		0.33	13.3	0.20		0.30
33.8	0.26		0.26	13.9	0.02		0.01	25.5	0.14		0.18
52.9	0.31		0.37	87.6	0.25		0.18	27.9	0.21		0.36
				41.3	0.13		0.19	26.2	0.11		0.10
49.7	0.33		0.41	45.7	0.37		0.46	60.9	0.24		0.19
59.0	0.28		0.38	69.8	0.25		0.25	77.5	0.15		0.06
80.4	0.30		0.30	78.6	0.33		0.29	9.0	0.09		0.26
64.1	0.27		0.32	77.1	0.28		0.25	52.4	0.22		0.26
48.7	0.28		0.17	27.2	0.24		0.36	21.8	0.17		0.34
	0.594	0.565	0.565		0.528	0.546	0.555		0.400	0.625	0.512
71.1	0.24	0.29		73.1	0.18	0.27		84.2	0.03	0.45	
94.0	0.23	0.30		97.1	0.01	0.08		90.3	0.12	0.34	
72.8	0.21	0.34		87.2	0.12	0.37		90.8	0.11	0.44	
79.6	0.10		0.11	25.3	0.17		0.28	17.5	0.11		0.24
38.9	0.18		0.25	14.8	0.08		0.05	23.6	0.17		0.18
58.6	0.28		0.36	85.6	0.19		0.19	32.7	0.28		0.43
				41.5	0.18		0.18	26.1	0.16		0.22
53.6	0.24		0.35	49.8	0.29		0.40	57.2	0.21		0.17
56.0	0.20		0.22	70.3	0.22		0.20	74.1	0.26		0.24
79.9	0.32		0.22	77.9	0.26		0.28	12.1	0.03		0.15
64.4	0.27		0.23	77.9	0.28		0.26	50.9	0.32		0.27
51.0	0.26		0.18	35.0	0.25		0.29	31.3	0.26		0.37
	0.551	0.489	0.515		0.485	0.390	0.529		0.461	0.603	0.549

hier emotions- und problemorientierte Items nicht zwei unabhängigen Faktoren, sondern den Extremen ein und desselben Faktors zu. Es wäre daher gerechtfertigt, ein eindimensionales Kontinuum zu bilden, das von emotionsorientiert bis problemorientiert reicht. Wenn man aber andererseits emotionsorientierte und problemorientierte Reaktionen zu separaten Indizes summiert, korrelieren sie nur mäßig negativ (siehe die Ausführungen zu Tab. 3.6), obwohl die Faktorenanalyse ja die Annahme nahelegt, daß eine hochgradige (negative) Korrelation vorliegt. Im Interesse einer besseren Vergleichbarkeit der Situationen untereinander werden wir daher auch für drohende Arbeitslosigkeit instrumentelle und palliative Reaktionen getrennt ausweisen. Die Ergebnisse lassen sich dahingehend resümieren, daß die Kongruenz von Modellannahme und faktorieller Struktur zufriedenstellend ist. Die Konsistenz- und Faktorenanalysen bestätigen die Existenz eines instrumentellen und eines palliativen Reaktionsschwerpunkts. Es ist daher zulässig, für Analysen zwei entsprechende Subskalen zu bilden. Sie werden durch ungewichtete Addition der Einzelitems und lineare Transformation auf den Wertebereich 1 bis 4 erzeugt.

In welchem Zusammenhang stehen nun die beiden Verhaltensdimensionen in den einzelnen Situationen? Die Indexbildung basiert zwar auf der faktoriellen Zuordnung von Items, doch gehen nicht die geschätzten Werte der definitionsgemäß unabhängigen (orthogonalen) Faktoren, sondern Ausprägungen der erhobenen Items in die Berechnung ein. Daher ist nicht zu erwarten, daß emotionales unabhängig von instrumentellem Verhalten ist. Tab. 3.6 ist zu entnehmen, daß die Korrelation je nach Stichprobe und Situation von -0.31 bis 0.17 (SHB: -0.24 bis 0.29) reicht. Aus den Arbeiten des Transaktionsansatzes geht für diesen Befund keine Erklärung hervor. Offensichtlich läßt sich die Art des Zusammenhangs auch empirisch nicht generalisieren: Supermarkt und Anschaffung rufen balancierte Reaktionen hervor, d. h., die Befragten ergreifen entweder Reaktionen beiderlei Art oder sie unternehmen nichts von beiden. Die Einladung und besonders stark der drohende Jobverlust führen dagegen entweder zu instrumentellem oder zu emotionalem Verhalten. Doch selbst beim Jobverlust ist die Korrelation mit $r=-0.31$ eher moderat; obwohl die Items auf einem einzigen Faktor laden, stellen die beiden Indizes für die einzelnen Verarbeitungsdimensionen keine Extreme eines Kontinuums dar.

Tabelle 3.5 enthält ebenfalls Angaben zum Schwierigkeitsgrad der Reaktionsitems. Es fällt auf, daß vier von fünf Items zur direkten Problemlösung und auch drei Items zur Informationssuche sehr leicht sind, denn sie enthalten einen Zustimmungsgrad (vgl. Mummeley 1987:72) zu den Ausprägungen »auf jeden Fall« und »wahrscheinlich« von über 80%. Diese starke Neigung zu instrumentellen Reaktionen muß mit Vorsicht interpretiert werden. Unsere eher anderslautenden Erkenntnisse aus narrativen Interviews (Salentin 1994b) legen die Vermutung nahe, daß hier weniger eine Neigung zu realem Verhalten als ein Suggestionseffekt des Fragebogens zum Tragen kommt, der plausibel klingende, naheliegende und sozial erwünschte Verhaltensweisen beschreibt. Forderten wir bei mündlichen Haushaltsbefragungen zu vergleichbaren Themenkomplexen Interviewpartner zum Erzählen auf,

Tabelle 3.6: Korrelation der instrumentellen und emotionalen Verhaltensindizes

Situation		Einladung	Supermarkt	Anschaffung	Behörde	Jobverlust
HSTP	r	-0.10*	0.17*	0.09*	-0.09*	-0.31*
	N	643	623	653	653	657
SHB	r	-0.09	0.26*	0.29*	0.03	-0.24*
	N	303	282	296	306	298

Anmerkungen:

Angebene sind Pearson'sche Produkt-Momentkorrelationen der instrumentellen und emotionalen Verhaltensindizes.

Datenbasis: Umfrage »Alltag in Deutschland« 1994, gewichtete Ergebnisse, altersbereinigt.

* signifikant auf 5%-Niveau

berichteten sie weitaus weniger spontan zweckorientiertes Verhalten, als es die Mittelwerte hier annehmen lassen. Dieses Problem erinnert an Endler/Parker (1990), die kritisierten, daß auch einige Subskalen der Ways of Coping Scale von Lazarus/Folkman mit Erwünschtheitsmaßen korrelieren (siehe Abschnitt 2.2.4). Im übrigen hatten Endler/Parker ja auch die niedrige interne Konsistenz jenes Instruments bemängelt - eine Schwachstelle, die hier nicht vollständig behoben werden konnte.

Zum Ende dieses Unterabschnitts sollen noch einmal zusammenfassend Probleme der Erhebung der Reaktionen in fiktiven Situationen erörtert werden. Eine Beeinträchtigung der Validität ist aus drei Gründen möglich: wegen zu abstrakter Fragen, sozialer Erwünschtheit und zeitbedingter Erinnerungslücken. Die Vignettenteknik ist als Abhilfe insbesondere gegen das erste Problem konzipiert. Im Gegensatz zu situationsfreien, unspezifischen Instrumenten wie der »Ways of Coping Scale« wird im AiD-Instrument eine konkret vorstellbare Alltagssituation vorgegeben. Die von Stone et al. (1991) entdeckten Schwierigkeiten mit abstrakten Instrumenten (die von Probanden nur schlecht in ihre Lebenslage übersetzt werden können) machen diese Maßnahme dringend erforderlich. Wie wir gesehen haben, sind der Konkretisierung allerdings Grenzen gesetzt, da mit ihr die Gefahr wächst, daß die Empathie der Probanden nicht mehr ausreicht, sich in die beschriebenen Umstände hineinzusetzen. Nichtsdestoweniger scheint uns hier ein vertretbarer Kompromiß gefunden zu sein, der die Validität vermutlich nicht durch überzogene Abstraktion in Frage stellt. Dieser Zugewinn wird durch einen eingeeengten Gültigkeitsbereich der gewonnenen Daten und geringe Vergleichbarkeit zwischen Modulen erkaufte.

Weniger Anlaß zu Optimismus ist hinsichtlich erinnerungsbedingter Verzerrungen und sozialer Erwünschtheit gegeben. Wir wissen zwar, ob die Befragten Erfahrungen mit den geschilderten Problemen besitzen, können aber weder einschätzen, welche Erwartungen an ein angemessenes Verhalten sie wahrnehmen, noch, wie frisch ihre Erinnerungen sind. Wir

nehmen auch rein fiktive Antworten in Kauf. Mit Lazarus/Folkman (1987:143) ließe sich diese verhaltensferne Erhebung kritisieren, weil nun nicht mehr Verhalten, sondern Dispositionen gemessen werden. Diese Autoren nehmen leider nie dazu Stellung, in welcher Form das Problem gelöst werden soll. Sie lassen die Probanden über selbstgewählte Ereignisse berichten. Da dabei ja auch ein, wenngleich relativ kurzer, Verzug zwischen Erlebnis und Erhebung tritt, sind sie mit derselben, vielleicht nur graduell abgeschwächten Schwierigkeit konfrontiert - ganz abgesehen von der verlorenen Kontrolle über den Inhalt der Erlebnisse. Strenggenommen ist das Problem unlösbar, denn die letzte Konsequenz kann nur im Rückzug auf eine behavioristische Position und den Einsatz von Beobachtungsmethoden bestehen - was mit den kognitiven Elementen des Transaktionsansatzes unvereinbar wäre.

Das Beispiel des extrem leichten problemorientierten Verarbeitungsverhaltens straft alle Hoffnungen Lügen, mit der Vignettentchnik könne soziale Erwünschtheit reduziert werden. Auch wenn Reaktionen präzise und anschaulich formuliert sind, werden sie von den Probanden mit einer Erwartungseinschätzung abgeglichen. Es ist sogar denkbar, daß die Bekanntheit des Kontexts diesen Druck noch verstärkt, da z. B. für jedermann die Erwartung offensichtlich ist, vor einem Behördengang bestimmte Vorkehrungen zu treffen. Die Einbettung der Items in einen plastischen Kontext ändert nichts an der Tatsache, daß mit den Angaben in einer Umfrage durch den Befragten ein positives Selbstbild befördert wird, während eine Kontrolle der Konsistenz des Wirtschaftsverhaltens mit verbalen Angaben nicht zu befürchten ist. Die Validität einiger Items muß folglich angezweifelt werden. Es gibt dagegen keine Hinweise darauf, daß über den Bereich der problemorientierten Reaktionen hinaus weitere Konstrukte von derartigen Verzerrungen betroffen sind. Bei emotionsorientiertem Verhalten ist z. B. nicht klar erkennbar, was in einer Situation erwartet wird. Auch die von Erwünschtheitsverzerrungen betroffenen Items sind nicht zwangsläufig wertlos. Ihre zentrale Tendenz weicht wahrscheinlich von realem Verhalten ab, nicht aber deshalb auch ihre Variation. Erst wenn erwiesen wäre, daß die Neigung, unsere Items im Sinne von Erwünschtheit zu beantworten, mit Variablen kovariiert, die auch zur Verhaltensklärung herangezogen werden (z. B. dem Einkommen), käme es zu bedenklichen Fehlschlüssen. Wir werden also Aussagen über absolute Ausprägungen des instrumentellen Verhaltens nur mit einer gewissen Vorsicht treffen dürfen. Diese Einschränkung gilt nicht für die Effekte dritter Variablen auf dieses Verhalten.

Fiktivität sollte ein zweitrangiges Problem bilden, wenn auch bei nicht-fiktiven Antworten ein mehr oder weniger großer Abstand zwischen Verhalten und Erhebung tritt. Da Erwünschtheitseinflüsse das Antwortverhalten in fiktiven ebenso wie realen Situationen beeinträchtigen können, sind zwischen den Antworten der Subpopulationen mit vs. ohne Erfahrungen keine gravierenden Unterschiede zu erwarten. Ein empirischer Test dieser Annahme ist in Abschnitt 4.3.7 vorgesehen.

3.2.2 Ressourcenausstattung und standarddemographische Angaben

Die Erläuterungen zur Operationalisierung der Situationseinheiten sind damit abgeschlossen. Es folgen nun Ausführungen zur psychischen, sozialen und ökonomischen Ressourcenausstattung und standarddemographische Angaben zur Person und zum Haushalt.

Kontrollüberzeugung

Die individuelle Kontrolldisposition wird als zentrale psychische Ressource mit Wirkung auf das Bewältigungsverhalten betrachtet (siehe die inhaltlichen Überlegungen zu ihrer vermuteten Wirkungsweise in Kapitel 2). Eine aus acht Items bestehende Batterie zur Kontrollüberzeugung wurde dem SOEP-Personenfragebogen der Welle 11 (1994, Item Nr. 71) entnommen. Sie wurde 1991 von Jutta Heckhausen für eine Befragung im Projekt »Lebensverläufe und historischer Wandel in der ehemaligen DDR« entwickelt und im SOEP repliziert (Infratest 1993:10, Infratest 1994). Sie verzichtet auf die mancherorts (z. B. von Haußer 1995) vorgenommene Dimensionalisierung der Kontrolle in subjektive Erklärbarkeit, Vorhersehbarkeit und Beeinflussbarkeit und beschränkt sich auf die von Rotter (1966) primär gemeinte Beeinflussbarkeit. Sie besteht weitgehend aus Übersetzungen oder inhaltsähnlichen Entsprechungen einzelner Items der Skala von Rotter (1966)¹⁶. Die Items lauten im einzelnen:

Nr.		Wortlaut
1	+	»Ich kann ziemlich viel von dem, was in meinem Leben passiert, selbst bestimmen.«
2	-	»Planen macht einen Menschen nur unglücklich, da Pläne sich kaum jemals in die Wirklichkeit umsetzen lassen.«
3	+	»Mein Leben wird von meinem Verhalten bestimmt.«
4	-	»Ich meine, keiner kann seinem Schicksal entgehen. Es kommt im Leben alles, wie es kommen muß.«
5	-	»Wenn ich bekomme, was ich will, so geschieht das meistens aus Glück.«
6	+	»Wenn ich Pläne schmiede, bin ich sicher, daß das Geplante auch Wirklichkeit wird.«

¹⁶ Folgende Items der AiD-Umfrage entsprechen Rotters Items:

Skala	Item Nr.							
AiD (1992)	1	2	3	4	5	6	7	8
Rotter (1966)	¬25a	= 13b	= 28a	≈ 9a	¬15a	= 13a	≈ 18a	-

Dabei bedeutet: = identische Übersetzung, ¬ Formulierung ins Gegenteil gekehrt, ≈ ähnlich, - keine Entsprechung.

- 7 – »Es hat wenig Sinn, fest umrissene Ziele zu verfolgen, weil doch immer etwas Unerwartetes dazwischenkommt.«
 - 8 – »Es kommt doch immer anders als man denkt, man kann sich auf nichts verlassen.«
-

Zustimmung konnte wie bei anderen Items auf einer Viererskala (codiert als Werte 1 bis 4) geäußert werden. Dem Wortlaut entsprechend steht volle Zustimmung entweder für interne Kontrolle (mit »+« gekennzeichnete Items) oder für externe Kontrolle (Items mit »-«). Aus den drei plus fünf Items wurde durch ungewichtete lineare Transformation (Summierung mit entsprechendem Vorzeichen und Division durch Anzahl der Items) ein von 0 bis 1 reichender Summenindex berechnet. Der Maximalwert von 1 steht für interne, der Minimalwert 0 für externe Kontrolle. Die sinngemäße Zuordnung deckt sich mit dem Resultat einer Faktorenanalyse, bei der die mit einem Plus- und Minuszeichen markierten Items auf zwei orthogonalen Faktoren hoch laden. Die Itemssummen korrelieren jedoch so hoch negativ, daß bei Beachtung der Vorzeichen die Zusammenfassung zu einem einzigen Index berechtigt ist.

Berufsausbildung

Die in Kapitel 2 zitierten US-amerikanischen Studien benutzten meist den ausgeübten Beruf, um zu Erkenntnissen über den Einfluß der Schichtung bzw. des sozialen Status auf verschiedene Zielvariablen zu gelangen. Leider liegen Daten zum ausgeübten Beruf oder zur beruflichen Position uns nicht vor. Ersatzweise können wir aber auf Angaben zum beruflichen Ausbildungsabschluß zurückgreifen. Sie wurden in differenzierter Form erfragt. Mehrfachnennungen waren zulässig. Eine Rangbildung der Abschlüsse ist jedoch problematisch, weil in einer Rangfolge die Kategorien »anderer Abschluß« und »noch in Ausbildung« nicht einzuordnen wären. Eine Behandlung als nominales Merkmal hätte den Nachteil, daß viele Einzelausprägungen zu betrachten wären. Daher wurde eine einfache Dichotomie für hohe vs. nicht-hohe berufliche Qualifikation konstruiert. Als *hohe Qualifikation* werden Universitäts-, Fachhochschul- und Meisterabschlüsse sowie deren Kombinationen mit anderen Abschlüssen gewertet, zur Vergleichskategorie gehören alle anderen und fehlende Qualifikationen.

Soziale Unterstützung

Es stehen Informationen zur erhaltenen sozialen Unterstützung und zur Zufriedenheit mit ihr zur Verfügung. Erhaltene soziale Unterstützung wurde operationalisiert als Index aus 17 Items, die von erhaltenen praktischen Hilfeleistungen bis zu Freizeitkontakten reichen. Die Häufigkeit dieser Vorgänge wurde in einer Fünferskala von »Kam nicht vor« bis »Fast täglich« erfaßt. In einer Faktorenanalyse zeigt Brüb (1995) vier Dimensionen, in die sich die

empfangene Unterstützung zerlegen läßt: 1. Ratschläge und emotionale Unterstützung, 2. gemeinsame Freizeitaktivitäten, 3. praktische, tätige Hilfen und 4. finanzielle Hilfen. In einigen Analysen werden wir auf den Gesamtindex der sozialen Unterstützung zurückgreifen, in einigen werden wir nach den genannten vier Unterindizes differenzieren. Tabelle 3.7 enthält die Zuordnung der Einzelitems zu den vier Dimensionen.

Tabelle 3.7: Operationalisierung sozialer Unterstützung

Dimension	Items
Ratschläge und emotionale Unterstützung	<ul style="list-style-type: none"> • Redete mit Ihnen über Ihre Sorgen und Probleme. • Beruhigte Sie, als Sie sehr aufgeregt oder ärgerlich waren. • Versicherte Ihnen, daß er/sie immer für Sie da wäre, wenn Sie irgendwelche Hilfe bräuchten. • Gab Ihnen einen wichtigen Rat bei einer schweren Entscheidung. • Gab Ihnen praktische Tips, wie man etwas besser machen könnte. • Gab Ihnen einen Tip, an wen Sie sich wegen Unterstützung wenden könnten.
Gemeinsame Freizeitaktivitäten	<ul style="list-style-type: none"> • Unterhielt sich mit Ihnen über etwas, was Sie besonders interessiert (z. B. ein Hobby). • Ging mit Ihnen in ein Restaurant oder eine Gaststätte. • Besuchte Sie oder lud Sie zu sich ein. • Traf sich mit Ihnen zu einem gemeinsamen festen Termin (z. B. im Sportverein). • Ging mit Ihnen ins Kino, Theater oder Konzert.
Tätige Hilfen	<ul style="list-style-type: none"> • Erledigte kleine Aufgaben (z. B. Einkaufen) für Sie, als Sie verhindert waren (z. B. weil Sie krank waren). • Half Ihnen bei kleinen Arbeiten im Haus oder Garten (z. B. Möbel rücken oder Leiter halten).
Finanzielle Hilfen	<ul style="list-style-type: none"> • Lieh Ihnen einen größeren Geldbetrag (z. B. 100 DM). • Schenkte Ihnen etwas von größerem Wert (z. B. Kinderbekleidung oder Haushaltsgeräte). • Lieh Ihnen einen kleinen Geldbetrag (z. B. 10 DM).

Einkommen

Variationen der Einkommens wurden in einigen der in Kapitel 2 referierten Arbeiten mit bestimmten problem- oder emotionsorientierten Verhaltensneigungen und Variationen der Ereignislast in Verbindung gebracht. Leider ist die Operationalisierung des Einkommens nirgendwo präzise dokumentiert. Sie ist alles andere als trivial. Namentlich ist unklar, ob unter Einkommensangaben neben Erwerbseinkommen auch andere Einkommensarten wie staatliche Transfers subsumiert wurden, ob sie sich auf Einzelpersonen oder Haushalte bezie-

hen und wie gegebenenfalls ein Gesamteinkommen haushaltsintern umgelegt wurde. Wenn Einkommen als *Statusindikator* dienen soll, der gesellschaftlichen Erfolg durch wirtschaftlichen Erfolg nach außen anzeigt, sollte es sicher bevorzugt als Erwerbseinkommen erhoben und nicht in ein Verhältnis zu dem Bedarf gesetzt werden, der in Haushalten unterschiedlicher Größe stark schwanken kann. Ergänzende Transfers mitzuzählen liefe diesem Verwendungszweck zuwider. Wenn dagegen Einkommen als *Ressource* betrachtet wird, die sich in Konsumgüter (und damit u. a. auch in Prestigeobjekte), in Freizeit- und Sozialkontakte, in die Absicherung von Lebensrisiken, in Bildung, Information und anderes tauschen läßt, ist es dagegen notwendig, es gegen den Bedarf zu relativieren, der je nach Größe und Zusammensetzung des Haushalts variiert. Beide Aspekte des Einkommens sind zweifelsohne von Bedeutung. Aus zwei Gründen fiel jedoch die Entscheidung für den Einsatz als Ressource: 1. Wenn von Armut als einem vorrangig materiellen Konstrukt die Rede ist, bedeutet Einkommen eine Ressource, und es hat sich aus gutem Grund die Konvention herausgebildet, den Bedarf zu berücksichtigen, der mit dem verfügbaren Einkommen zu decken ist. 2. Es besteht das praktische Problem, daß in der Umfrage »Alltag in Deutschland« nur das verfügbare Haushaltseinkommen als Summe aller Einkommensarten erhoben wurde, das sich weder quantitativ disaggregieren noch einer Person etwa als Bezieher eines Einkommens unmittelbar zurechnen läßt. Der Prestigeeffekt wird dabei durch die Tatsache verwischt, daß ein variabler Teil des erhobenen Gesamteinkommens aus wohlfahrtsstaatlichen Ergänzungen oder Ersetzungen des Erwerbseinkommens stammen kann. Daher läßt sich Einkommen sinnvollerweise nur als Ressource verstehen und auf den Bedarf des Haushalts umlegen.

Der erfragte Betrag umfaßt alle Einkommensarten zusammengenommen, d. h. Nettoeinkommen aus Erwerbsarbeit und Nebentätigkeiten, staatliche Sozialleistungen, Vermögenserträge, Unterhaltszahlungen u. s. w. Es wurden nicht exakte Beträge, sondern die Einkommensgruppen der Haushalte erfragt. 18 Einkommensklassen von unter 300 DM bis über 7500 DM wurden angeboten. Als Betrag wurde jeweils die Klassenmitte angenommen; für die Klasse über 7500 DM wurde der Mittelwert der Verteilung in der Allgemeinen Bevölkerungsumfrage (ALLBUS) 1994 herangezogen, der bei 9900 DM liegt.

Insofern Einkommen als Ressource verstanden wird, muß nun dem Umstand Rechnung getragen werden, daß Haushalte verschiedener Größe und Zusammensetzung einen unterschiedlichen Bedarf besitzen, wenn sie ein vergleichbares Versorgungsniveau erreichen sollen. Eine einfache Pro-Kopf-Einkommensberechnung ist dabei nicht sachgerecht. Es ist z. B. zu berücksichtigen, daß mit steigendem Haushaltsumfang der Bedarf zunimmt, aber nicht so stark wie die Zahl der Personen, weil in größeren Haushalten Einspareffekte zum Tragen kommen. Zu diesem Zweck werden häufig bedarfsbezogene Gewichtungsverfahren verwendet, die den Haushaltsmitgliedern je nach Alter der Person und Umfang des Haushalts ein unterschiedliches Gewicht zugestehen und einen bedarfsgerechten Vergleich des Einkommens erlauben. Die Summe der Gewichte stellt ein Bedarfsäquivalent dar. Der Quotient aus Einkommen und Bedarfsäquivalent erlaubt einen Vergleich des Versorgungsniveaus ver-

schieden strukturierter Haushalte. Man bezeichnet solche Einkommen daher auch als *Äquivalenzeinkommen* (oder bedarfsgewichtete Pro-Kopf-Einkommen). Das Statistische Bundesamt spricht vom *verfügbaren Einkommen je Verbrauchereinheit*. Wir verwenden in den folgenden Analysen stets das Äquivalenzeinkommen mit Gewichtung nach dem Bundessozialhilfegesetz.¹⁷ Wenn wir kurzerhand von Einkommen sprechen, meinen wir daher das bedarfsentsprechend vergleichbare Äquivalenzeinkommen und nicht das nominale Einkommen im Haushalt. (Am Rande sei vermerkt, daß eine Reihe von Analysen, die zu Testzwecken alternativ mit dem Äquivalenz- und mit dem nominalen Einkommen angestellt wurden, zu keinen grundsätzlich verschiedenen Ergebnissen tendieren.)

Einkommensarmut

Wenn eine Population in Arme vs. Nichtarme differenziert werden soll, ist es notwendig, 1. ein *Kriterium* zu benennen, das für den Armutsstatus entscheidend ist, und zwar eine möglichst eindimensionale Variable, und 2. einen *Grenzwert* zu benennen, an dem sich die Population scheidet (siehe hierzu den Vorschlag von Andreß/Lipsmeier 1997). Wir haben oben begründet, warum unter den Einkommensmaßen das Äquivalenzeinkommen ein angemessenes Kriterium für unterschiedliche Ressourcenausstattung entlang der vertikalen Schichtung darstellt. Durch Festlegung eines Schwellenwerts wird häufig aus ihm ein dichotomer Indikator für Einkommensarmut gebildet. Die Begründung dafür, unterhalb des Schwellenwerts von Armut zu sprechen, ist, daß »Personen dann nicht arm [sind], wenn sie über ein im Familienzusammenhang ausreichendes Einkommen bzw. Vermögen verfügen, denn in einer Marktwirtschaft kann man alle zur Sicherung des soziokulturellen Existenzminimums erforderlichen Güter kaufen« (Hauser 1995:4). Die Bestimmung der Grenze für Einkommensarmut richtet sich am arithmetischen Mittelwert der Äquivalenzeinkommen einer Population aus. Es ist in den Sozialwissenschaften üblich, sie mit 50% (manchmal auch 40% oder 60%) des Durchschnitts zu definieren. Sie wird dann als 50%-(bzw. 40%- oder 60%)-Armutsgrenze bezeichnet. Einkommensarmut als dichotomisiertes Merkmal eignet sich anstelle des kontinuierlich skalierten Äquivalenzeinkommens z. B. für bivariate Übersichten. Daneben kann es notwendig sein, eine mit Hilfe dieser Dichotomie identifizierte Population separat zu betrachten, wenn im untersten Einkommensbereich Extremgruppeneffekte erwartet werden, die einem linearen Trend im übrigen Bereich der Verteilung zuwiderlaufen. Solche Anomalien werden ja in der Diskussion um eine »Kultur der Armut« behauptet.

Für die Bestimmung der Armutsgrenze innerhalb der AiD-Stichprobe wurde auf das arithmetische Mittel des bedarfsgewichteten Pro-Kopf-Einkommens nach dem ALLBUS 1994 zurückgegriffen, das 1781.75 DM beträgt (Andreß et al. 1996:86). Diese externe Datenquelle

¹⁷ Der Haushaltsvorstand geht mit dem Gewicht 1, weitere Erwachsene mit 0,8 und Kinder je nach Alter mit einem Gewicht von 0,5 bis 0,9 ein (0-6 Jahre: 0,5; 7-13 J.: 0,65; Jugendliche 14-18 J.: 0,9). Einzelheiten werden in Andreß et al. 1996, Abschnitt 3.2.1, ausgeführt; für eine allgemeine Übersicht siehe Klein 1986.

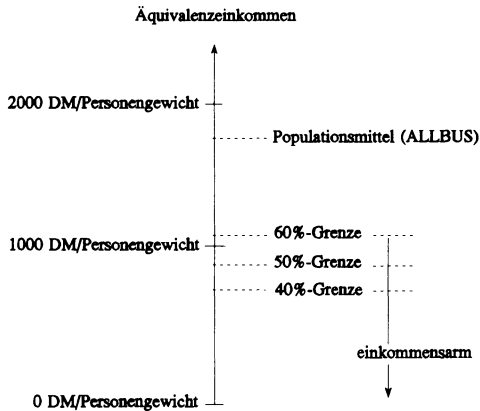


Abb. 3.1: Äquivalenzeinkommens-Armutsgrenze

hat den Vorteil größerer Fallzahl und weiterer regionaler Streuung. (Zum Vergleich: In der nicht altersbereinigten AiD-Hauptstichprobe liegt der Wert bei 1755 DM, nach Altersbereinigung bei 1745 DM.) Dementsprechend errechnen sich folgende Armutsgrenzen (siehe auch Abb. 3.1):

- 40%-Grenze: 712.70 DM/Personengewicht
- 50%-Grenze: 890.88 DM/Personengewicht
- 60%-Grenze: 1069.05 DM/Personengewicht

Die angegebenen Beträge sind für Einpersonenhaushalte unmittelbar als Armutsgrenzen gültig. In größeren Haushalten muß jeweils mit dem Personengewicht multipliziert werden. Für ein Paar mit zwei Vorschulkindern beispielsweise läge die 50%-Armutsgrenze bei $890.88 \text{ DM} \cdot (1 + 0.8 + 0.5 + 0.5 \text{ Gewichte}) = 2494.46 \text{ DM}$.

Deprivationsarmut

Weil das Einkommen die Ressource ist, nach der sich die wirtschaftliche Lage einer Person bemißt, stellt es einen *indirekten* Indikator der Wohlfahrtsposition dar. Es läßt einen unmittelbaren Schluß auf die Lebensverhältnisse nicht zu, denn Einkommen kann zwar zum Konsum verwendet werden, bei gleichem Einkommen können aber selbst Haushalte gleicher Größe und Zusammensetzung unterschiedliche Lebensstandards aufweisen, weil sie etwa ihr Einkommen unterschiedlich verwenden oder in der Vergangenheit unterschiedliche Einkommen bezogen haben. Eine Alternative zur Messung der Ressourcen sind *direkte* Meßkonzepte

der Wohlfahrtsposition, die z. B. die tatsächliche Verfügbarkeit einer Auswahl von Konsumgütern des alltäglichen Gebrauchs und andere Aspekte des Lebensstandards erfassen. Direkte Maße orientieren sich also an den Verhältnissen, die ein Haushalt erzielt, nachdem er seine Ressourcen eingesetzt hat. Gegenüber dem Einkommen, das beträchtlichen kurzfristigen Schwankungen unterliegen kann, weisen solche Maße den Vorteil einer gewissen Stabilität über die Zeit auf, weil beispielsweise die Ausstattung eines Haushalts mit langlebigen Konsumgütern weniger sprunghaften Veränderungen unterworfen ist. Die AiD-Umfrage enthält Informationen, aus denen sich ein solches ausstattungs-basiertes Maß bilden läßt. Weil dieses Maß und ein darauf aufbauendes, die sog. Deprivationsarmut, auf das wir in den folgenden Analysen zurückgreifen, nicht als bekannt vorausgesetzt werden kann, werden sie hier in ihren wesentlichen Zügen erläutert. Die exakte Konstruktion des Maßes ist allerdings aufwendig und kann hier nicht in allen Einzelheiten wiedergegeben werden. Lipsmeier (1995a), Andreß/Lipsmeier (1995; 1997) und Andreß et al. (1996, bes. Abschnitt 3.3.2) befassen sich mit Details und diskutieren Konsequenzen der Verwendung direkter vs. indirekter Armutsmaße. Es kann an dieser Stelle auch nur erwähnt werden, daß neben dem hier vorgestellten eine Reihe anderer ausstattungs-basierter Armutsmaße existiert. Die genannten Arbeiten gewähren auch einen Überblick über Maße, auf die wir hier nicht eingehen können.

Die Semantik der Deprivationsarmut ist leider recht unanschaulich. Es handelt sich um einen Index, in den eine Reihe von Variablen eingeht, die als Bestandteile des Lebensstandards gelten können. Dies sind u. a. die finanziell bedingte Fehltausstattung mit alltäglichen Gütern, das Vorhandensein finanzieller Rücklagen, positive Zukunftserwartungen in finanzieller Hinsicht und das Einkommen¹⁸. Ein Index wurde konstruiert, weil der Lebensstandard (oder die Wohlfahrtsposition, diesen Begriff verwenden wir synonym) sicher ein komplexes Konstrukt ist, das sich nicht auf eine einzige Variable reduzieren läßt. Zwei Aspekte sind nun zu erläutern: a) Wie wird die Fehltausstattung mit alltäglichen Gütern festgestellt, die eine tragende Komponente des Index bilden soll, und b) wie wird aus diesem und anderen Merkmalen schließlich ein Index gebildet?

a) Zunächst müssen wir ein Konzept einführen, dessen Bedeutung trotz ähnlicher Bezeichnung vom später gebildeten Index der Deprivationsarmut genau unterschieden werden muß: das *Deprivationsniveau*. Man kann es sich als finanziell bedingte, d. h. nicht nur auf freien Präferenzen oder freiwilligem Verzicht beruhende, Fehltausstattung mit materiellen und immateriellen Gütern vorstellen, die gesellschaftlich als notwendige Haushaltsausstattung betrachtet werden. Was zu diesen Notwendigkeiten gehört, liegt nicht a priori fest, sondern wird per Umfrage ermittelt. Zu den Gütern, die in Frage kommen, gehören 29 Items, z. B.

¹⁸ Insgesamt werden folgende Merkmale verwendet: das *Deprivationsniveau* (siehe die unter (a) folgende Erklärung), das Äquivalenzeinkommen, die Haushaltsgröße, das Alter der Befragungsperson, das Vorhandensein finanzieller Rücklagen, positive Erwartungen an die Zukunft in finanzieller Hinsicht sowie Dummies für Sozialhilfebezieher und Wohnort in Ostdeutschland (Details und Begründung der einzelnen Variablen in Andreß et al. 1996:111f.).

Aspekte der Wohnungsversorgung und der Ernährung und Haushaltsgegenstände, die zu einem Index zusammengefaßt werden (und zwar zu einem eigenständigen, der mit Deprivationsarmut noch nichts zu tun hat). Mit welchem Gewicht die 29 Dinge im Index berücksichtigt werden, wird aufgrund der Präferenzen der Untersuchungspopulation bestimmt. Die Befragten geben dazu an, ob sie diese Dinge für verzichtbar, wünschenswert oder unbedingt notwendig halten. Ferner werden sie gefragt, ob ihr eigener Haushalt diese Dinge besitzt. Die Indexbildung folgt der Annahme, daß fehlende Items stärker zur Deprivation beitragen, wenn sie in vielen Haushalten der Population vorhanden sind, als wenn sie nur wenig verbreitet sind. Vorhandene Dinge kompensieren dagegen das Fehlen anderer Dinge. Das Deprivationsniveau ist für sich bereits ein Maß der Wohlfrhftsposition, genauer: des Defizits materieller Wohlfrhft und einiger immaterieller Güter. Es wäre nun möglich, per (empirisch inspirierter) Setzung einen verbindlichen Grad der *Minderausstattung* festzulegen, dessen Vorliegen arme von nichtarmen Haushalten trennt. Es handelte sich dann um einen Schwellenwert der Armut. (Andreß/Lipsmeier 1995 verfahren auf diese Weise, und Andreß/Lipsmeier 1999 geben Durchschnittswerte des Deprivationsniveaus für verschiedene Bevölkerungsgruppen an.) Das hier benutzte Maß der Deprivationsarmut beschreitet aber einen anderen Weg, der, wie oben erläutert, versucht, die Minderausstattung mit weiteren Aspekten der Wohlfrhftsposition in einem Maß zu vereinen. In welcher Weise sollen nun die anderen Variablen einbezogen werden?

b) Das Konstruktionsprinzip des Index der Deprivationsarmut sieht vor, die Gewichtung der finanziellen Rücklagen, Zukunftserwartungen etc. zueinander nicht einfach nach Gutdünken zu setzen, sondern wiederum durch eine Populationsbefragung zu bestimmen. Es wäre möglich, dazu erneut Fragen nach der Notwendigkeit von Rücklagen etc. für einen akzeptablen Lebensstandard und nach ihrem Vorhandensein zu stellen und dann, wie unter a) beschrieben, aber nun auf einer höheren Ebene, eine gewichtete Summe zu berechnen. Hier wurde jedoch ein anderer Weg gewählt. Die Überlegung ist, die Einzelaspekte des Lebensstandards in genau der Weise zu berücksichtigen, in der sie zur *Zufriedenheit* der Haushalte mit ihrem Lebensstandard beitragen. (Zum Berechnungsverfahren kommen wir gleich.) Das Konstrukt versucht also, den Aspekt der Bewertung des Lebensstandards aus der kollektiven Perspektive der Populationshaushalte zu würdigen: Ein akzeptabler Lebensstandard soll in einem Haushalt dann gegeben sein, wenn er aus der Perspektive eines *populationstypischen* Haushalts als zufriedenstellend bewertet würde¹⁹. Ein Wohlfrhftsdefizit, das wir dann als Deprivationsarmut bezeichnen, soll dann gegeben sein, wenn ein bestimmtes erwartbares Niveau der Zufriedenheit mit der Haushaltsausstattung unterschritten wird. Wohlgererkt, man legt dabei nicht einfach die subjektive Einschätzung des Haushalts zugrunde. Man stuft

¹⁹ Weil die Zufriedenheitsbildung der Population nicht zwangsläufig »vernünftiger« vonstatten geht als eine Setzung durch den Forscher, läßt sich die Entscheidung für dieses Verfahren sicher kritisieren. Dies ist aber nicht der Ort, uns mit derartigen Einwänden zu befassen.

also nicht diejenigen Haushalte als arm ein, die mit ihrer Ausstattung unzufrieden sind, da in die Bildung dieser Einstellung zufällige und nur individuell wirksame Einflüsse und Verzerrungen eingehen. Vielmehr weiß man aufgrund eben der Populationsbefragung, daß sich Zufriedenheit wahrscheinlich dann einstellt, wenn ein Haushalt über eine minimale materielle Ausstattung in Verbindung mit ausreichendem Einkommen und anderen Dingen verfügt. Bei einer gegebenen Ausstattung läßt sich daher auf statistischer Grundlage vorhersagen, wie zufrieden ein Haushalt mit dieser Ausstattung *eigentlich sein müßte*. Der Grad der Zufriedenheit wird nicht gemessen, sondern errechnet (geschätzt im Sinn der Statistik) und damit *unterstellt*. Wenn diese unterstellte Zufriedenheit unter einer festgelegten Grenze liegt, gilt der Haushalt als (deprivations)arm. Das statistische Modell ahmt m. a. W. eine Befragung nach, in der sich die gesamte Population zur Ausstattung eines gegebenen Haushalts zu äußern hat. Objekt der Bewertung sind die individuellen Gegebenheiten, doch ihre Bewertung wird »demoskopiert« und der individuellen Präferenz enthoben. Zwischen der Eigenbewertung des Lebensstandards und der Schätzung aufgrund populationsbasierter Modellierung liegt deshalb ein fundamentaler Bedeutungsunterschied, der es begründet, nun von einem Indikator der Wohlfahrt bzw. der Armut zu sprechen.

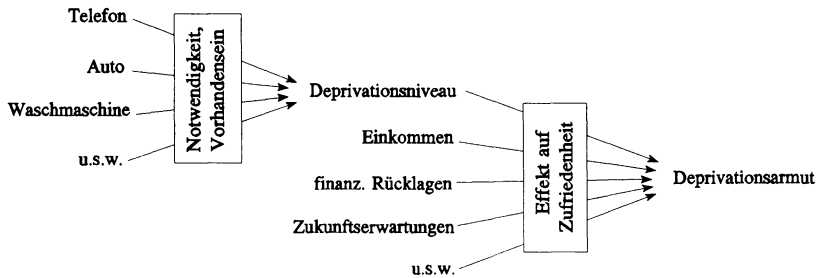


Abb. 3.2: Konstruktion der Deprivationsarmut

Abbildung 3.2 zeigt schematisch, wie zuerst die Haushaltsausstattung in das Deprivationsniveau und dann dieses zusammen mit anderen Lebensstandard-Variablen in die Deprivationsarmut eingeht. (In Kästchen ist angegeben, unter welchen Gesichtspunkten diese Parameter berücksichtigt werden.) Es ist an der Zeit, die Vorgehensweise noch einmal näher zu erläutern. Wir müssen uns vor Augen führen, daß der Index, mit dem wir es bei der Deprivationsarmut zu tun haben, technisch betrachtet, nichts anderes ist als die unterstellte subjektive Unzufriedenheit eines Haushalts mit seinen Lebensverhältnissen. Die Indexbildung funktioniert folgendermaßen:

1. Schritt: Als allgemeine Tendenz in der Population wird, wie bereits erwähnt, angenommen, daß der Grad der Zufriedenheit mit dem Lebensstandard unter anderem vom Deprivationsniveau abhängt, daß nämlich die Zufriedenheit mit steigender Deprivation sinkt.

Doch die Deprivation besitzt bei dieser Einstellungsbildung nicht den Primat. Es wird angenommen, daß auch weitere Lebensstandard-Variablen wie beispielsweise das Einkommen sich auf die Zufriedenheit auswirken. Denn die Items, die in das Deprivationsniveau eingehen, bilden ja nur einen Teilbereich des Konsums, und insbesondere Luxusartikel, die für die Zufriedenheit ausschlaggebend sein könnten, bleiben unberücksichtigt. Ebenso kann man vermuten, daß das schiere Vorhandensein finanzieller Ressourcen (Einkommen und Rücklagen) und günstige Zukunftserwartungen den Lebensstandard günstiger erscheinen lassen, weil sie Konsummöglichkeiten erschließen bzw. versprechen. Ausgehend von diesen Überlegungen wird ein Regressionsmodell (ein kumulatives Logit-Modell) aufgestellt, das den Einfluß der Deprivation, des (Äquivalenz-)Einkommens und der anderen Merkmale auf die subjektive Bewertung des Lebensstandards schätzt. Die AiD-Umfrage enthielt dazu eine Frage nach der Bewertung des eigenen Lebensstandards (als »ausgezeichnet«, »zufriedenstellend«, »bescheiden«, »schlecht« oder »völlig unzureichend«). Man beachte, daß im Gegensatz zu dem gleich folgenden Schritt dieses Schätzmodell die *tatsächliche* subjektive Bewertung aller Haushalte auswertet, um die Stärke des Effekts der Fehlausstattung etc. auf die Lebensstandard-Zufriedenheit zu ermitteln (also Problem (b) von S. 128, s. a. die rechte Hälfte von Abb. 3.2).

2. Schritt: Wenn die Regressionsgleichung geschätzt ist, kann man nun anhand gegebener Merkmale eines beliebigen Haushalts seine Lebensstandard-Zufriedenheit vorhersagen. An dieser Stelle entsteht die unterstellte Lebensstandard-Zufriedenheit als Index, in den die Kovariaten des Regressionsmodells eingehen (und zwar gewichtet). Es läßt sich beispielsweise abschätzen, ob der von bestimmten Haushalten erreichte Lebensstandard für sie nicht mehr zufriedenstellend (»bescheiden« oder schlechter auf der obigen Skala) sein müßte. Wenn dies der Fall ist, ordnet man den Haushalt den Armen zu. Wie man sieht, spielt für diese Entscheidung nun die tatsächliche Zufriedenheit keine Rolle mehr. Abb. 3.3 verdeutlicht die Lage der Armutsgrenze auf der Skala der geschätzten Lebensstandard-Zufriedenheit.

Man kann aber auch durch einfache Umformung der Schätzgleichung Bedingungen errechnen, die gegeben sein müssen, damit sich eine mindestens befriedigende Bewertung des Lebensstandards einstellt. Diesen Umstand kann man sich zunutze machen, um für jeden Haushalt ein maximal tolerables Deprivationsniveau zu errechnen, das der tatsächlichen Deprivation (den fehlenden Gütern) gegenübergestellt werden kann. Denn Deprivationsarmut ist auch dann gegeben, wenn an dieser Stelle das tatsächliche (gemessene) Deprivationsniveau über dem errechneten haushaltsspezifischen Deprivationsgrenzwert liegt. (So verfahren Andreß et al. 1996.) Leider trägt dieser Schritt nur wenig zur Veranschaulichung des Verfahrens bei, weil die Grenzwerte für verschiedene Haushalte nicht verglichen werden können.

Auf der Grundlage der Zufriedenheitsschätzung ist Deprivationsarmut prinzipiell unmittelbar als kontinuierliches Maß gegeben. Zur Wahrung der Vergleichbarkeit mit früheren Analysen behalten wir jedoch im folgenden die Dichotomisierung in Deprivationsarme und Nicht-Deprivationsarme bei.

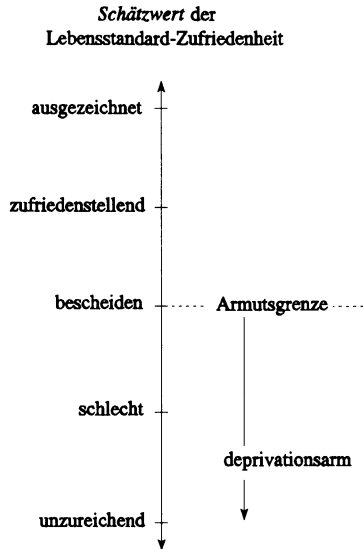


Abb. 3.3: Deprivations-Armutsgrenze

Das Konstrukt der Deprivationsarmut war in der Vergangenheit aus verschiedenen Gründen von Mißverständnissen umgeben: weil unter derselben oder ähnlichen Bezeichnungen Konstrukte unterschiedlichen Inhalts geführt werden und Verwechslungen möglich sind, weil der rechnerische Algorithmus nicht allein wegen seiner Zweistufigkeit kompliziert aufgebaut ist, vor allem aber, weil die Bedeutung des Konstrukts gewöhnungsbedürftig ist. Es handelt sich nämlich weder um ein Maß der Haushaltsausstattung noch um eine subjektive Zufriedenheitsbewertung, sondern um ein auf materieller Grundlage quasi *objektiviertes Zufriedenheitsmaß* oder um eine Projektion materieller Variablen auf die Zufriedenheit, die als Gradmesser der Wohlfahrt dient. Dazu noch einige Erläuterungen.

1. Wir haben Deprivationsarmut als *unterstellte* subjektive Unzufriedenheit bezeichnet, weil ja die tatsächliche subjektive Zufriedenheitsbewertung eines Haushalts auf der oben dargestellten Skala zwar in die Regressionsschätzung (Schritt 1) eingeht, nicht aber in die Entscheidung, ob dieser einzelne Haushalt als deprivationsarm gelten soll (Schritt 2). Folglich gibt es Haushalte, die zwar mit ihrem Lebensstandard unzufrieden sind, aber nicht als deprivationsarm eingestuft werden und umgekehrt. Diese Entscheidung kann man als objektiviert im Sinne von intersubjektiv bezeichnen, weil sie für jeden Einzelhaushalt die populationstypische Einstellungsbildung bestmöglich nachahmt. In diesem Zusammenhang ist

es wichtig zu beachten, daß der Algorithmus auf der theoretischen Annahme beruht, die Einstellung Zufriedenheit werde *nur* auf der Basis bestimmter, vorwiegend materieller, Gegebenheiten ausgebildet. Folgerichtig darf das Konstrukt auch nur in dieser rein technischen Bedeutung interpretiert werden. (Bei der Diskussion unterschiedlicher deprivationsbasierter Armutsmaße ist übrigens zur besseren Unterscheidung die Bezeichnung *intersubjektive* Deprivationsarmut für unser Konstrukt zutreffend, weil andere Maße auf den Aspekt subjektiver Bewertung gänzlich verzichten, vgl. Andreß et al. 1996, Abschnitt 3.3.2.)

2. Deprivationsarmut ist in gewisser Weise ein mißverständlicher Begriff für das Konstrukt, das gemeint ist, weil es trotz des Einflusses des Deprivationsniveaus weiterhin lediglich eine Schätzung der Zufriedenheit darstellt. Deprivationsarmut sagt über das Deprivationsniveau nichts verbindliches aus, da bei Deprivationsarmen wie bei Nicht-Deprivationsarmen das Deprivationsniveau nahezu beliebig schwanken kann. Das Deprivationsniveau ist zwar eine sehr wichtige, aber beileibe nicht die einzige Determinante der Deprivationsarmut. Die empirische Evidenz dieser Überlegung ergibt sich aus der Tatsache, daß das Äquivalenzeinkommen in einem beinahe ebenso starken Zusammenhang mit der Zufriedenheit steht wie das Deprivationsniveau (siehe die standardisierten Regressionskoeffizienten in Andreß et al. 1996, Tab. 3.9, S. 113). Jedes hohe Deprivationsniveau kann z. B. durch hohes Äquivalenzeinkommen, positive Zukunftserwartungen, finanzielle Rücklagen etc. kompensiert werden und muß nicht notwendig zu Deprivationsarmut führen. Ebenso kann bei sehr niedrigem Einkommen und entsprechender Schlechterstellung in sonstigen Dimensionen bereits ein geringfügiges Deprivationsniveau Deprivationsarmut auslösen. Insofern ist Deprivationsarmut ein Konstrukt, das Einkommensarmut ebenso wie materielle Deprivation anzeigt. Es ist auch der hypothetische Fall denkbar - wenngleich hier aus inhaltlichen Gründen unangemessen -, in dem im Regressionsmodell das Deprivationsniveau als Prädiktor fortfällt. Das auf diese Weise geschätzte Konstrukt nähme zwar teilweise andere Ausprägungen, aber nur eine modifizierte inhaltliche Bedeutung an und würde nicht sinnlos.²⁰ Die

²⁰ Es ist daher unkorrekt anzunehmen, daß bei der hier beschriebenen Konstruktion die Lebensstandard-Zufriedenheit als externes Kriterium zur Bestimmung eines Schwellenwerts des Deprivationsniveaus benutzt wird. (Allerdings gibt es sehr wohl Konstruktionen, die Deprivationsarmut unmittelbar aus Deprivation ableiten, z. B. bei Andreß/Lipsmeier 1995, wo drei fehlende Items den Schwellenwert der Deprivationsarmut bilden). Dazu muß man sich nur an die Herleitung des Deprivationsniveau-Grenzwerts erinnern. Durch Auflösung der Regressionsgleichung für die Zielvariable Zufriedenheit nach dem Deprivationsniveau wurde ein Wert ermittelt, der für nichtarmen Haushalte gerade noch zulässig ist. Wenn das gemessene Deprivationsniveau höher liegt, wird der Haushalt als deprivationsarm bezeichnet. Diese Umformung führt zwar zu einem anschaulichen Ergebnis, ist aber eigentlich überflüssig, da mit dem gleichen Effekt auch bereits die für einen Haushalt geschätzte Zufriedenheit mit der gesetzten Zufriedenheitsschwelle verglichen werden kann. Ebenso könnte man die Regressionsgleichung nach dem Einkommen, der Haushaltsgröße oder einem beliebigen anderen Prädiktor des Logit-Modells auflösen und mit dem angegebenen Einkommen, der angegebenen Haushaltsgröße u. s. w. vergleichen - mit identischen Ergebnissen für die Differenzierung nach Armen und Nichtarmen. Es handelt sich ja stets nur um äquivalente Umformungen der Regressionsgleichung, obwohl nun scheinbar eine Einkommensarmutsgrenze, eine »Haushaltsgrößengrenze« u. s. w. vorliegt. Wie man unschwer erkennt, wäre es eine absurde Vorstellung, daß man die Zufriedenheit heranzieht, um eine tolerable Haushaltsgröße zu bestimmen, doch das gleiche geschieht, wenn man

Berechtigung, den Begriff Deprivationsarmut trotzdem zu verwenden, leitet sich aus der Tatsache ab, daß einerseits dieses Maß aus der gleichen Forschungstradition hervorgegangen ist wie andere Armutsgrenzen auf Deprivationsbasis, die als unmittelbare Schwellenwerte auf der Deprivationsskala fungieren, und daß andererseits die Zufriedenheit vom Deprivationsniveau am stärksten erklärt wird. Andererseits wäre eine Bezeichnung wie *Wohlfahrtsdefizit* weniger mißverständlich und träfe den Gehalt des Konstrukts genauer.

3. Das Konstrukt ist sinnvoll, obwohl es sich nur umständlich veranschaulichen läßt, denn es weist zwei unter methodischen Gesichtspunkten wertvolle Eigenschaften auf: Es vereint zum einen dinglich-materielle (Haushaltsausstattung), abstrakt-materielle (Einkommen, Rücklagen), kognitive (Zukunftserwartungen) und andere Aspekte zu einem einzigen Wohlfahrtsindikator. Die Gewichte, die den verschiedenen Aspekten beigemessen werden, dürfen zum anderen als recht realitätsnah und nicht willkürlich festgesetzt gelten, da sie aus Befragungsergebnissen errechnet wurden. Die Stärke des Konstrukts liegt in seiner Eigenschaft als Indikator eines Zustands, der, wie man mit Fug und Recht behaupten kann, in der Bevölkerung als unbefriedigend empfunden wird. Seine Schwäche resultiert daraus, daß es sich bei diesem Zustand um eine Legierung heterogener Komponenten handelt, dessen Entstehung nach Erklärungen verlangt, der aber selbst wenig zur Erklärung anderer Phänomene beiträgt.

4. Während diese Technik eine Reihe innovativer, »demokratischer« oder zumindest »demoskopischer« Elemente enthält, da sie etwa die Bewertung der Notwendigkeit der Ausstattungselemente und die Bestimmung der Koeffizienten der Indexbildung durch die Population vornehmen läßt (siehe Punkt 3.), bleibt in ihrem Kern ein starkes Moment der Forscherwillkür, da die Armutsgrenze (hier nämlich die Zufriedenheitsschwelle) auf den Punkt auf der Zufriedenheitsskala unterhalb »zufriedenstellend« nach Gutdünken festgelegt wird. Hierin unterscheidet sich Deprivationsarmut nicht von den Varianten der Einkommensarmut. Die Setzung der Grenze läßt sich letztlich auch hier nur mit einem sprachlich-semantic Argument (siehe die Antwortkategorien) und einer gewissen Konstruktvalidität begründen.

5. Bedauerlicherweise ergibt sich bei Regressionsanalysen, die Deprivations- und Einkommensarmut als Prädiktoren gleichzeitig verwenden, das Problem, daß das Äquivalenzeinkommen dann zweifach in die Rechnung eingeht: einmal unmittelbar in Form der Einkommensarmut und einmal mittelbar als eine der (haushaltsspezifischen) Schätzgrundlagen der Deprivationsarmut.²¹ (Wie oben gezeigt wurde, kann Deprivationsarmut genauso sehr

annimmt, die Zufriedenheit sei externes Kriterium zur Bestimmung eines Deprivations-Schwellenwerts. Richtig ist vielmehr, daß ein Merkmalspaket, zu dem unter anderem auch das Deprivationsniveau gehört, herangezogen wird, um das erwartbare Niveau der Lebensstandardzufriedenheit zu bestimmen. Die einzige feste Größe in diesem Kalkül bleibt die vorgegebene Zufriedenheitsschwelle.

²¹ Sehr unglücklich ist überdies die Tatsache, daß in die Bildung der Deprivationsarmut auch der Haushaltsumfang zweifach eingeht: einmal in die Schätzung der (Un)Zufriedenheit und einmal auf dem Weg über das Äquivalenzeinkommen, das ja den Haushaltsumfang quasi beinhaltet.

als Indikator hoher Deprivation wie niedrigen Einkommens interpretiert werden.) Der ausgewiesene Einkommenseinfluß wird daher regelmäßig kleiner sein, als er ohne Berücksichtigung der Deprivationsarmut wäre, und die Interpretation der Ergebnisse wird erschwert, wie sich z. B. in Abschnitt 4.1.3 noch zeigen wird.

Vergleich der Armutsmäße

Es ergeben sich (in der Hauptstichprobe) ähnlich hohe Armutsqquoten, wenn als Grenze einmal Deprivationsarmut und einmal Einkommensarmut nach dem 50%-Kriterium zugrundegelegt werden, nämlich 8.7% bzw. 9.2%. Aus dieser Ähnlichkeit darf jedoch nicht auf Identität der jeweils armen Personenkreise geschlossen werden. Inwiefern sie sich überlappen, ist Tab. 3.8 zu entnehmen. Die Tabelle gibt Aufschluß darüber, welche Anzahl der Befragten und welcher Anteil nach einem gegebenen Kriterium arm ist (Spalten »Arme«) und welcher Anteil der jeweiligen Armutspopulation auch nach den anderen Kriterien arm ist (rechter Teil der Tabelle). Wenn wir uns auf die 50%-Armutsgrenze konzentrieren, zeigt sich eine Überlappung nur etwa zur Hälfte mit Deprivationsarmut, was bedeutet, das etwa die Hälfte der Deprivationsarmen nicht einkommensarm ist und umgekehrt. (Die Überlappungen in der Zusatzstichprobe liegen allerdings höher; eine Ost-West-Aufschlüsselung findet sich bei Andreß et al. 1996:123.) Ebenso ist der Tabelle zu entnehmen, daß 57.5% der Armen nach dem 40%-Kriterium auch deprivationsarm sind, während die Deprivationsarmen nur zu 22% auch als arm nach dem 40%-Kriterium gelten können. (Die Überlappungsquoten unterscheiden sich hier stark, weil die Armutspopulationen verschieden groß sind.) Es bleibt festzuhalten, daß Deprivationsarmut und Einkommensarmut empirisch keineswegs identisch, allerdings auch nicht orthogonal sind, so daß es durchaus eine gewisse Berechtigung hat, in Analysen beide gemeinsam zu benutzen. Dies gilt ebenso für das kontinuierliche Äquivalenzeinkommen, das wir vorrangig in Regressionsanalysen einsetzen wollen. Es korreliert mit Deprivationsarmut zu $r=-0.34$ (Zusatzstichprobe $r=-0.49$), weist also mit ihr keinen so engen Zusammenhang auf, daß sich die gemeinsame Verwendung als Kovariaten verbietet. Daß die Überlappungsquoten nicht ungewöhnlich niedrig sind, zeigt z. B. der Vergleich mit einer finnischen Erhebung (Kangas/Ritakallio 1998:187, Tab. 3).

Nur am Rande soll darauf hingewiesen werden, daß auch Sozialhilfebezug nicht gleichbedeutend ist mit Einkommens- und Deprivationsarmut. Über 40% der Sozialhilfebezieher sind nicht einkommensarm nach dem 50%-Kriterium (Armutsqquote 59.2%), und ein Drittel der Sozialhilfebezieher ist nicht deprivationsarm (Armutsqquote 67.0%). Eine zusätzliche, hier nicht detailliert wiedergegebene Auswertung ergab, daß 27.0% der Sozialhilfebezieher weder einkommensarm (50%-Grenze) noch deprivationsarm sind, während 53.1% sowohl unter Einkommens- als auch unter Deprivationsarmut leiden.

Tabelle 3.8: Überlappungsquoten der Armutsmaße

Maß		Arme		davon ebenfalls arm nach: ²			
		N ¹	Anteil ²	Depriv.	40%-Gr.	50%-Gr.	60%-Gr.
HSTP N ³ =648	Depr. Armut	69	9.2%		22.0%	50.8%	65.6%
	40%-Grenze	22	3.5%	57.5%		100.0%	100.0%
	50%-Grenze	61	8.7%	53.7%	40.4%		100.0%
	60%-Grenze	110	16.3%	37.2%	21.7%	53.7%	
SHB N ³ =379	Depr. Armut	271	67.0%		59.8%	79.3%	87.3%
	40%-Grenze	150	41.8%	95.9%		100.0%	100.0%
	50%-Grenze	224	59.2%	89.8%	70.6%		100.0%
	60%-Grenze	263	69.9%	83.7%	59.8%	84.7%	

Datenbasis: Umfrage »Alltag in Deutschland«, nicht altersbereinigt. (Die Angaben sind nicht unmittelbar mit Anhang A vergleichbar, der auf den altersbereinigten Stichproben beruht, d. h. der Datengrundlage der Auswertungen in Kapitel 4.)

Anmerkungen:

¹ ungewichtete Fallzahl

² gewichteter Anteil

³ Zahl der Fälle, für die sich alle Armutsmaße berechnen lassen

3.2.3 Skalenniveau der Variablen

Nach der Beschreibung der erhobenen Items stellt sich die Frage nach ihrem Skalenniveau, denn mit ihm hängt ganz wesentlich zusammen, zu welchen Analysen die Daten herangezogen werden dürfen. Konkret ist zu entscheiden, ob es sich um ordinal- oder intervallskalierte Daten handelt. Recht einfach ist die Entscheidung beim Einkommen, das als zwar polytom gemessenes, aber der Natur nach kontinuierliches metrisches Merkmal zu behandeln ist. Einkommensarmut, Deprivationsarmut und hohe vs. niedrige Berufsausbildung sind dagegen dichotome bzw. dichotomisierte Merkmale, die über 0/1-codierte Dummyvariablen in Analysen eingehen. Wir werden daneben alle Bestandteile der Situationsmodule bis auf die Expositionserfahrung, also die Belastungsintensität, die Anliegen, die Optionen, das Verarbeitungsverhalten, sowie die Summenindizes für die Ressourcen Kontrolle und soziale Unterstützung und das Einkommen als intervallskalierte Daten behandeln. Entweder wurden sie originär oder ihre Summenbestandteile in vierteiligen Skalen erhoben. Obwohl dies der üblichen Praxis entspricht, ist zu erläutern, warum wir es für gerechtfertigt halten, ihnen metrische Qualität zuzubilligen, und sie nicht lediglich als ordinale Merkmale betrachten.

Das Skalenniveau definiert sich nach Stevens (1946) auf der Grundlage der Überlegung, daß gemessene Zahlenwerte für unterschiedliche Qualitäten empirischer Information (Gleichheit, Rangfolge, Größenverhältnisse) stehen. Auf einem gegebenen Niveau sind folglich nur solche mathematischen Transformationen erlaubt, die die empirische Information erhalten. Eine Intervallskala, auf der z. B. Operationen wie die Mittelwertberechnung und lineare Regressionen erlaubt sind, liegt dann vor, wenn sich die Abstände zwischen gemessenen Zahlenwerten sinnvoll interpretieren lassen. Stevens nimmt an, daß die meisten psychologischen Daten nur ordinale Qualität besitzen und daher für eine Reihe mathematischer Verfahren nicht tauglich sind. Wie Allerbeck (1978) zeigt, liegt die Schwierigkeit jedoch in der Erkenntnis der »wahren« Eigenschaften des Gegenstands, zumal eines solchen, für den keine elaborierte Theorie zur Verfügung steht: Wer soll entscheiden, ob es sich um intervallskalierte Daten handelt? Stevens selbst führe das Dilemma vor Augen. Er »verbiete« einerseits die Berechnung von Mittelwert und Standardabweichung für Skalen, auf denen die Intervalle von ungleicher Größe sind. Die Bestimmung der Ungleichheit von Intervallen setze aber andererseits gerade Intervallqualität voraus. Es wäre folglich korrekt, über Intervalle keinerlei Aussagen zu treffen, wenn man eine Skala für ordinalskaliert hält. Das eigentliche Problem liegt aber offenbar darin, daß bei vielen Variablen über die »wahren« Eigenschaften nichts bekannt ist und sich ein Bild erst im Lauf von Analysen abzeichnet, in denen man die Variablen beispielsweise mit anderen in Beziehung setzt. Folglich enthält für diese Variablen die Frage, ob ordinalskalierte Skalen wie intervallskalierte Skalen behandelt werden dürfen, bereits eine falsche Voraussetzung.

Stevens' weithin akzeptierte Lehrsätze zur mathematischen Behandlung der Skalenniveaus tragen zu der Entscheidung, welches Skalenniveau im einzelnen Fall vorliegt, im Grunde nichts bei, weil es sich hierbei immer um ein gegenstandsbezogenes inhaltliches Problem handelt, das bei Konstrukten jenseits der Anschaulichkeit der Längenmessung mit einem Zollstock durchaus kontrovers gelöst werden kann: »Welche Skalenqualität eine Messung hat, ergibt sich häufig erst im nachhinein bei der Analyse der Daten und hängt jeweils von den spezifischen Interpretationen und Fragestellungen ab« (Diekmann 1998:256), weil ein und dieselbe Variable je nach dem Konstrukt, für das sie steht, ein unterschiedliches Skalenniveau aufweisen kann. Man kann sich nun schematisch für die sichere Alternative entschließen, auf die Annahme der Intervallqualität zu verzichten. Dabei verzichtet man aber erstens möglicherweise auch auf in den Daten enthaltene Informationen, da Analyseverfahren für ordinale Daten ja über die Rangfolge hinaus keine etwaige Abstandsinformation nutzen. (Multivariate Verfahren für sie gibt es ohnehin kaum.) Und man vergibt die Chance, durch Anwendung geeigneter statistischer Verfahren für höherwertige Daten (z. B. die Pfadanalyse) neue Aufschlüsse über die Natur der gegebenen Skala zu erzielen. Allerbeck (1978) plädiert daher für die Annahme der Intervallqualität auch bei solchen Skalen, über die einstweilen wenig bekannt ist. Er führt als erfolgreiches historisches Beispiel die Wärmelehre an. In einer Zeit, in der man wenig mehr wußte, als daß ein Körper sich in bestimmter Weise warm anfühlt,

konnte die Physik eine Theorie der Wärme, in der Temperatur, Wärmeleitung und spezifische Wärme analytisch getrennt werden, erst entwickeln, nachdem sie Wärme als intervallskaliert angenommen hatte. Es wäre unangemessen, der Soziologie die Chance vorzuenthalten, das Grundlagenwissen über Konstrukte durch Nutzung von Verfahren mit erweiterter Aussagefähigkeit auszubauen.

Für viele praktische Zwecke ist übrigens, wie Allerbeck ebenfalls zeigt, die Entscheidung über Skalenniveaus und Analyseverfahren gar nicht erheblich, da man unabhängig von der getroffenen Wahl zu identischen Sachaussagen gelangt. Er korreliert Variablen aus einem Umfrage-Datensatz zum einen als metrische Variablen (mit dem Produkt-Moment-Koeffizienten r) und zum anderen als ordinale Variablen (mit dem vergleichbaren τ nach Kendall, einem Korrelationsmaß für Rangreihen). Die dabei entstehenden beiden Mengen von Koeffizienten setzt er zueinander in Beziehung. Dabei stellt sich beispielsweise heraus, daß die r - τ -Korrelation (also diejenige zwischen den r - und τ -Werten für dieselben Variablenpaare des Datensatzes) $r=0.99$ oder $\tau=0.92$ beträgt (Allerbeck 1978:207).²² Wenn also r eine Beziehung zwischen den Variablen des Datensatzes anzeigt, zeigt auch τ eine Beziehung an.

Eine inhaltliche Überlegung stützt Allerbecks generelles methodologisches Argument im Fall unserer Variablen. Sie wurden den Befragten zumeist auch optisch als lineare Skala vorgelegt, in denen eine graduelle Zu- oder Abnahme der Zustimmung zu Aussagen beschrieben wird. Diese lineare Anordnung widerspricht sicher nicht der Annahme gleicher Abstände zwischen Ausprägungen. Anders gestaltet sich die Sachlage bei Bildungsabschlüssen, denn sie lassen sich zwar - von strittigen Details abgesehen - in eine Hierarchie bringen, aber ein Vergleich der Abstände zwischen keinem Abschluß, Hauptschul-, Realschulabschluß und Abitur ist kein sinnvolles Vorhaben. Wenn überhaupt, dann wäre ein Vergleich der Dauer der Bildungsgänge sinnvoll. Da wir jedoch, wie oben beschrieben, die Bildungsvariablen dichotomisieren, stellt sich das Problem hier nicht. Wieder anders liegen die Dinge bei der Frage nach der Zufriedenheit mit dem Lebensstandard. Ihre Antwortausprägungen werden individuell charakterisiert. Hier wurde argumentiert (Andreß et al. 1996), daß ungesichert ist, ob die Abstände zwischen Ausprägungen gleich sind. So ist vorstellbar, daß etwa die Ähnlichkeit der Beschreibung der Ausprägungen »schlecht« (»Der Lebensstandard ist schlecht. Ich kann mir bzw. wir können uns viele notwendige Dinge nicht leisten.«) und »unzureichend« (»Der Lebensstandard ist völlig unzureichend.«) recht groß ist, während zwischen »schlecht« und »bescheiden« (»Der Lebensstandard ist zwar bescheiden, es reicht aber für das notwendigste.«) ein deutlicher Unterschied besteht. Entsprechend wurde die Zufriedenheit nur als ordinale Variable analysiert (siehe z. B. den Zusammenhang mit Deprivationsarmut).

²² r und τ sind aber keineswegs darum auch numerisch identisch. τ ist dem Betrag nach stets etwas niedriger, weil es auf die Abstandsinformation verzichtet.

3.3 Pfadanalyse

Wirkungszusammenhänge zwischen Merkmalen werden in multivariaten Regressionsmodellen als Effekte der unabhängigen Variablen auf eine abhängige Variable formuliert. Es existieren genau zwei konzeptionelle Ebenen: die der unabhängigen und die der abhängigen Variablen. Nicht alle theoretischen Modelle lassen sich auf diese einfache Form reduzieren, wie Abbildung 3.4 zeigt. Sie stellt am Beispiel dreier Variablen typische Wirkungsverhältnisse dar. (Weitere Beispiele finden sich bei Opp/Schmidt 1976:133f.) Im Fall (a) wird von x_2 eine Wirkung auf x_3 angenommen, während x_2 seinerseits von x_1 abhängig ist. Im Fall (b) bestimmen x_1 und x_2 die Variable x_3 , wobei zusätzlich x_1 auch x_2 bestimmt. Dieser Fall ähnelt Fall (a) insofern, als eine Wirkung von x_1 auf x_3 auf dem Umweg über x_2 besteht, zu der hier jedoch ein direkter Effekt tritt. In Fall (c) bestimmen x_1 und x_2 , die miteinander korrelieren (runder Pfeil mit zwei Spitzen), ohne daß ein Bedingungsverhältnis angenommen wird, die Variable x_3 . Die Regressionsanalyse kontrolliert zwar im technischen Sinn statistische

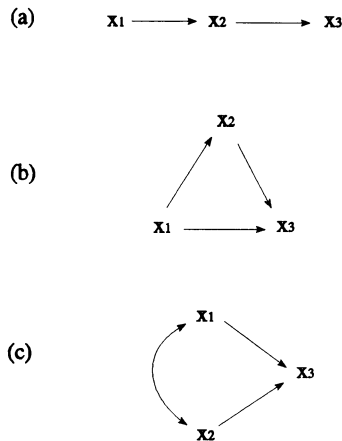


Abb. 3.4: Kausalbeziehungen zwischen mehreren Variablen

Korrelationen zwischen unabhängigen Variablen wie in Fall (c), enthält aber kein Instrumentarium für die Analyse der indirekten Wirkung einer Variablen auf eine andere wie in den Fällen (a) und (b) der Abbildung von x_1 über x_2 auf x_3 . In empirienahen Modellen müssen Effekte, die im Regressionsmodell isoliert betrachtet werden, als Teil größerer Variablengeflechte angesehen werden, da die unabhängigen Variablen ihrerseits von theoretisch vorgelagerten Größen bestimmt werden, wie x_2 in Beispielen (a) und (b). Bei der Pfadanalyse

handelt es sich nun um eine Erweiterung der Regressionsanalyse um ein Rechenkalkül für Systeme zusammenhängender Regressionsgleichungen, das es erlaubt, die Stärke auch der indirekten Effekte einer Variablen auf eine andere zu bestimmen. Damit lassen sich die direkten und indirekten Effekte einer Variablen zueinander in Beziehung setzen und ihre komplexen Wirkungen vollständiger als in der Regressionsanalyse quantifizieren und interpretieren. Wenn hier von *Wirkungen* die Rede ist und manche Autoren (so Duncan 1966, Asher 1976 und Bohrnstedt/Knoke 1988, die detaillierte Einführungen in die Pfadanalyse geben) von *kausalen Analysen* sprechen, so sind diese Begriffe in der Pfadanalyse nur bei Erfüllung der gleichen Voraussetzungen zulässig wie in der Regressionsanalyse, nämlich der Vorzeitigkeit der unabhängigen Variablen, einer theoretischen Begründung des Wirkungsmechanismus und einer signifikanten statistischen Korrelation.

Auch die in dieser Arbeit untersuchten Zusammenhänge umfassen mehrstufige Wirkungsgefüge, wie sich an dem Übersichtsdiagramm (Abbildung 2.5, S. 91) erkennen läßt. Dort wird Verhalten als Folge der kognitiven Bewertung, der Ressourcenausstattung und der sozialen Stellung formuliert. Dabei sind aber sowohl Bewertung als auch Ressourcenausstattung als von der sozialen Stellung abhängig gedacht, und somit muß die Korrelation zwischen den Kovariaten des Verhaltensmodells inhaltlich als Wirkung der sozialen Stellung auf die beiden anderen verstanden werden. Da von der sozialen Stellung ein Effekt auf Bewertung und Ressourcen und von diesen ein Effekt auf das Verhalten beschrieben wird, liegt ein indirekter Effekt der sozialen Stellung (über Bewertung und Ressourcen) auf das Verhalten vor. Er existiert zusätzlich zu dem direkten Effekt, der in einem Modell für das Verhalten als Folge der sozialen Stellung ja enthalten ist.

Die Zusammenhänge der Variablen werden üblicherweise in einem Pfaddiagramm dargestellt. Ein Pfaddiagramm der in Abschnitt 2.6 beschriebenen Effekte würde der Abb. 2.5 gleichen, wobei allerdings nicht Variablenbereiche, sondern Einzelvariablen abgebildet werden müßten. Die Variablen werden entsprechend der zeitlich-kausalen Abfolge von links nach rechts angeordnet, so daß links die erklärenden (unabhängigen, auch exogen genannten) und rechts die zu erklärenden (abhängigen, auch endogen genannten) Variablen stehen. Der Effekt einer Variablen x auf eine Variable y wird durch einen geraden Pfeil dargestellt und mit dem Pfadkoeffizienten p_{yx} bezeichnet. Pfadkoeffizienten sind Schätzwerte für die Stärke der kausalen Beziehung zwischen den Variablen. (Zu ihrer Berechnung kommen wir gleich.) Korrelationen, die nicht theoretisch zu begründen sind, werden durch gebogene Pfeile mit beidseitiger Spitze verdeutlicht, wie etwa im obigen Beispiel (c); in Abbildung 2.5 könnte der Zusammenhang von Bewertung und Ressourcen so gekennzeichnet werden. Wenn die Voraussetzungen der Regressionsanalyse (linear-additive Zusammenhänge, metrische Skalenqualität, Unabhängigkeit der Fehlerterme) und eine weitere Bedingung (s.u.) erfüllt sind, lassen sich die Pfadkoeffizienten durch herkömmliche Regressionen ermitteln. Sie sind dann numerisch mit den standardisierten Regressionskoeffizienten β_{yx} identisch. Dies gilt unter der zusätzlichen Bedingung, daß sog. *rekursive* Kausalmodelle vorliegen. In ihnen kommen keine

Wechselwirkungen dergestalt vor, daß zwei Variablen füreinander gleichzeitig Ursache und Wirkung sind. Man spricht in diesem Fall auch von hierarchischen Modellen. (Wechselbeziehungen, die mit der Pfadanalyse auch bearbeitet werden können - wir gehen darauf hier nicht ein - würden mit zwei parallelen, gegenläufigen Pfeilen dargestellt). Anschaulich gesprochen dürfen in einem rekursiven Modell im Pfaddiagramm Pfeile (außer gebogenen) immer nur von einer Variablen zur anderen und von links nach rechts verlaufen, und für die jeweiligen endogenen Variablen dürfen die Fehlerterme nicht mit den exogenen Variablen verbunden sein.²³ Falls die letztgenannte Bedingung verletzt wird, treten bei der Schätzung der Pfadkoeffizienten Fehler auf.

Das Kerntheorem der Pfadanalyse sagt aus, daß sich der gesamte Zusammenhang zwischen zwei Variablen in komplexen Modellen in vier Typen von Effekten zerlegen (dekomponieren) läßt (siehe Opp/Schmidt 1976:147ff.):

1. Einen *direkten kausalen Effekt*, wie er aus der Regressionsanalyse bekannt ist. In Abbildung 3.4 stehen alle geraden Pfeile für solche Effekte.
2. Einen *indirekten kausalen Effekt*. Er besteht in der Wirkung einer Variablen x_1 auf eine Variable x_3 auf dem Weg über eine Variable x_2 , wie in den Fällen (a) und (b). Direkter und indirekter kausaler Effekt zusammen werden auch als totaler kausaler Effekt bezeichnet. Unter inhaltlichen Gesichtspunkten sind diese beiden Typen vom größten Interesse. Indirekte Effekte ergeben sich in komplexen Modellen auf dem Weg nicht nur über eine, sondern ggf. auch mehrere zwischengelagerte Variablen.
3. Wenn, wie in Fall (c), zwei exogene Variablen x_1 und x_2 miteinander korrelieren, ohne zueinander in einem Kausalverhältnis zu stehen, spricht man von einem *indirekten korrelierten Effekt* (von x_1 über x_2 auf x_3 sowie von x_2 über x_1 auf x_3). Es handelt sich um einen *nichtkausalen Effekt*, weil zwar x_1 und x_2 , die beide auf x_3 wirken, statistisch zusammenhängen, aber weder x_1 Ursache für x_2 noch x_2 Ursache für x_1 ist. Von einem nichtkausalen Effekt spricht man auch dann, wenn eine korrelierte Variable indirekt wirkt.
4. Im Fall (b) besteht ferner neben dem direkten Effekt von x_2 auf x_3 ein weiterer Zusammenhang zwischen diesen Variablen. Weil beide von x_1 abhängig sind, spricht man von dem Effekt einer Drittvariablen im Zusammenhang von x_2 und x_3 . Wie bei dem indirekten korrelierten Effekt handelt es sich hier ebenfalls um einen *nichtkausalen Effekt*.

²³ N.B. Die Verwendung des Begriffs der »Rekursivität« in diesem Sinn ist leicht irreführend, weil er andernorts oft für Modelle benutzt wird, in denen das Ergebnis gleichzeitig Ausgangspunkt eines wiederkehrend ablaufenden Prozesses ist (z. B. in der Informatik). Der Transaktionsansatz versteht die Belastungsverarbeitung als *rekursiv* im Sinn eines Kreislaufs aus Wahrnehmung, Reaktionen, Rückwirkungen auf die Transaktion, erneuter Wahrnehmung etc. (siehe Abschnitt 2.2.4). Rekursiv heißt in der Pfadanalyse zurückgehend bis zu bekannten oder nicht mehr zur Erklärung anstehenden Tatsachen (zu dieser Bedeutung vgl. Duden 1974, Eintrag »rekursiv«).

Es gilt folgende Beziehung für die Effekte einer Variablen x auf eine Variable y (Opp/Schmidt 1976:149):

$$\begin{aligned} & \text{direkter kausaler Effekt} \\ + & \text{ indirekte kausale Effekte} \\ + & \text{ indirekte korrelierte Effekte} \\ + & \text{ Effekte von Drittvariablen} \\ \hline = & \text{ (bivariate) Korrelation } r_{xy} \end{aligned}$$

Die Herleitung dieser Beziehung und des unten beschriebenen Berechnungsverfahrens für die Effekte wollen wir hier nicht wiedergeben (bei Bohrnstedt/Knoke 1988, Kap. 12, und Opp/Schmidt 1976, Kap. 3, ist das entsprechende nachzulesen). Die Gesamtheit dieser Effekte, die in Pfaddiagrammen mit vielen Variablen schnell unübersichtlich wird, läßt sich am anschaulichsten zusammenstellen, wenn im Diagramm die einzelnen Pfade nach folgenden Regeln eingezeichnet werden (nach Bohrnstedt/Knoke 1988:448f., Asher 1976:33 und Duncan 1966:6). Wir nehmen dabei an, daß die Regressionskoeffizienten β für alle im Diagramm vorhandenen Beziehungen bekannt und als Pfadkoeffizienten eingezeichnet sind.

1. Zeichne von der abhängigen Variable, y , einen Pfad zur unabhängigen, x (falls dieser Effekt im Modell vorgesehen ist). Dies ist der direkte Effekt, der mit dem standardisierten Regressionskoeffizienten β_{yx} identisch ist.
2. Falls von dritten Variablen, q , weitere Pfeile bei y ankommen, verfolge alle Verbindungen zwischen y und x , die durch q verlaufen. Die Stärke des jeweiligen Effektes errechnet sich durch Multiplikation der Pfadkoeffizienten der einzelnen Stufen. Für indirekte kausale Effekte ist dies unmittelbar anschaulich.
3. Wenn von q Pfeile sowohl zu x als auch zu y führen, wenn es sich also um einen Drittvariablen-Effekt handelt, verfolge die Pfeile von y rückwärts bis zu q und dann vorwärts bis zu x . Ein zweimaliger Richtungswechsel ist nicht erlaubt. Auch hier sind die Pfadkoeffizienten aller Teilstrecken, aus denen sich der Gesamtpfad zusammensetzt, zu multiplizieren.
4. Indirekte korrelierte Effekte sind solche, die über gebogene Pfeile verlaufen. Ein gebogener Pfeil darf von einem Effekt nur einmal durchlaufen werden, und jeder Effekt darf nur über maximal einen gebogenen Pfeil führen. Jeder Zug über einen gebogenen Pfeil ist mit einem Richtungswechsel verbunden.

Aus der Tatsache, daß die Addition aller möglichen und zulässigen Effekte in der Summe numerisch den bivariaten Korrelationskoeffizienten ergibt, lassen sich für eine inhaltliche Interpretation mitunter interessante Schlüsse ziehen. Ein Erkenntnisgewinn ist z. B. durch Gegenüberstellung der Einzeleffekte zu erzielen. So läßt läßt sich leicht errechnen, wie groß indirekte kausale Effekte im Vergleich mit einem direkten Effekt sind. In der oben zitierten Literatur werden Beispiele angeführt, in denen die indirekten Effekte die direkten weit über-

ragen. Es sind auch Konstellationen denkbar, in denen sich Effekte mit unterschiedlichem Vorzeichen zur Nullkorrelation summieren. Von scheinbar zusammenhanglosen Größen können also durchaus Effekte ausgehen. In Abschnitt 4.6 werden wir einen Zusammenhang diskutieren, der potentiell dieser Art angehört.

Wenn wir vereinfachend annehmen, die Konstrukte aus Abbildung 2.5, die soziale Stellung, das Verhalten, Ressourcen und Bewertung seien jeweils durch eine einzige Variable erhoben worden, heißt dies, daß die Korrelation zwischen der sozialen Stellung und dem Verhalten sich im wesentlichen zusammensetzt aus dem direkten Pfad von sozialer Stellung und Verhalten sowie einem Pfad von sozialer Stellung über Bewertung zum Verhalten und einem Pfad von sozialer Stellung über Ressourcen zum Verhalten. Wenn auch ein Zusammenhang zwischen Ressourcen und Bewertung besteht (was wir nicht weiter thematisieren wollen), müssen eigentlich auch zwei indirekte korrelierte Effekte berücksichtigt werden. Grundsätzlich wollen wir die Pfadanalyse aber nicht verwenden, um das vollständige Netz aller konstruierbaren Pfade zu analysieren, sondern uns auf theoretisch relevante, nämlich kausale, Effekte beschränken.

Zu den multivariaten Regressionen, in die sich die Pfadanalysen gliedern, ist noch eine technische Besonderheit anzumerken. Da bei der Untersuchung der Verhaltenskonstrukte zahlreiche Prädiktoren verwendet werden, können fehlende Angaben zu einzelnen Variablen (Item-Nonresponse) die Zahl gültiger Fälle stark reduzieren. Wir führen aus diesem Grund Regressionen mit einer Korrelationsmatrix der beteiligten Variablen statt mit den Individualdaten durch. Auf diese Weise wird ein Fall nicht völlig aus der Analyse ausgeschieden, wenn nur eine einzelne Angabe fehlt, sondern nur für eine paarweise berechnete Korrelation nicht berücksichtigt. Die Fallzahlen der zugrundeliegenden Paarkorrelationen unterscheiden sich zumeist innerhalb eines Regressionsmodells. Als Fallzahl des Regressionsmodells wird dann die niedrigste Fallzahl aller Paarkorrelationen angegeben. Die Parameter-Schätzergebnisse können in Form standardisierter oder unstandardisierter Koeffizienten mitgeteilt werden. Eine Regel (z. B. bei Asher 1976:47) besagt, daß unstandardisierte Koeffizienten zu bevorzugen sind, wenn Schätzungen zwischen Populationen verglichen werden sollen, weil unstandardisierte Koeffizienten von populationsabhängig schwankenden Varianzen nicht beeinflußt werden, standardisierte Koeffizienten aber, wenn es um die Effekte unterschiedlich skaliertes Merkmale innerhalb eines Modells geht. Da hier unterschiedlich kodierte und heterogen verteilte Variablen in die Regressionsgleichungen eingehen und Vergleiche zwischen Substichproben nicht von großer Bedeutung sind, geben wir in den Tabellen immer standardisierte Regressionskoeffizienten (*betas*) an.²⁴

²⁴ Statt der Pfadanalyse könnten auch Verfahren für Strukturgleichungsmodelle (wie LISREL) verwendet werden. Einerseits hat uns aber mangelnde Vertrautheit mit der Technik dieser Verfahren bewogen, auf Regressionen und Pfadanalysen zurückzugreifen. Andererseits wurden, wie erwähnt, die soziale Stellung, Bewertungskognitionen, Ressourcen und Reaktionen, die eher Konstruktebenen als Konstrukte bilden (siehe Abb. 2.5 und Tabelle 2.1), jeweils durch mehrere Variablen operationalisiert. Die Situationsbewertung

3.4 Parallelität der Situationen²⁵

In den einführenden Bemerkungen zu diesem Kapitel haben wir bereits ein Problem erwähnt, das zunächst methodischer Natur ist, aber weitreichende inhaltliche Konsequenzen hat: Erfassen die fünf Situationseinheiten einen einzigen, identischen Sachverhalt in unterschiedlichem sprachlichen Gewand oder fünf verschiedene Gegenstände? Hinter dieser Frage steckt ein schwieriges konzeptionelles und theoretisches Problem: Kann die Untersuchung der Belastungsverarbeitung sich mit Reaktionen unter Belastung schlechthin befassen, oder muß sie den Besonderheiten situativer Kontexte in einem so hohen Maß Rechnung tragen, daß Analysen, Erkenntnisse und Aussagen auf spezifische Problemlagen, Lebenssituationen, Konfliktfälle und Belastungsquellen beschränkt bleiben? Es besteht natürlich kein Zweifel an dem generellen Interesse der Forschung, ihre Modelle so allgemein zu formulieren, daß sie unter Berücksichtigung unterschiedlichster Randbedingungen alle empirischen Tatbestände unter eine einzige globale Gesetzmäßigkeit subsumieren können. Dieses Interesse liegt auch unserer Arbeit zugrunde. Gleichwohl muß man erkennen, wie voraussetzungsvoll dieses Ziel ist. Zum einen muß das theoretische Modell in der Lage sein, Faktoren zu benennen, die eventuell bestehende Unterschiede der Reaktionen in gegebenen Kontexten erklären. Die Streßtheorie Lazarus' liefert zu diesem Problem jedoch keinen geschlossenen Erklärungsansatz. Zum anderen müßten dann zu den einzelnen Randbedingungen auch entsprechende Hintergrunddaten verfügbar sein - eine Anforderung, die bei unklarer Konzeption erst recht nicht erfüllt werden kann.

Das weitere Vorgehen wird einen vorsichtigen Weg einschlagen. Es ist vorab nur zu klären, ob für die Analysen in Kapitel 4 die Daten zu fünf Situationseinheiten zusammengeführt werden dürfen oder getrennt verwendet werden müssen. In diesem Abschnitt wird daher zunächst untersucht, inwiefern die Verarbeitungsreaktionen sich über Situationen hinweg gleichen. Eine gewisse Ähnlichkeit müßte anhand dieses einfachen Kriteriums auch ohne Berücksichtigung der theoretisch vorhergesagten Einflußfaktoren zu beobachten sein, wenn es sich um identische Konstrukte handelt. Die Ähnlichkeit ist, um das Ergebnis vorwegzunehmen, zu gering, als daß sie die Zusammenführung rechtfertigte, und folglich betrachten wir fortan die fünf Situationen als Sachverhalte mit idiosynkratischen Eigenschaften, an denen sich theoretisch abgeleitete Hypothesen jeweils neu zu bewähren haben.

Ob die Verarbeitungsreaktionen sich über Situationen hinweg gleichen, soll zunächst auf

besteht z. B. aus der Einschätzung sieben unterschiedlicher Anliegen und der Optionen. Ein zusammenfassender Index läßt sich aus diesen Variablen nicht bilden, weil es sich nicht um multiple Operationalisierungen eines jeweils identischen Konstrukts, sondern um theoretisch unterschiedene Konzepte handelt. Sie alle in ein übergreifendes Strukturgleichungssystem zu integrieren, würde zu einem höchst unübersichtlichen Ergebnis führen. Wir halten es für anschaulicher, multivariate Einzelzusammenhänge zu analysieren und theoretisch bedeutsame übergreifende Zusammenhänge mittels der Pfadanalyse zu bearbeiten.

²⁵ Teile dieses Abschnitts wurden aus Salentin (1995) übernommen.

der Ebene der zwölf Reaktionsklassen untersucht werden. Befragungstaktische Erwägungen waren, wie bereits ausgeführt wurde, für die Variation der Itemformulierungen pro Klasse über Situationen ausschlaggebend. Nichtsdestoweniger gingen wir davon aus, daß alle Items einer Klasse den gleichen Verhaltenstyp bezeichnen. Es ist nun zu prüfen, ob die Daten diese vermutete Gleichheit bestätigen. Wir untersuchen dazu eine Korrelationsmatrix aller Verarbeitungsreaktionen. Ob sie das gleiche messen, läßt sich an verschiedenen Kriterien ablesen.

1. Ein einfaches Kriterium ist die Korrelation der Items einer Klasse untereinander. Wenn sich die Klassen in verschiedenen Situationen ähneln, müssen sich signifikante Korrelationskoeffizienten errechnen lassen. Z. B. muß die Korrelation der Klasse Flucht in Situation 1 mit der Klasse Flucht in Situation 2, Situation 3 etc. größer 0.2 sein. (Der Wert wurde gewählt, weil er doppelt so groß ist wie die Grenze, ab der man überhaupt sinnvoll von einer Korrelation spricht, nämlich 0.1.) Alternativ wurde geprüft, ob wenigstens ein Korrelationskoeffizient größer 0.1 erzielt wurde. Es sind alle Situationen zu kombinieren, in denen diese Klasse durch ein Item vertreten ist. Tabelle 3.9 zeigt in Spalte [1] die Klassen, wobei die problemorientierten Verhaltenstypen den emotionsorientierten vorangestellt wurden. Spalte [2] gibt an, in wievielen Situationen die Klasse vertreten ist. Ein Item zur emotionalen Entladung fehlt bei der Anschaffung. Spalte [3] enthält die Zahl der Korrelationen $([2] * ([2] - 1) / 2)$. Spalte [4] zeigt die Zahl der Koeffizienten, die das »weiche« Kriterium von 0.1 nicht erfüllen. Die meisten Koeffizienten unter dem Limit weisen direktes problemorientiertes Handeln (5mal), Flucht/Vermeidung (4mal) und kognitive Restrukturierung (4mal) auf, sie messen also in den Situationen jeweils unterschiedliches. Konfrontation, Wunschenken und positiver Vergleich haben nur Korrelationen über 0.1.

2. Je verschiedener die Situationen als ganze strukturiert sind, desto schwerer ist das erste Kriterium zu erfüllen. Es sollte daher auch ein zweites Kriterium geprüft werden: Die Ähnlichkeit innerhalb einer Klasse ist größer als die Ähnlichkeit von Situationen als ganzen (und zwar unabhängig von der Verschiedenheit innerhalb Situationen). Technisch gesprochen müssen Korrelationen zwischen Items einer Klasse X in Situationen A und B (homogener Vergleich) größer sein als die zwischen Klasse X in Situation A und irgendeiner Klasse Y in Klasse B und als die Korrelation zwischen irgendeiner Klasse Y in Situation A und Klasse X in Situation B (heterogener Vergleich). Jeder Korrelationskoeffizient der Klasse $X_{A, B}$ ist mit $2 * N_{\text{Items je Situation}} - 2 = 22$ anderen Werten zu vergleichen. Dieser Vorgang ist in 10 Situationspaaren durchzuführen. Wenn die Klasse emotionale Entladung beteiligt ist, reduzieren sich die Zahlen. Die Tabelle zeigt in Spalte [6] die summierte Zahl von Vergleichen, in Spalte [7] die Zahl der Vergleichswerte, die höher als der Vergleich identischer Klassen ausfielen, und in Spalte [8] den Prozentwert der letzteren bezogen auf die ersteren. Auch hier schneiden wieder direktes Handeln, Flucht und kognitive Restrukturierung eher schlecht ab. Besonders ungünstig sind Flucht und kognitive Restrukturierung, wo der Anteil der hetero-

Tabelle 3.9: Messen die Reaktionsklassen situationsunabhängig das gleiche?

[1] Klasse	Kriterium 1				Kriterium 2				Kriterium 3								
	[2]	[3]	[4]		[5]	[6]	[7]		[8]	[9]		[10]					
	vertreten	Vergleiche	HSTP	SHB	$r < .1$	HSTP	SHB	$r < .2$	Vergleiche	HSTP	SHB	Verstöße	HSTP	SHB	Verstöße (%)	HSTP	SHB
Instrum. soz. Unt.	5	10	1	1	3	2	2	216	10	22	4.6	10.2	35	38	16.2	17.6	
Direkthandeln	5	10	6	7	9	9	9	216	55	70	25.5	32.4	81	76	37.5	35.2	
Inform.suche	5	10	2	1	9	8	8	216	20	31	9.3	14.4	56	55	25.9	25.5	
Flucht, Vermeidg.	5	10	4	3	9	6	6	216	81	68	37.5	31.5	110	88	50.9	40.7	
Emot. Entladung	5	10	0	1	6	4	4	216	16	21	7.4	9.7	33	26	15.3	12.0	
Wunschdenken	5	10	0	0	6	6	6	216	28	36	13.0	16.7	69	63	31.9	29.2	
Selbstverant.	4	6	2	0	6	4	4	132	23	22	17.4	16.7	54	29	40.9	22.0	
Reizselektion	5	10	2	6	6	7	7	216	39	88	18.1	40.7	87	104	40.3	48.1	
Selbstkontrolle	5	10	0	3	6	9	9	216	35	64	16.2	29.6	79	107	36.6	49.5	
Kognit. Restruk.	5	10	4	4	8	9	9	216	88	68	40.7	31.5	112	101	51.9	46.8	
Posit. Vergleich	5	10	0	0	0	0	0	216	1	0	0.5	0.0	11	9	5.1	4.2	
Resignation	5	10	5	7	10	8	8	216	84	96	38.9	44.4	113	109	52.3	50.5	

Datenbasis: »Alltag in Deutschland«, alle Probanden (N = 1201), gewichtete Berechnung der Korrelationen

genen Vergleiche mit höheren Korrelationen als der des homogenen Vergleichs an die 40%-Marke heranreicht.

3. Ein letzter Anhaltspunkt für die Brauchbarkeit des Klassenkonzeptes ist gegeben, wenn die Ähnlichkeit innerhalb einer Klasse größer ist als die Ähnlichkeit innerhalb einer Situation. Anders gesagt müssen Korrelationen einer Klasse X in Situationen A und B größer sein als alle Korrelationen von X in Situation A mit irgendeinem Y in Situation A und alle Korrelationen von X in Situation B mit irgendeinem Y in Situation B. Die Zahl anzustellender Vergleiche ist mit der in Kriterium 2 identisch (Spalte [6] der Tabelle). Spalte [9] gibt die Zahl von Vergleichen an, in denen das Kriterium 3 verletzt wird, und Spalte [10] den Prozentwert. Der positive Vergleich erfüllt das Kriterium weitgehend (10 Verstöße bei 216 Vergleichen). Flucht, kognitive Restrukturierung und Resignation erreichen dagegen Anteile von 50% und mehr ungünstiger Vergleiche, während die meisten Klassen im Bereich zwischen 30% und 40% liegen.

Trotz einiger Anzeichen für Ähnlichkeit zwischen den Situationen sind also durchaus nicht alle Kriterien erfüllt, und man muß eine beträchtliche Unähnlichkeit zur Kenntnis nehmen. Zwei Gründe können dafür verantwortlich sein. Entweder ist die Variation der Formulierungen über das Ziel hinausgeschossen. Oder aber die Ähnlichkeit der Reaktionen kann sich erst bei Berücksichtigung verhaltensrelevanter Situationsparameter wie der Kontrollierbarkeit erweisen. Bevor darüber nicht weitere Klarheit hergestellt worden ist, sollten daher weitere Analysen die fünf Situationen als unabhängige Beobachtungen verschiedener Gegenstände behandeln.

Kapitel 4

Analysen

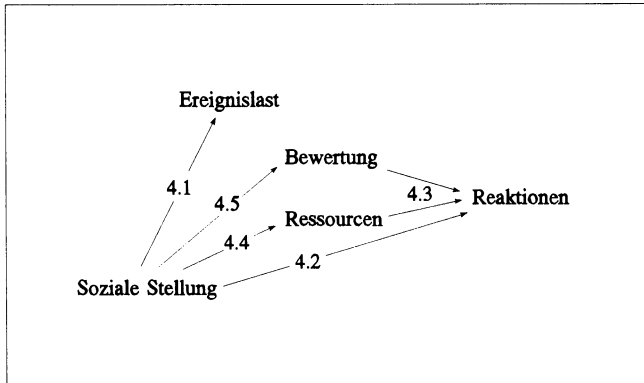
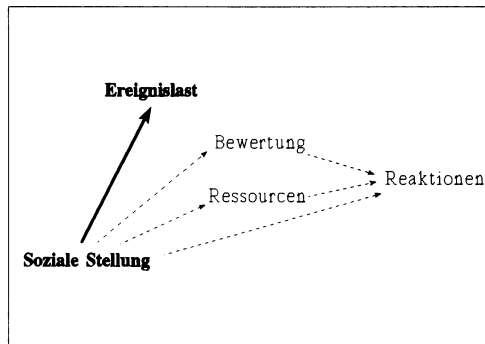


Abbildung 4.1: Analyseplan Kapitel 4

Ziel des Kapitels 4 ist es, mit den im vorangegangenen Kapitel beschriebenen Daten zu fünf Alltagssituationen Aussagen zu prüfen, die sich aus dem zu Ende des Kapitels 2 vorgestellten Modell der sozialen Einbettung der Belastungsverarbeitung ableiten. Die folgenden Unterpunkte der Gliederung befassen sich jeweils mit Ausschnitten des Modells, die in Abschnitt 2.6.3 eingeführt worden sind (siehe dazu auch Abbildung 4.1): die Effekte der sozialen Stellung auf die Ereignislast (Abschnitt 4.1), die Reaktionen (4.2), die Verarbeitungsressourcen (4.4) und die kognitive Situationsbewertung (4.5); die Effekte der kognitiven Bewertung und der Ressourcen auf die Reaktionen entsprechend dem Transaktionsansatz (4.3) sowie eine Kombination des Transaktionsansatzes mit Merkmalen der sozialen Stellung als erklärenden Variablen (4.6). Die Logik der Beziehungen zwischen Variablenebenen ist in Kapitel 2 schon erläutert worden; hier geht es nun darum, jeweils testbare Hypothesen über Zusammenhänge zwischen Einzelvariablen aufzustellen und zu begründen. Zur Erinnerung an den übergeordneten Kontext haben wir jedem Abschnitt eine Abbildung des Gesamtmodells vorangestellt, in dem der aktuell zur Untersuchung anstehende Ausschnitt durch Fettdruck hervorgehoben ist. Die einzelnen Abschnitte enthalten dann immer einen deskriptiven Überblick, der zu

einer ersten Orientierung die Mittelwerte der Kriteriumsvariablen im Vergleich zwischen Situationen erörtert, und einen regressionsanalytischen Teil, der den Einfluß unterschiedlicher theoretisch bestimmter Prädiktoren prüft.

Da in den Regressionen keine gemeinsame Behandlung der Haupt- und Zusatzstichprobe möglich ist, die Aufschlüsse über besondere Effekte des Sozialhilfebezugs geben könnte, nutzen wir in den deskriptiven Passagen zumeist die Gelegenheit zum Mittelwertvergleich zwischen den Sozialhilfebeziehern und dem Bevölkerungsquerschnitt. Wegen unbekannter Selektionseffekte ist die Nutzung der Sozialhilfebezieher-Daten nur unter gewissen Vorbehalten möglich. Daher werden die Analyseergebnisse im Anschluß an die deskriptiven Übersichten alleine für die Hauptstichprobe ausführlich interpretiert. Falls nichts anderes vermerkt ist, beziehen sich deshalb Werte und Tabellen immer auf die Hauptstichprobe.



4.1 Soziale Stellung und Ereignislast

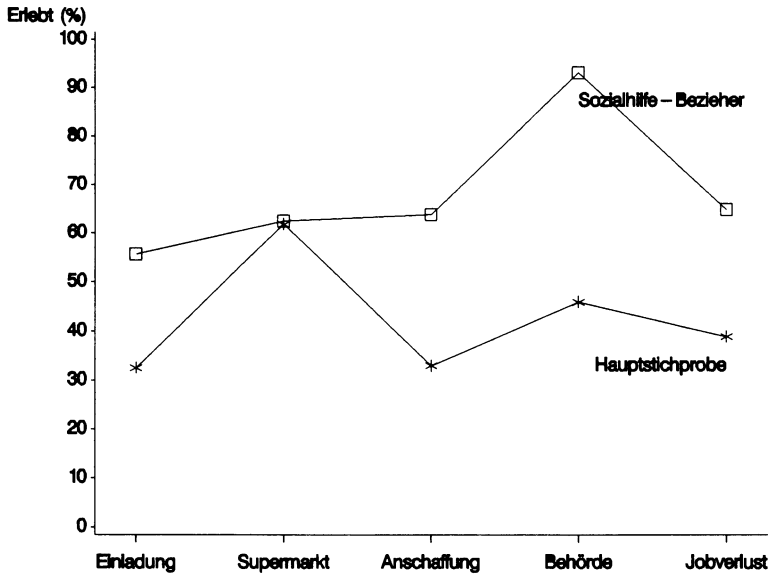
Das Thema dieses Abschnitts sind Unterschiede in der Expositionserfahrung sozialstrukturell definierter Gruppen: Ist die Wahrscheinlichkeit, belastende Ereignisse zu erleben, von der Zugehörigkeit zu einer gesellschaftlichen Schicht, zu einem Geschlecht oder zu einer Altersgruppe abhängig? Vor einer detaillierten Betrachtung dieser Frage soll aber ein erster deskriptiver Überblick darüber Aufschluß geben, inwiefern die Probanden die beschriebenen fünf Situationen erlebt haben. Am Anteil der Personen, die eine Situation aus eigener Erfahrung kennen, läßt sich zum einen abschätzen, ob unsere Auswahl auf realitätsnahe Probleme gefallen ist und die Probanden nicht Angaben zu fiktiven Situationen machen mußten, und zum anderen dient der Vergleich zwischen Hauptstichprobe und Sozialhilfeempfängern als Einstieg in die eigentliche Diskussion, in der u. a. geklärt werden soll, inwiefern Armut mit einem erhöhten Expositionsrisiko verbunden ist. Es wird dabei zunächst vom Verhalten unter Belastung abgesehen.

4.1.1 Überblick: Erfahrungen mit fünf Situationen²⁶

Abbildung 4.2 zeigt, welcher prozentuale Anteil der Populationen die fünf Situationen bereits erlebt hat.²⁷ Er beträgt in der Hauptstichprobe jeweils zwischen einem Drittel und der Hälfte. Lediglich einen Konflikt im Supermarkt haben 60% der Befragten dieser Population bereits erfahren. Sie unterscheiden sich hierin nicht von Sozialhilfebeziehern. Es fällt jedoch auf, daß die Befragten der Sozialhilfestichprobe viel häufiger angaben, die anderen Situationen aus eigener Erfahrung zu kennen (Anteile von 55.8% bis 94.3%). Erwartungsgemäß hat

²⁶ Teile der deskriptiven Situationsübersichten in den Abschnitten 4.1.1 und 4.2.1 wurden den Beiträgen des Autors zu Andreß et al. (1996, Kapitel 7) entnommen.

²⁷ Aus Gründen der Übersichtlichkeit wurden die diskreten Mittelwerte in dieser und den folgenden Abbildungen zu Polygonzügen verbunden.



Datenbasis: Umfrage »Alltag in Deutschland« 1994, gewichtete Berechnung

Abbildung 4.2: Die Erfahrung mit fünf Alltagssituationen

der weitaus größte Teil von ihnen (94.3%) bereits ein Amt besucht. Es ist darauf hinzuweisen, daß ein Behördengang bei Sozialhilfeempfängern vermutlich meist einen Gang zum Sozialamt bedeutet, während in der Hauptstichprobe eher an andere Behörden gedacht wird. Dazu liegen jedoch aus der Umfrage keine Zusatzinformationen vor. Es gibt zwei plausible Gründe dafür, daß nicht restlos alle Personen aus der Sozialhilfeempfänger-Zusatzstichprobe ein Amt besucht haben: 1. Persönliche Behördenvorsprachen, die notwendige Voraussetzung des Leistungsbezugs sind, können von anderen Haushaltsangehörigen als den Probanden erledigt worden sein. 2. Manche Sozialhilfebezieher verschweigen vielleicht auch aus Scham ihre Behördenkontakte. Mögliche Gründe der in der Hauptstichprobe geringer verbreiteten Erfahrung liegen auf der Hand. Faktische Umstände bewahren sie vor der Notwendigkeit, Sozialleistungen zu beantragen, oder vor realer Bedrohung durch Arbeitslosigkeit. Möglicherweise haben die Befragten der Hauptstichprobe aber auch deshalb nicht angegeben, eine Situation erlebt zu haben, weil in der Schilderung (siehe Tab. 3.2) der Aspekt der wirtschaftlichen Zuspitzung erwähnt wurde und sie zwar die Situation als solche, nicht jedoch darin einen finanziellen Engpaß erlebt haben. Für die Interpretation dürfte diese Frage jedoch unwichtig sein. Insofern das Verständnis der Frage zwischen bloßer Exposition und subjektiver Belastungserfahrung schwankt, laufen die Unterschiede der gewonnenen Erkenntnisse

lediglich auf die Differenz zwischen der Abwendung des Problems im Vorfeld und seiner Bewältigung hinaus. In der Hauptstichprobe beträgt die Verbreitung der Bedrohungserfahrung durch Arbeitslosigkeit fast 40%. Sie ist im Mittel beider Stichproben häufiger widerfahren als die Notwendigkeit einer Anschaffung, für die die Rücklagen nicht reichen. Insgesamt läßt sich festhalten, daß die geschilderten Auseinandersetzungen von großen Teilen der beiden Teilstichproben erlebt wurden und zumindest nicht wirklichkeitsfremd sind.

4.1.2 Modellformulierung

Eine Bestandsaufnahme des Forschungsstands (siehe Abschnitt 2.5) hat Hinweise auf eine erhöhte Ereignislast, d. h. eine verstärkte Betroffenheit von belastenden Lebensereignissen, in den unteren sozialen Schichten ergeben. Die Befunde waren jedoch nicht in jeder Hinsicht überzeugend. Es erscheint daher sinnvoll und notwendig, die Analysen mit dem vorliegenden Datensatz zu replizieren. Vorweg sei auf wichtige Unterschiede in den vorhandenen Daten hingewiesen. In den zitierten Untersuchungen wird Material analysiert, das in den sechziger und siebziger Jahren in den USA erhoben wurde. Grundsätzliche Überlegungen über die Natur der infolge geschichtlicher Veränderungen und struktureller Unterschiede zwischen den Systemen der sozialen Sicherung zu erwartenden Differenzen auf der Ebene der realen Belastungen können an dieser Stelle nicht angestellt werden, obwohl offensichtlich ist, daß beispielsweise die Bedrohung durch Arbeitslosigkeit kaum vergleichbar ist. Wichtiger erscheint die Tatsache, daß sich frühere Untersuchungen mit dem Eintreten gravierender Lebensereignisse befaßt haben, während sich die vorliegende Studie ja mit Alltagsproblemen (*daily* oder auch *minor hassles*) beschäftigt, deren Belastungspotential sich in einem kleineren Rahmen bewegt. Nichtsdestoweniger sollten etwaige Effekte aber ähnliche Schlußfolgerungen erlauben. Bei aller inhaltlichen Ambivalenz, die unsere fünf Situationen besitzen sollten, darf nicht übersehen werden, daß sie stets um eine primär ökonomische Zuspitzung kreisen, während dieser Aspekt in der Ereigniskatalogen der zitierten Untersuchungen nicht durchgängig enthalten war. Sie bestanden auch aus manchen nur emotional bedeutsamen Ereignissen (z. B. dem Tod eines Nachbarn). Es handelt sich hier also strenggenommen nicht um eine Replikation, sondern um eine ähnlich gelagerte Analyse.

Modell 1. Die zitierten Publikationen basieren im wesentlichen auf Regressionen der Betroffenheit von unerwünschten Ereignissen auf die klassischen drei Komponenten der vertikalen Schichtung, die dort als sozioökonomischer Status (*socio-economic status*, SES) bezeichnet werden: Einkommen, Schulbildung und berufliche Position. Grob gesprochen zeichnete sich die Tendenz zu erhöhtem Expositionsrisiko in den unteren Statuslagen ab, wobei Effekte besonders bei Ereignissen mit finanziellem Inhalt, z. B. bei Einkommensverlusten, zu verzeichnen waren. Die Differenzierung nach dem Inhalt der Ereignisse ist aber, wie wir argumentiert haben, wegen der Ambivalenz ihrer Folgen oft nicht sinnvoll; im übrigen geht

es in den fünf Alltagssituationen stets in irgendeiner Form um Geld. Sowohl das Einkommen als auch die berufliche Bildung waren Variablen, deren dämpfende Effekte auf das Expositionsrisiko je nach Untersuchung nachgewiesen wurden. Ein Unterschied der Geschlechter, sprich eine höhere Belastung der Frauen, erwies sich in einer Studie. Die dritte Komponente des sozialen Status, nämlich die berufliche Position, wurde nur in einer Analyse (McLeod/Kessler 1990) berücksichtigt, und wirkt sich offenbar weniger stark aus. Da uns keine Daten zur beruflichen Position (zum ausgeübten Beruf) zur Verfügung stehen, hätten wir sie ohnehin nicht in unser Modell einbeziehen können. Die genannten Variablen sollen den Kern des ersten Modells bilden, das primär Stauseinflüsse testet. Wir sprechen auch von einem »klassischen« SES-Modell. Angesichts der beschriebenen Situationsinhalte müssen ferner in die Analysen einige Kontrollvariablen zugeschaltet werden. Da die Auseinandersetzung im Supermarkt Kinder im Haushalt voraussetzt, wurde eine Dummyvariable gebildet, die die Information enthält, daß Kinder unter 14 Jahren zum Haushalt der befragten Person gehören. Das Alter wird einbezogen, weil mit ihm das Risiko steigt, jegliches Problem irgendwann einmal erlebt zu haben. Alter geht als metrische Variable ein. Zur besseren intersituativen Vergleichbarkeit der Analysen lassen wir die Kontrollvariablen in alle Situationsmodelle eingehen.

Modell 2. Im zweiten Modell soll der Ansatz einen Schritt weiter gehen und auch andere Merkmale mit möglichem Einfluß einbeziehen, nämlich die, die wir als Ressourcen der Belastungsverarbeitung kennengelernt haben. Die Begründung hierfür ist in etwa die gleiche, die wir bei der Erklärung des Bewältigungsverhaltens jeweils anführen, da wir, wie gesagt, annehmen, daß Faktoren, die zur erfolgreichen Auseinandersetzung mit einem akuten Problem beitragen, auch bewirken können, daß ein solches Problem nicht erst manifest wird. Wir sprechen daher auch von einem erweiterten Modell. Es kann die erfolgreichste Form der Bewältigung sein, dafür Sorge zu tragen, daß man gar nicht in eine belastende Situation gerät. Insofern die Vermutung berechtigt ist, daß eine internale psychologische Kontroll-disposition aktiv problemlösendes Verhalten begünstigt, liegt erstens die Annahme nahe, daß sie in die Lage versetzt, problematische Entwicklungen im Vorfeld einer Zuspitzung zu einer belastenden Situation zu beeinflussen, so daß internal Kontrollierte belastende Situationen eher weniger häufig erlebt haben müßten. In ähnlicher Weise sollte zweitens soziale Unterstützung helfen, belastende Ereignisse abzuwenden. Deprivationsarmut ist neben Einkommensarmut ein Indikator einer materiell benachteiligten Lage und hat sich in früheren Analysen (Andreß et al. 1996, Kapitel 7) als wichtiges Korrelat des Verhaltens erwiesen. Da jedoch schwer nachzuvollziehen ist, warum von ihr eine ursächliche Wirkung ausgehen sollte, geht dieses Merkmal nur als Kontrollvariable ein.

Die folgenden Modelle ermitteln für jede Situation getrennt den Einfluß der aufgezählten Prädiktoren. Zielvariable ist jeweils die Frage, ob eine Situation erlebt wurde oder nicht. Wenn die Angabe zur Ereigniserfahrung fehlte, wurde sie so behandelt, als habe der Proband

die Situation nicht erlebt, weil wir davon ausgehen, daß die Anweisung zum Beantworten der Frage dahingehend mißverstanden wurde, daß nur Situationen anzugeben seien, die erlebt wurden. Weil es sich dabei um dichotome Kriterien handelt, verwenden wir logistische Regressionsmodelle. Als ergänzendes bzw. zusammenfassendes Maß betrachten wir außerdem die Zahl der Situationen, die jemand erlebt hat (0-5 Situationen). Da wir sie als metrische Größe betrachten, wird sie in einfachen multivariaten OLS-Regression analysiert. Sie wird allerdings mit Vorsicht zu behandeln sein, weil sie erstens die Häufigkeit der Problemexposition ignoriert und zweitens eine Gleichgewichtung des Problemgehalts der fünf Situationen impliziert, die sich eigentlich kaum begründen läßt. Grundsätzlich sei auch daran erinnert, daß die Auswahl der Situationen in dem Sinn willkürlich erfolgte, daß sie das Kriterium der inhaltlichen Polyvalenz erfüllen mußten. Daher kann die Anzahl der Expositionen nur einen Ausschnitt der Problemlast abbilden, die Menschen zu tragen haben.

4.1.3 Ergebnisse

Modell 1. Tabelle 4.1 enthält die Ergebnisse des ersten Regressionsmodells für situative Exposition und Anzahl erlebter Situationen. Es werden standardisierte Koeffizienten der logistischen (für Einzelsituationen, Spalten 1-5) bzw. OLS-Regression (für die Zahl der Situationen, Spalte 6) angegeben. In dieser wie in allen folgenden Tabellen soll aus Platzgründen auf eine Verbalisierung der getesteten Hypothesen verzichtet und statt dessen nur die betreffende Variable aufgeführt werden. Die Bedeutung ergibt sich jeweils aus dem Zusammenhang, etwa die Hypothese: Je höher das gewichtete Haushaltseinkommen, desto geringer das Risiko, einer Situation ausgesetzt gewesen zu sein. Das Ergebnis ist direkt abzulesen. Ein positiver Koeffizient steht hier beispielsweise für eine Erhöhung der Wahrscheinlichkeit des Erlebens einer Situation (bzw. der Anzahl erlebter Situationen) durch ein Merkmal. Sozialhilfeempfänger haben im Durchschnitt 3.43 Situationen erlebt, weitaus mehr als die Probanden in der Hauptstichprobe mit nur 2.11 Situationen²⁸. Damit ist die Tendenz angezeigt, die sich auch im Einfluß des Einkommens spiegelt: Je höher das Einkommen, desto geringer das Risiko, daß den Probanden eine Belastungssituation widerfährt (standardisierter Koeffizient in der Hauptstichprobe außer im Supermarkt von -0.11 bis -0.40), was sich auch in einer geringeren Zahl erlebter Situationen niederschlägt (beta=-0.27). Finanziell Bessergestellte haben alle Auseinandersetzungen weniger häufig erfahren, und die Einkommenseffekte sind in der Hauptstichprobe mehrheitlich signifikant. In die gleiche Richtung zeigen die Effekte hoher beruflicher Qualifikation (akademische und Meisterabschlüsse, beta -0.01 bis -0.10), die aber bis auf eine Ausnahme dem statistischen

²⁸ Die Mittelwerte sind im t-Test bei $\alpha=1\%$ signifikant verschieden.

Signifikanzkriterium (5%-Fehlerwahrscheinlichkeit) nicht genügen.²⁹

Tabelle 4.1: Klassisches SES-Modell der Ereignislast

	(1) Einladung	(2) Super- markt	(3) Anschaf- fung	(4) Behörde	(5) Jobverlust	(6) Anzahl Sit- uationen
Erlebt ^a	216	377	215	318	268	∅ 2.11
Anteil ^b	32.6%	60.7%	32.5%	46.5%	38.9%	
beta						
Äq.-Einkommen ^c	-0.25*	-0.02	-0.11*	-0.40*	-0.27*	-0.27*
Hohe Qualifik.	-0.01	-0.08	-0.10*	-0.05	0.04	-0.06
Mann	0.03	-0.05	-0.02	-0.00	-0.07	-0.04
Alter	-0.18*	0.29*	-0.12*	-0.17*	0.05	-0.03
Kinder	-0.10	0.59*	0.01	-0.08	0.01	0.12*
L ²	33.499	125.369	21.356	76.440	34.769	
df	5	5	5	5	5	
p	0.0001	0.0001	0.0007	0.0001	0.0001	
R ^d	0.04	0.13	0.02	0.08	0.04	R ² =13%*
N	669	669	669	669	669	669

Datenbasis: Umfrage »Alltag in Deutschland« 1994, Hauptstichprobe, gewichtete Berechnung

Anmerkungen: Wegen fehlender Werte weichen Anteile und Fallzahlen der Gruppen mit Ereigniserfahrung von den Angaben in Anhang A ab. Fehlende Angaben zur Ereigniserfahrung wurden behandelt wie »nicht erlebt«.

* signifikant bei $\alpha=5\%$

^a ungewichtete Fallzahl der Probanden mit Expositionserfahrung

^b gewichteter Anteil der Probanden mit Expositionserfahrung

^c Es sei daran erinnert, daß Einkommen hier und in allen folgenden Tabellen das Äquivalenzeinkommen oder bedarfsgewichtete Pro-Kopf-Einkommen bedeutet (siehe Abschnitt 3.2.2).

^d Das Pseudo-R² wurde mit McFaddens Formel berechnet als $R^2 = 1 - (l_1/l_0)$ (Andreß/Hagenaars/Kühnel 1997), wobei l_1 das logarithmierte Likelihood des Modells mit und l_0 der entsprechende Wert ohne Kovariaten ist.

Das Geschlecht besitzt keinen nennenswerten Einfluß auf das Expositionsrisiko (Koeffizienten in der Hauptstichprobe -0.07 bis 0.03). Bei Kontrolle der anderen Variablen weisen Frauen also keine Erfahrungsunterschiede zu Männern auf. Das Alter strukturiert die Erfahrung insofern, als mit steigendem Lebensalter zumindest drei Situationen (Einladung: -0.18, Anschaffung: -0.12, Behörde: -0.17) seltener auftreten. Wir interpretieren das vorsichtig als Indiz für eine Stabilisierung der Lebensverhältnisse mit dem Alter. Entweder haben

²⁹ Interessanterweise geben hochqualifizierte Sozialhilfeempfänger (freilich nicht signifikant) häufiger an, von Arbeitslosigkeit bedroht gewesen zu sein. Vermutlich liegt das daran, daß Arbeitslosigkeit ihre Hauptursache für den Bezug von Sozialhilfe ist, während Niedrigqualifizierte die Leistung wegen geringen Erwerbseinkommens, als Alleinerziehende oder aus sonstigen Gründen erhalten. Es zeigt sich, daß die Wirkungszusammenhänge in den beiden Teilstichproben wohl sehr verschieden sind.

sich die für Anschaffungen bedeutsamen finanziellen Verhältnisse stabilisiert, oder die Ansprüche reichen bei älteren Personen nicht über die Möglichkeiten hinaus; Behördengänge zum Sozialleistungsbezug sind infolge einer abgesicherten wirtschaftlichen Lage weniger oft nötig; schließlich engt sich auch der Bekanntenkreis ein, er fluktuiert weniger und die Geselligkeit findet in den eigenen vier Wänden statt, weshalb eine kostspielige Einladung unwahrscheinlicher wird. Daß mit dem Alter ein Konflikt an der Supermarktkasse häufiger erlebt wurde (0.29), wundert zunächst, da das Vorhandensein von Kindern im Haushalt ja kontrolliert wird. Diese Variable bezieht sich allerdings nur auf Kinder, die zum Befragungszeitpunkt im Haushalt leben, und es ist anzunehmen, daß die älteren Befragten Erlebnisse angeben, die sie mit inzwischen nicht mehr im Haushalt lebenden Kindern hatten. Der starke Kindereffekt im Zusammenhang mit dem Supermarkt (0.59) ist trivial. Daß er auch auf die Anzahl erlebter Situationen signifikant ist (0.12), liegt nur an dieser einen Situation. Da es sich um standardisierte Koeffizienten handelt, sind die Einflüsse der verschiedenen Merkmale innerhalb der Situationsmodelle vergleichbar. Abgesehen vom Supermarktkonflikt gilt, daß Statuskomponenten, vor allem das Einkommen, größere Effekte besitzen als die askriptiven demographischen Merkmale Geschlecht, Alter und Kinder im Haushalt.

Modell 2. Modell 2 unterscheidet sich von Modell 1 durch die Berücksichtigung der Ressourcen Kontrolle und soziale Unterstützung sowie der Deprivationsarmut (siehe Tabelle 4.2). Zunächst zum letztgenannten Merkmal: Trotz meßtechnischer Unterschiede soll Deprivationsarmut ein ähnliches Konstrukt wie Einkommensarmut messen, nämlich materielle Schlechterstellung. Die Besonderheit der Deprivationsarmut liegt vor allem in der Überlegung, daß Armut sich auch im finanziell bedingten Fehlen langlebiger Konsumgüter und anderer Indikatoren des Lebensstandards, d. h. in einem eingeschränkten Verwendungsergebnis des Einkommens, ausdrückt, während Einkommensarmut das Konsumpotential mißt. Wegen der intendierten Ähnlichkeit und wegen des Konstruktionsverfahrens der Deprivationsarmut (Abschnitt 3.2.2), die ja zu einem geringen Grad auch durch Einkommensarmut hervorgerufen wird, sollte es nicht wundern, wenn sich ein Teil des Einkommenseffekts bei Kontrolle der Deprivationsarmut verliert. Dem ist tatsächlich so, doch nicht in dem Ausmaß, daß der Einkommenseffekt verschwindet. Im Gegenteil: Einkommens- und Deprivationsarmut behalten zumeist je für sich einen signifikanten Effekt; in drei der vier Situationen, für die im einfachen Statusmodell ein signifikanter Einkommenseffekt berechnet wurde, besteht er auch neben dem der Deprivationsarmut (Einladung: -0.15, Behörde -0.32, Jobverlust: -0.19). Deprivationsarme sind in vier von fünf Situationen einem höheren Expositionsrisiko ausgesetzt als Nicht-Deprivationsarme (Koeffizienten hier 0.14 bis 0.23). Darin ist auch ein erneuter Beleg für die Konstruktvalidität der Deprivationsvariablen zu sehen.

Kontrolle und soziale Unterstützung zeigen nicht die erwarteten Schutzwirkungen gegen die Belastungskonfrontation, jedenfalls nicht mit der erwarteten Deutlichkeit. Die Kontrolle scheint lediglich in der Lage zu sein, eine kostspielige Einladung abzuwenden (-0.14), ansonsten lassen sich keine signifikanten Einflüsse nachweisen (-0.05 bis 0.05). Einige andere

Tabelle 4.2: Erweitertes Modell der Ereignislast

	(1)	(2)	(3)	(4)	(5)	(6)	
	Einla- dung	Super- markt	Anschaft- fung	Behörde	Jobver- lust	Anzahl Situatio- nen	
Erlebt ¹	207	360	204	303	255	Ø 2.11	
Anteil ²	33.0%	60.4%	32.2%	46.5%	39.0%		
beta	Äq.-Einkom- men ⁴	-0.15* 0.14*	0.01 -0.02	-0.03 0.17*	-0.32* 0.23*	-0.19* 0.15*	-0.19* 0.20*
	Depr.-Armut	0.03	-0.11*	-0.07	-0.04	0.07	-0.03
	Hohe Qualifik.	0.03	-0.07	-0.02	-0.00	-0.08	-0.04
	Mann	-0.19*	0.31*	-0.12*	-0.18*	0.04	-0.04
	Alter	-0.14*	-0.01	-0.05	0.05	0.01	-0.04
	Kontrolle	0.09	-0.00	0.09	0.04	-0.05	0.04
	Soz. Unterst. Kinder	-0.10	0.62*	-0.00	-0.07	0.01	0.12*
L ²	48.946	128.786	32.100	88.450	40.322		
df	8	8	8	8	8		
p	0.0001	0.0001	0.0001	0.0001	0.0001		
R'	0.06	0.14	0.04	0.09	0.04	R ² =- 15%*	
N	637	637	637	637	637	637	

Datenbasis: Umfrage »Alltag in Deutschland« 1994, Hauptstichprobe, gewichtete Berechnung

Anmerkungen: siehe Tabelle 4.1.

Die Abweichungen zwischen Tabelle 4.1 und Tabelle 4.2 in den Angaben zur Zahl und zum Anteil der Personen mit Ereigniserfahrung ist bedingt durch einen unterschiedlichen Bestand fehlender Angaben, der sich jeweils im reduzierten Stichprobenumfang (Zeile »N«, vgl. mit Anhang A) ablesen läßt.

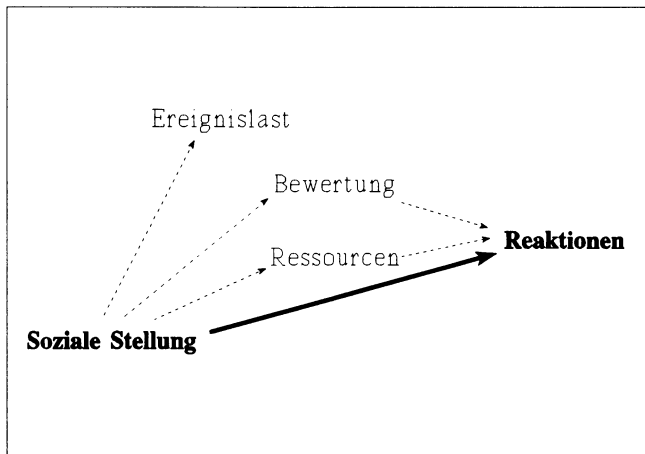
Koeffizienten (z. B. für die Anschaffung) ließen sich dem Vorzeichen nach sinnvoll interpretieren, sind aber dem Betrag nach zu schwach.

Für die Wirkung erhaltener sozialer Unterstützung bleiben stichhaltige Belege auf der ganzen Linie aus (Koeffizienten 0.0 bis 0.09, keiner davon signifikant bei $\alpha=5\%$). Man kann nur darüber spekulieren, warum das so ist. In Kapitel 2 sind wir darauf gestoßen, daß sich auf die *Bewältigung* eines Problems eher wahrgenommene als erhaltene Unterstützung auswirkt, da es sich bei dieser um eine Einstellung handelt. Dies könnte in gleicher Weise für das Präventionsverhalten gültig sein. Möglicherweise zeigt sich der Nutzen sozialer

Unterstützung aber auch erst, wenn ein konkreter Bedarf besteht, d. h. wenn ein Ereignis bereits eingetreten ist. Im Vorfeld der Belastung bzw. dann, wenn sich eine solche noch gar nicht abzeichnet, müßte ein Effekt deshalb nicht unbedingt vorhanden sein. Eine letzte Erklärung könnte in zeitlichen Schwankungen der sozialen Unterstützung zu finden sein. Erhoben wurde unlängst erhaltene Unterstützung (4-Wochen-Frist), während der für Ereignisexpositionen in Betracht kommende Zeitraum völlig unbestimmt ist und weit zurückreichen kann. Veränderungen zwischen der Unterstützung im ersten, vorgegebenen und im zweiten, imaginären Zeitraum sind anzunehmen.

Mit einem Blick auf die Anzahl erlebter Situationen lassen sich die Ergebnisse recht gut zusammenfassen. Es sei daran erinnert, daß alle Aussagen unter dem Vorbehalt stehen, daß die zugrundeliegende Ereignisauswahl nicht notwendigerweise repräsentativ für Belastungsquellen in allen Lebensbereichen ist, weil sie nach dem Kriterium ökonomisch-sozial-psychischer Polyvalenz getroffen wurde. Sozialhilfebezieher erfahren eine beträchtlich höhere Ereignislast als der Bevölkerungsquerschnitt. Wieviele Belastungssituationen jemand erlebt hat, hängt in beiden Substichproben stark mit vorliegender Deprivationsarmut zusammen. Wer deprivationsarm ist, d. h. unter einem Wohlfahrtsdefizit leidet, hat auch ein gesteigertes Risiko, in ein streßauslösendes Ereignis verwickelt zu werden. Das Risiko fällt dagegen in fast gleichem Maß mit steigendem Einkommen. Ein Alterseffekt geht bei summarischer Betrachtung verloren; tatsächlich treffen dabei für bestimmte Typen von Auseinandersetzungen steigende und sinkende Risiken zusammen. Das Geschlecht ist für die Ereignislast irrelevant. Statusmerkmale, oder genauer, wenn wir nämlich die Befunde für Deprivationsarmut einbeziehen, materielle Aspekte der Lebenslage stehen von den geprüften Variablen im engsten Zusammenhang mit dem Risiko, in eine belastende Situation verwickelt zu werden. Doch gerade das Beispiel des Supermarkt-Konflikts zeigt, daß die materiellen Aspekte des Status nicht immer von Bedeutung sind, da weder mit sinkendem Einkommen noch mit steigender Deprivation die Erfahrung der Supermarkt-Auseinandersetzung steigt. Entgegen unserer Erwartungen belegen die Daten schließlich nicht, daß die Persönlichkeitsressource Kontrolle und die soziale Ressource erhaltene Unterstützung davor bewahren, in belastende Situationen zu geraten.³⁰

³⁰ Nur mit einigen kurzen Bemerkungen kann auf Besonderheiten in der Sozialhilfebezieher-Stichprobe eingegangen werden. Einkommenseffekte sind erwartungsgemäß nicht zu verzeichnen (siehe die Erörterung in Abschnitt 3.1.3; Koeffizienten hier -0.06 bis 0.11, alle nicht signifikant). Deprivationsarmut geht aber teilweise auch mit Belastungserfahrungen einher. Kinder im Haushalt entpuppen sich als der Faktor, der bei Sozialhilfeempfängern am nachhaltigsten zur Konfrontation mit Streßauslösern führt (0.09 bis 0.64). Es bleibt ungeklärt, warum diese Tendenz in ausnahmslos allen Situationen auftritt (zweimal unterhalb der statistischen Signifikanz). Vielleicht kommt es zu einer Einladung häufiger, weil Kinder Verbindungen zu Gleichaltrigen aufbauen, die Kontakte der Eltern untereinander zur Folge haben. Mit den gewählten Prädiktoren läßt sich nicht signifikant besser als mit einem Zufallsmodell erklären, ob Sozialhilfeempfänger vor der Aufgabe gestanden haben oder nicht, eine größere Anschaffung für den Haushalt zu bestreiten (Modellfit ist nicht signifikant von einem Zufallsmodell verschieden). Dieses Ergebnis ist hochgradig plausibel, da wesentliche Anschaffungen wie die in der Schilderung erwähnte Waschmaschine als einmalige



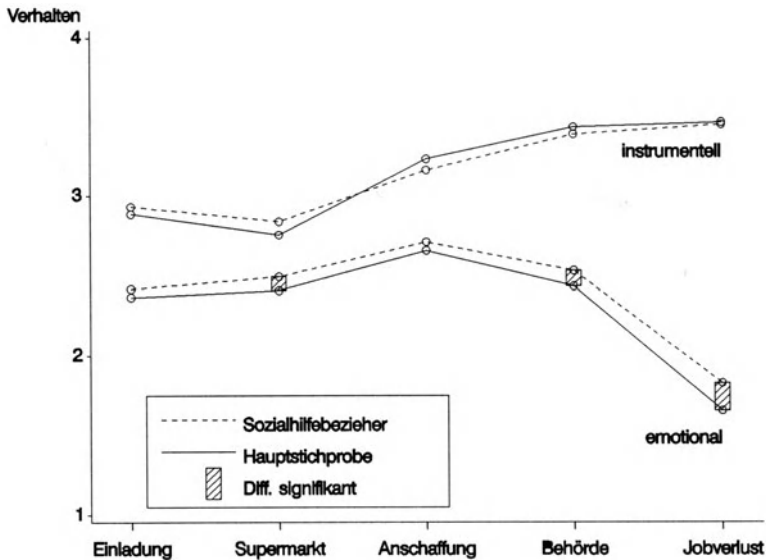
4.2 Verarbeitungsreaktionen im Sozialstrukturmodell

Der Einfluß der sozialen Stellung auf das Verhalten unter Belastung soll uns nun beschäftigen. Es sind die in den Abschnitten 2.3.1 und 2.3.2 entwickelten Vermutungen, die im folgenden zu einem Analysemodell verarbeitet werden. Wie bereits angekündigt, sieht eine der Erklärungsvarianten von der Möglichkeit ab, Situationskognitionen als intervenierende Variablen könnten sozialstrukturbezogene Reaktionsdifferenziale erklären. Es interessiert einstweilen nur der Effekt, der nicht um den Einfluß kognitiver Faktoren bereinigt ist (siehe aber Abschnitt 4.6 für ein entsprechendes Modell). Doch zuvor soll die erstmalige Betrachtung der Reaktionen genutzt werden, um einen allgemeinen Überblick der problem- und emotionsorientierten Tendenzen zu vermitteln. Das Hauptaugenmerk liegt in diesem Abschnitt auf dem Verhalten im engeren Sinn; ein Blick zur Seite wird dabei auch die emotionale Belastungserfahrung streifen, deren Zustandekommen wir auf ähnliche Weise erklären wollen wie das des Verhaltens.

4.2.1 Überblick: Verhalten und Besorgnis

Wie verhalten sich die befragten Personen in den geschilderten Situationen, d. h. wann wird eher problemorientiert und wann eher emotionsorientiert reagiert? Abbildung 4.3 enthält die Stichprobenmittelwerte der problemorientierten und emotionsorientierten Verhaltenssummen. Wie die einzelnen Reaktionsitems bewegen sich die Werte der Summen im Bereich von 1 für

Leistungen der Sozialhilfe zusätzlich zu laufenden Regelsatz-Zahlungen gewährt werden und das Wirtschaftsbudget nicht belasten. Eine zufällige Verteilung des Zielmerkmals ist insofern auch zu erwarten.



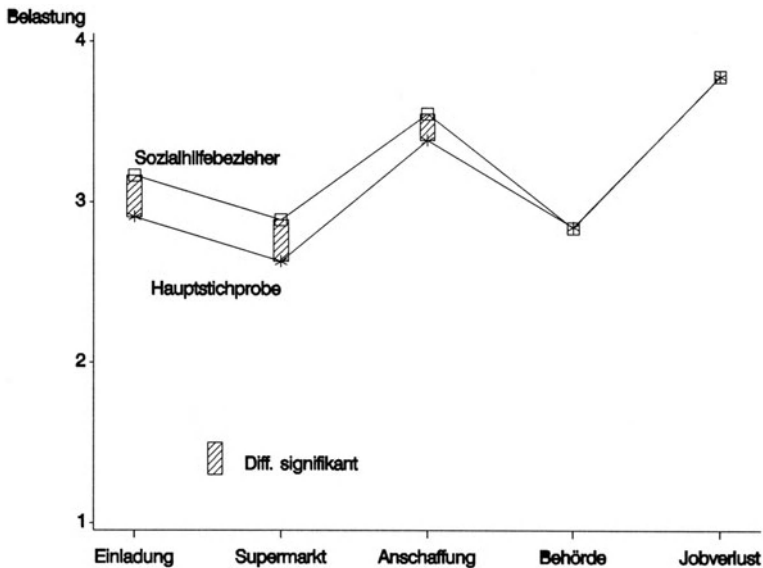
Datenbasis: Umfrage »Alltag in Deutschland« 1994, gewichtete Berechnung

Abbildung 4.3: Instrumentelles und emotionales Verhalten nach Substichproben

die schwächste Ausprägung bis 4 für die stärkste Ausprägung. Die über alle Situationen deutlich stärkere Neigung zu instrumentellen als zu emotionalen Reaktionen muß mit Vorsicht interpretiert werden. Die eher anderslautenden Erkenntnisse aus narrativen Interviews (Salentin 1994b) legen die Vermutung nahe, daß hier neben einer Neigung zu realem Verhalten ein Suggestionseffekt des Erhebungsinstruments zum Tragen kommt, das plausibel klingende und naheliegende Items einsetzt. Wurden nämlich bei mündlichen Haushaltsbefragungen zu vergleichbaren Themenkomplexen Interviewpartner zum Erzählen aufgefordert, berichteten sie spontan weitaus weniger zweckorientiertes Verhalten, als es die Mittelwerte hier annehmen lassen. Sozialhilfeempfänger verhalten sich den Daten zufolge nur geringfügig, teilweise jedoch signifikant emotionaler als andere Befragte und handeln insgesamt im gleichen Umfang instrumentell.³¹ Unterschiede zwischen Situationen ergeben sich zum einen aus einer Variation der Stärke des Verhaltens insgesamt bei konstantem Abstand zwischen instrumentellem und emotionalem Verhalten. So resultiert aus der Konfrontation mit einer Anschaffung sowohl mehr instrumentelles (\emptyset Hauptstichprobe 3.23) als auch mehr emotio-

³¹ Im t-Test auf dem 5%-Niveau signifikante Mittelwertunterschiede sind in den Abbildungen des Abschnitts 4.2 durch schraffierte Balken gekennzeichnet.

nales (\emptyset Hauptstichprobe 2.65) Verhalten als aus derjenigen mit Einladung (2.88 bzw. 2.36) und Supermarkt (2.75 bzw. 2.40). Die Situationen sind also in unterschiedlichem Maß reaktionsträchtig. Zum anderen zeichnen sich der Behördengang und noch stärker die drohende Arbeitslosigkeit dadurch aus, daß die Spanne zwischen den Verhaltensdimensionen anwächst. Der Jobverlust führt eindeutig zu instrumentellem Verhalten, das nicht durch emotionales Verhalten aufgewogen wird. Wenn Tabelle 3.6 (Korrelation der beiden Verhaltenssummen) noch den Schluß zuließ, daß ein Teil der Population auf drohende Arbeitslosigkeit problemorientiert (und nicht emotionsorientiert) und ein anderer Teil emotionsorientiert (und nicht problemorientiert) reagiert, geht aus Abbildung 4.3 hervor, daß die erste Möglichkeit eindeutig vorherrscht.



Datenbasis: Umfrage »Alltag in Deutschland« 1994, gewichtete Berechnung

Abbildung 4.4: Belastung durch Situationen

Weisen die dargestellten Situationen einen für die Reaktionserfassung notwendigen Belastungswert auf, d. h. fühlen sich die Betroffenen bedroht oder besorgt? Das gemessene Verhalten soll Indikator für Belastungsreaktionen im Alltag sein. Daher müssen Situationskontexte nicht nur einen hohen Erlebtheitsgrad aufweisen, sondern auch spürbare emotionale Folgen hervorrufen. Die Belastungsvariablen in den fünf Situationsmodulen können Werte von 1 für keine Belastung bis 4 für hohe Belastung annehmen. Abbildung 4.4 zeigt die Situationsmittelwerte der beiden Subpopulationen. Nach ihrem Belastungseffekt in eine Rangord-

nung gebracht, wird die Liste der Situationen vom drohenden Jobverlust angeführt. Der durchschnittliche Belastungswert liegt hier für beide Substichproben bei 3.8 und damit recht nahe am erreichbaren Maximalwert vom 4.0. Die Vorstellung bevorstehender Arbeitslosigkeit hat offenbar bevölkerungsweit den Charakter eines unbedingten Stressors. Die Reihe setzt sich fort mit der Haushaltsanschaffung (\bar{X} 3.39) und mit der als peinlich empfundenen Einladung (2.91). Daß die Anschaffung zu beachtlicher Sorge Anlaß gibt, liegt wahrscheinlich an der laut Situationsbeschreibung (Abschnitt 3.2.1) in ihrem Gefolge drohenden Verschuldung. Die Szene im Supermarkt (2.63) und, erstaunlicherweise, der Behördengang (2.84) führen am wenigsten zu Besorgnis. Vergleiche zwischen drohender Arbeitslosigkeit und anderen Situationen sollten nur mit Zurückhaltung angestellt werden, weil die Formulierung des Items für Belastung bei Arbeitslosigkeit von den Pendanten in anderen Situationen abweicht (»besorgt« gegenüber sonst »unangenehm«). Immerhin ist der Wortlaut für Einladung, Supermarkt und Behördengang identisch, so daß es bei der Feststellung bleibt, daß ein Behördengang weniger Besorgnis erregt als eine Aufforderung zum gemeinsamen Restaurantbesuch. Auch ein Vergleich zwischen Substichproben ist möglich. Sozialhilfempfänger erleben den Konflikt an der Supermarktkasse, die Einladung und die Anschaffung als signifikant bedrohlicher als andere Personen. Es ließe sich vermuten, daß dies auch auf den Behördengang und drohenden Jobverlust zutrifft, weil einerseits die Angewiesenheit auf Sozialhilfe größer ist als auf solche Transfers, die in der Hauptstichprobe eher bezogen werden, und andererseits die Chancen einer erneuten Plazierung auf dem Arbeitsmarkt schlechter sind, doch wurde hier keinerlei Mittelwertunterschied gemessen.

4.2.2 Modellformulierung

Armut soll, so die zentrale These der Vertreter der »Kultur der Armut«, mit Verhaltensneigungen einhergehen, die ungeeignet sind, die benachteiligte Lage zu überwinden. Einer - nicht unbestrittenen - Annahme zufolge besteht ein wesentliches Element der Verfestigung der Armut in der Sozialisation des Nachwuchses unter Bedingungen, die zunächst kaum reale Chancen zur Verbesserung der Lebensumstände zulassen. Ähnliche Prozesse werden in der aktuellen Diskussion z. B. unter Stichwörtern wie Entmündigung durch Sozialstaatsintervention unterstellt. Es komme dann zu Hilflosigkeitssymptomen, die anzeigen, daß Probleme selbst dann kaum noch konstruktiv gelöst werden können, wenn Chancen objektiv gegeben sind. Angezweifelt wird von Kritikern vor allem die Ursächlichkeit habitualisierter Verhaltensrepertoires für Armutsprobleme, denn es werden plausible Erklärungen dafür ins Feld geführt, daß die - offenbar auch durch die Kritiker anerkannten - Verhaltensdefizite fortwährend reproduzierte Folgen einer chancenarmen gesellschaftlichen Position, z. B. eines gesteigerten Arbeitslosigkeitsrisikos, sind. Unsere Daten bieten nun die Möglichkeit, am Beispiel des Umgangs mit Belastungssituationen zunächst zu prüfen, ob sich Arme *wirklich* anders verhalten. In die Diskussion um die Kausalrichtung können wir dabei unabhängig vom

Ergebnis nicht fundiert eingreifen, weil dazu Daten nötig wären, die zeitliche Veränderungen abbilden.

Es wurde schon auf die Schwierigkeit hingewiesen, das zu operationalisieren, was die Schöpfer des Begriffs mit der *Kultur* der Armut nun meinen, wenn sie denn ihre Gleichsetzung mit (Einkommens)Armut verneinen. Niedrigeinkommen soll ja keine hinreichende, aber neben Resignation, Fatalismus und ähnlichem doch notwendige Bedingung ihrer Entstehung sein. Aus unserer Sicht müßten Einkommens- und Deprivationsarmut aber in jedem Fall im Verhalten Spuren der beschriebenen Effekte hinterlassen, wenn die These überhaupt stichhaltig sein soll, weil wir der Überzeugung sind, daß sie Sammelindikatoren einer mit Chancen schlechter ausgestatteten Lebenslage sind. Und falls sich diese Wirkung nicht als monotoner Effekt des Einkommens belegen läßt, sollte sie sich doch wenigstens in Extremgruppen nachweisen lassen. Daß ausstattungs-basierte Deprivationsarmut ein aussagefähiges Konstrukt ist, hat sich im vorangegangenen Abschnitt und in einer früheren Arbeit (Andreß et al. 1996, insbesondere Kap. 7) erwiesen.

Ohne auf ein vergleichbares Echo zu stoßen, allerdings auch ohne besondere Anstalten zu einer Erklärung zu unternehmen, haben auch die in Abschnitt 2.3.2 referierten streßanalytischen Arbeiten auf Zusammenhänge zwischen Streßverarbeitungsverhalten und sozialer Position hingewiesen. Besserverdienenden und Höhergebildeten wird, teilweise beschränkt auf finanzielle Probleme, die bevorzugte Wahl problemorientierter Reaktionen und der Verzicht auf lediglich palliative Verhaltensweisen bescheinigt. Geschlechterunterschiede im Verarbeitungsverhalten sind umstritten und existieren, wenn überhaupt, nur kontextspezifisch. Trotzdem soll das Geschlecht hier zur Kontrolle berücksichtigt werden. Als ähnlich umstritten konnten wir die Befunde für Alterseinflüsse zusammenfassen, wengleich von manchen Autoren festgestellt wurde, daß mit steigendem Alter Ansätze zur direkten Problemlösung unwahrscheinlicher werden.

Zur Operationalisierung des Alters ist noch eine Bemerkung notwendig. Im vorangegangenen Abschnitt ging es um die Belastungsexposition, die vermutlich mit dem Alter kumulativ ansteigt, weshalb Alter als metrische Variable verwendet wurde. Ein linearer Zusammenhang zwischen Alter zum einen und Einstellungen, Wahrnehmungen und Verhaltensneigungen zum anderen kann jedoch nicht ohne weiteres unterstellt werden. Vielmehr ist eine Beeinflussung des Bewältigungsverhaltens durch das Alter dergestalt denkbar, daß sich mit steigendem Alter Erfahrungen des Scheiterns häufen, da einerseits die Aussichten auf eine automatische Verbesserung der Lebensentwicklung (Karriere etc.) schwinden und eine Verschlechterung der Handlungsoptionen durch gesundheitlichen Abbau und schleichende Dequalifizierung wahrgenommen wird, die sich nicht durch wachsende Erfahrung aufwiegen läßt. Es kommt u. a. zu Kontrollverlust. Dieser Effekt wächst wahrscheinlich nicht linear an, sondern tritt gehäuft in einer späten Lebensphase zutage. Im höheren Alter, besonders nach Vollendung des 50. Lebensjahrs, dürfte er einen Niederschlag im Verhalten finden (vgl. Hui-nink/Diewald/Heckhausen 1994). Deshalb erfolgt in den folgenden Abschnitten stets eine

Dummy-Kodierung des Alters in die Gruppe bis 50 Jahre und die Gruppe darüber.

Mit Geschlecht, Alter, hoher beruflicher Qualifikation und Armutsindikatoren ist der Kreis der Sozialstrukturvariablen abgesteckt, die die folgenden Auswertungen berücksichtigen. Als Einstieg sollen bivariate Mittelwertvergleiche der Verhaltensindizes in der Hauptstichprobe dienen, bei denen Drittvariablen nicht kontrolliert werden. Zur Dichotomisierung der Stichprobe nach Einkommen ziehen wir die 50%-Armutsgrenze heran.³² In multiplen Regressionsmodellen wird dann der Einfluß der Prädiktoren auf Verhalten unter Kontrolle ihres gegenseitigen Zusammenhangs ausgelotet. Diese Modelle befassen sich auch wieder mit der emotionalen Belastungsempfindung.

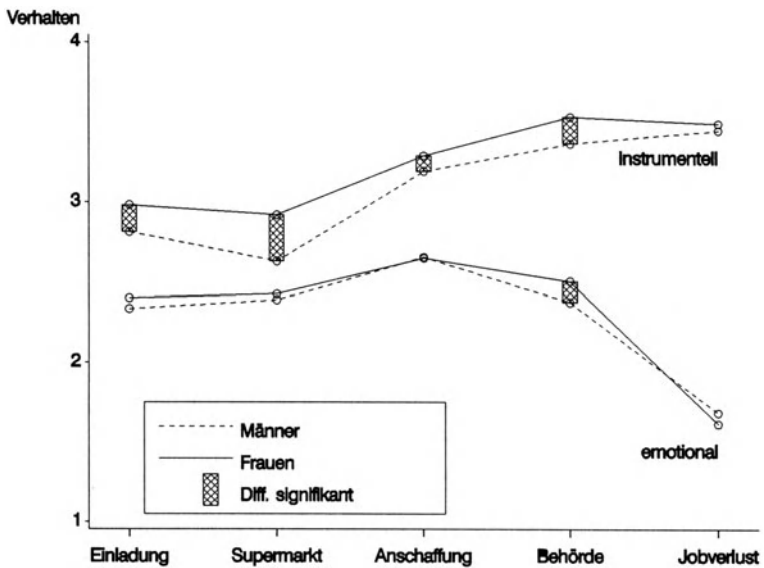
4.2.3 Ergebnisse

Ob Männer sich stärker problemorientiert verhalten als Frauen, wie in einigen früheren Studien herausgefunden wurde, läßt sich anhand der Abbildung 4.5 abschätzen. Die Vermutung bestätigt sich nicht. Im Gegenteil: Es sind über alle Situationen hinweg Frauen, die eine deutlich erhöhte Bereitschaft erkennen lassen, Probleme als solche direkt anzugehen. Im Konflikt an der Supermarktkasse, wo ein besonders deutlicher Unterschied klafft, läßt er sich noch durch größere Erfahrung der Frauen erklären; ansonsten müssen wir ohne Ursachen-spekulation zur Kenntnis nehmen, daß die landläufige Vorstellung zweckrational handelnder Männer und emotional reagierender Frauen unhaltbar ist. Gravierende geschlechtsspezifische Unterschiede im Palliativverhalten sind aber nicht zu erkennen. Im vorgerückten Altersbereich (über 50 Jahren) zeigt sich dagegen neben schwach dämpfenden Effekten auf instrumentelles Verhalten eine starke Zunahme emotionaler Reaktionen, und zwar einheitlich in allen Kontexten (Abb. 4.6). Personen über 50 versuchen also unter Belastung sichtlich mehr Gefühlsbesänftigung. Hohe Berufsbildung hat genau den umgekehrten Effekt (Abb. 4.7). Hochqualifizierte zeigen zwar der Erwartung entgegen kein stärker ausgeprägtes instrumentelles Problemlöseverhalten, immerhin aber konsistent weniger emotionale Reaktionen.

Inwiefern sich die Armutsposition auf das Verhalten auswirkt, davon vermitteln die Abbildungen 4.8 und 4.9 einen Eindruck. Sie enthalten die Situationsmittelwerte für emotionsorientiertes und problemorientiertes Verhalten bei Differenzierung der Hauptstichprobe nach Einkommens- bzw. Deprivationsarmen im Vergleich mit den jeweiligen Nichtarmen. (Es handelt sich nicht um wirklich verschiedene Subgruppen, weil sich Einkommens- und Deprivationsarmut überlappen.) Mit einer Ausnahme (Einkommensarme bei einer Einladung) steht keiner der beiden Armutsindikatoren mit auffälligen Unterschieden im instrumentellen Verhalten in Beziehung, denn Arme und Nichtarme weisen jeweils ähnlich große Werte auf. Bei diesem Ergebnis bleibt es auch, wenn statt der 50%- die 40%- oder die 60%-Armutsgrenze verwendet wird. Wenn sich überhaupt eine der beiden Gruppen durch verminderte

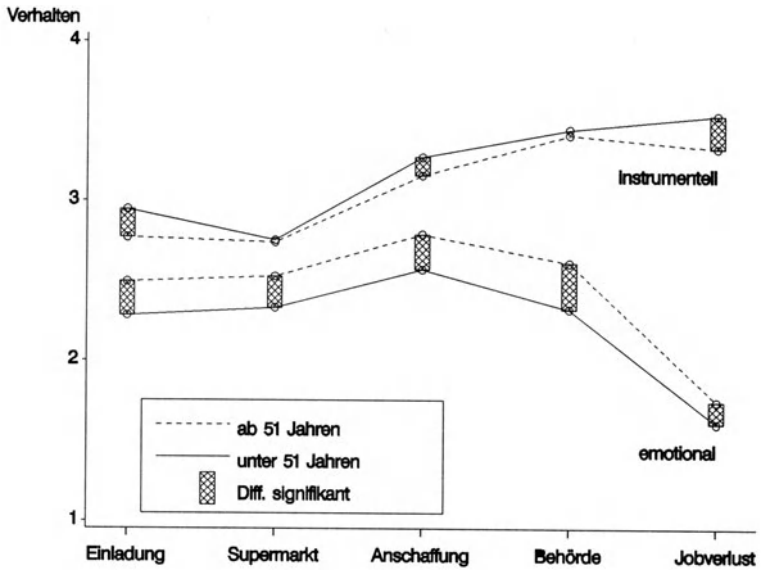
³² Die Verteilungen der Dichotomien sind Anhang A zu entnehmen.

Problemorientierung hervorzuheben scheint, dann sind es die Deprivationsarmen, doch die Mittelwertunterschiede sind in keinem Fall signifikant. Dagegen sind, besonders in den Reaktionen auf die Einladung, den Supermarkt und die Anschaffung, bei den Armen höhere Neigungen zu emotionsorientiertem Verhalten erkennbar. Diese Beobachtung gilt sowohl für Einkommens- als auch für Deprivationsarme.



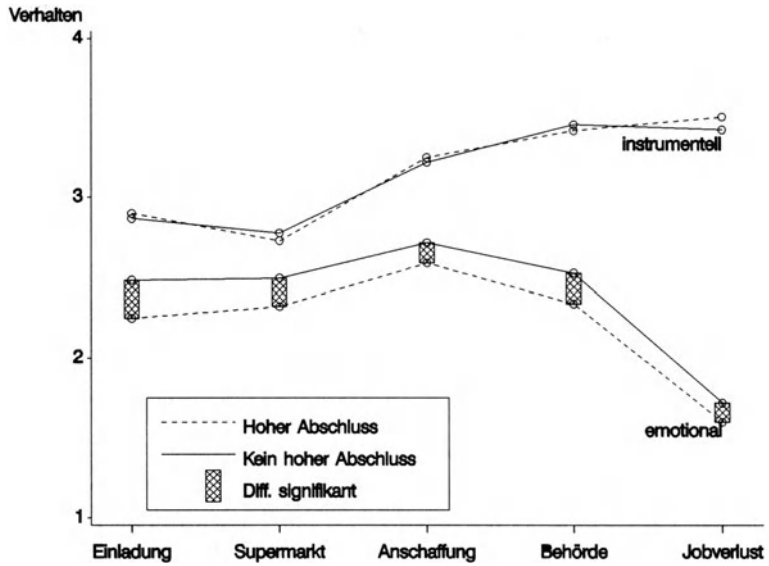
Datenbasis: Umfrage »Alltag in Deutschland« 1994, Hauptstichprobe, gewichtete Berechnung

Abbildung 4.5: Verhalten nach Geschlecht



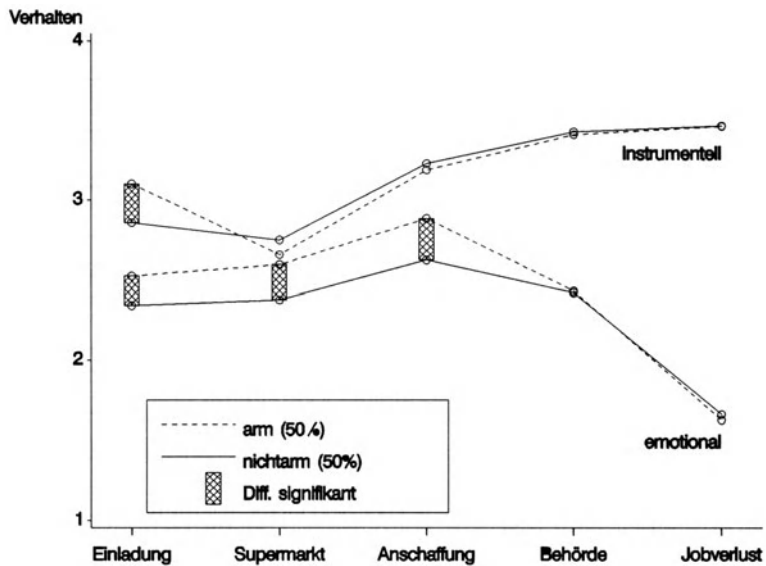
Datenbasis: Umfrage »Alltag in Deutschland« 1994, Hauptstichprobe, gewichtete Berechnung

Abbildung 4.6: Verhalten nach Altersabschnitt



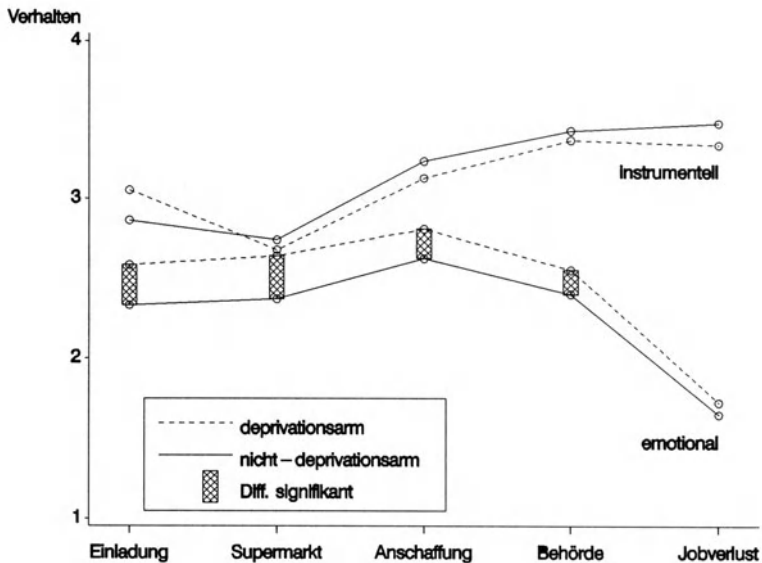
Datenbasis: Umfrage »Alltag in Deutschland« 1994, Hauptstichprobe, gewichtete Berechnung

Abbildung 4.7: Verhalten nach Berufsausbildung



Datenbasis: Umfrage »Alltag in Deutschland« 1994, Hauptstichprobe, gewichtete Berechnung

Abbildung 4.8: Verhalten nach Einkommensarmut (50%-Armutsgrenze)



Datenbasis: Umfrage »Alltag in Deutschland« 1994, Hauptstichprobe, gewichtete Berechnung

Abbildung 4.9: Verhalten nach Deprivationsarmut

Für sich alleine betrachtet, besitzt jede der untersuchten sozialen Dichotomien Auswirkungen auf emotionales und instrumentelles Verhalten. Doch haben diese Effekte auch dann noch Bestand, wenn die jeweils anderen kontrolliert werden? Der zweite Schritt in der Untersuchung des Zusammenhangs von Verarbeitungsreaktionen und sozialer Stellung bedient sich eines multivariaten Regressionsmodells, das den Einfluß der einzelnen benutzten Erklärungsvariablen, nämlich Geschlecht, Alter, Bildung, Einkommen (im Gegensatz zur Abbildung 4.8 nun kontinuierlich gemessenes Äquivalenzeinkommen) und Deprivationsarmut, unter Konstanzhaltung der anderen ermittelt. Zielvariablen sind problemorientiertes Verhalten (siehe dazu die Ergebnisse in Tabelle 4.3), emotionsorientiertes Verhalten (Tabelle 4.4) und emotionale Belastung (Tabelle 4.5).

Die sich in Abbildung 4.5 abzeichnende Geschlechtsabhängigkeit des instrumentellen Verhaltens wird weitgehend bestätigt: Männer ergreifen offenbar stets weniger problemorientierte Strategien als Frauen (beta -0.04 bis -0.19). Andererseits erregen bei Männern alle Situationen auch weniger Besorgnis (beta -0.06 bis -0.11, Tabelle 4.5), während ein Zusammenhang mit palliativem Verhalten nur in einem Fall (Behördengang, beta -0.11) sichtbar wird. Es erhärtet sich die Vermutung, daß das Alter zu einer Verschiebung der Verhaltensfunktionali-

Tabelle 4.3: Sozialstrukturelle Variation des problemorientierten Verhaltens

	Einladung	Supermarkt	Anschaffung	Behörde	Jobverlust
Hauptstichprobe					
beta Mann	-0.12*	-0.19*	-0.08	-0.16*	-0.04
Über 50	-0.11*	-0.00	-0.08*	-0.03	-0.18*
Hohe Qualifik.	0.04	-0.04	0.04	-0.02	0.06
Äq.-Einkommen	0.05	0.13*	-0.04	0.00	0.01
Depr.-Armut	0.10*	0.01	-0.05	-0.04	-0.05
R ²	3%*	5%*	2%*	3%*	4%*
N	644	625	648	648	648

Datenbasis: Umfrage »Alltag in Deutschland« 1994, gewichtete Ergebnisse

* signifikant bei $\alpha=5\%$

Tabelle 4.4: Sozialstrukturelle Variation des emotionsorientierten Verhaltens

	Einladung	Supermarkt	Anschaffung	Behörde	Jobverlust
Hauptstichprobe					
beta Mann	-0.03	-0.02	0.02	-0.11*	0.07
Über 50	0.17*	0.18*	0.19*	0.24*	0.11*
Hohe Qualifik.	-0.16*	-0.14*	-0.08	-0.15*	-0.11*
Äq.-Einkommen	-0.08	-0.02	-0.09*	0.05	-0.00
Depr.-Armut	0.07	0.12*	0.05	0.06	0.01
R ²	8%*	8%*	6%*	10%*	3%*
N	644	625	648	648	648

Datenbasis: Umfrage »Alltag in Deutschland« 1994, gewichtete Ergebnisse

* signifikant bei $\alpha=5\%$

tät führt, denn Personen im Lebensalter über 50 legen konsistent mehr emotionsorientierte Reaktionen an den Tag als jüngere (beta 0.11 bis 0.24), und sie reagieren in drei Situationen signifikant weniger problemorientiert (Jobverlust: -0.18, Einladung -0.11, Anschaffung -0.08). Es war vermutet worden, eine höhere berufliche Bildung führe zu problemgerichteten Reaktionen. Dafür finden sich jedoch auch im multivariaten Modell keine Belege (beta -0.04 bis 0.06). Allerdings mindert dieser Faktor emotionales Bewältigungsverhalten, wie an den fünf negativen Koeffizienten (-0.08 bis -0.16, davon 4 signifikant) in Tabelle 4.4 zu erkennen ist.

Die Geschlechts-, Alters- und Bildungseffekte sind offenbar so robust, daß sie unter Kontrolle der anderen soziodemographischen Variablen nicht zusammenbrechen. Anders verhält es sich mit dem Einfluß des Einkommens und der Deprivationsarmut. In den multivariaten Modellen verschwinden die meisten der vormals signifikanten Effekte, und von systemati-

Tabelle 4.5: Sozialstrukturelle Variation der emotionalen Belastung

	Einladung	Supermarkt	Anschaffung	Behörde	Jobverlust
Hauptstichprobe					
beta Mann	-0.07	-0.06	-0.11*	-0.09*	-0.09*
Über 50	-0.02	0.03	-0.03	0.17*	0.02
Hohe Qualifik.	-0.04	0.02	0.02	-0.00	0.04
Äq.-Einkommen	-0.09*	-0.10*	-0.00	0.07	0.01
Depr.-Armut	0.08	0.01	0.08*	0.08	0.03
R ²	3%*	2%	2%*	4%*	1%
N	644	625	648	648	648

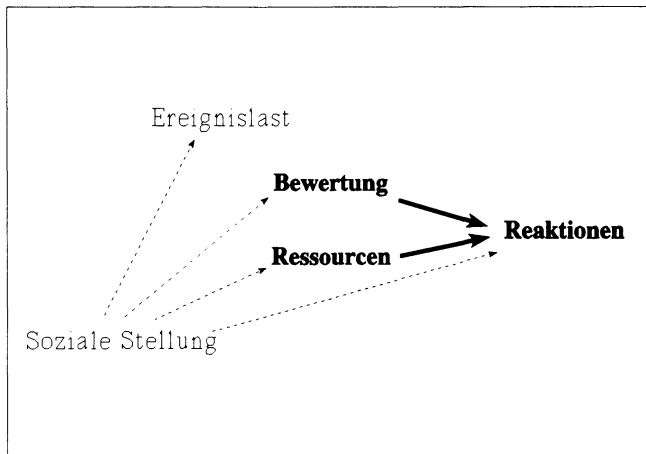
Datenbasis: Umfrage »Alltag in Deutschland« 1994, gewichtete Ergebnisse

* signifikant bei $\alpha=5\%$

schen Wirkungen kann nicht mehr die Rede sein. Trotz einzelner signifikanter Koeffizienten, auf die wir hier nicht detailliert eingehen wollen, sind die Befunde insgesamt zu instabil, um entweder die Annahme zu stützen, Arme wiesen Defizite im problemadäquaten Bewältigungsverhalten auf und reagierten problemabgewandt, oder andererseits die, sie trügen höhere emotionale Belastungen davon.

Gegen diesen Schluß könnten zwei Einwände erhoben werden. Erstens ist es denkbar, daß wegen der gemeinsamen Anteile von Einkommen und Deprivationsarmut in einem Modell, das beide Variablen einbezieht, ihr »wahrer« Einfluß unterschätzt wird. Würden die Parameter des Einkommens in einem Modell ohne Deprivationsarmut berechnet, dann könnten sie um die gemeinsamen Anteile anwachsen. Das ist jedoch nicht der Fall. Es ändert sich in entsprechend reduzierten Regressionen nichts an den Einkommenseffekten auf problemorientiertes Verhalten und emotionale Belastung. Die (negativen) Koeffizienten zwischen Einkommen und emotionalem Verhalten steigen dem Betrag nach leicht, doch nur im Fall der Einladung übersteigt der Wert auch die Signifikanzschwelle, und alle Einkommenseinflüsse bleiben schwächer als die von Alter und Bildung. Zweitens ließe sich im Sinne der »Kultur der Armut« argumentieren, es handele sich nicht um lineare Zusammenhänge, sondern um Extremgruppeneffekte, die nur am unteren Ende der Einkommensverteilung zu beobachten seien. Um dieser Möglichkeit nachzugehen, haben wir in einer weiteren Analysereihe das bedarfsgewichtete Haushaltseinkommen durch die Armutsposition (bei 40%-Armutsgrenze, auch als absolute oder extreme Armutsgrenze bezeichnet) ersetzt. Es traten aber wiederum nur wenige bemerkenswerte Veränderungen im Vergleich zu Tabellen 4.3 bis 4.5 ein. Personen unter der Armutsgrenze zeigen nun im Supermarkt und bei der Anschaffung markant mehr emotionale Reaktionen auf, doch rechtfertigen diese Einzelbefunde sicher noch nicht die Verallgemeinerung, Arme verhielten sich - unter sonst gleichen soziodemographischen Voraussetzungen - anders als Nichtarme.

Nun noch einmal zurück zu Tabellen 4.3 bis 4.5. Die Anteile erklärter Varianz (R^2) sind bis auf zwei Ausnahmen bei 15 Regressionen immer signifikant größer als Null, doch für instrumentelle Reaktionen und emotionale Belastung immer nur bescheiden (oft 5% oder weniger), was darauf hindeutet, daß auch andere Faktoren als unsere Prädiktoren, also Faktoren außerhalb der sozialen Stellung, das Verhalten unter Belastung nachhaltig beeinflussen. Andererseits ist an dieser Stelle das Fazit erlaubt, daß soziodemographische Grundkategorien trotz ihrer distalen Stellung zu den Kriteriumsvariablen für das Verständnis des Verhaltens durchaus keine zu vernachlässigende Erklärungsperspektive darstellen. Es sind vor allem Alter und Bildung, die Aufmerksamkeit verlangen. Dagegen konnte demonstriert werden, daß wider alle Annahmen ein anderes prominentes Merkmal vertikaler Schichtung, Einkommen, fast keinen nachteiligen Effekt auf das Bewältigungsverhalten ausübt. Wir sind der Meinung, dies auch für extreme Armut (40%-Armutsgrenze) bewiesen zu haben. Dieses Ergebnis widerspricht der Annahme, Armut komme dadurch zustande, daß die Armen es versäumten, ihre Chancen zu nutzen, und daß sie sich in wirtschaftlichen Schwierigkeiten problemabgewandt verhielten.



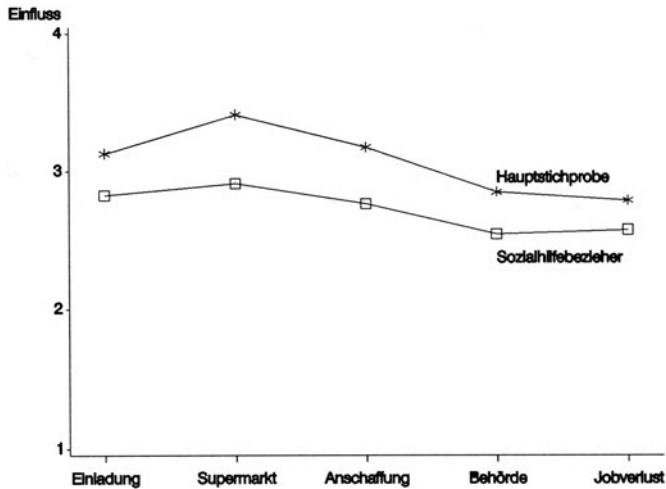
4.3 Verarbeitungsreaktionen im Transaktionsmodell

Der Transaktionsansatz ist der Kern, um den herum das Analysemodell der sozialen Einbettung der Belastungsverarbeitung konstruiert ist. Er macht im Gegensatz zu den Annahmen des vorangegangenen Teilmodells die Grundaussage, daß nicht stabile Merkmale, sondern situationsgebundene Einschätzungen für die Reaktionen unter Belastung ausschlaggebend sind. Die folgenden Analysen gehen dem Einfluß solcher Kognitionen nach, ohne zunächst die soziodemographischen Eigenschaften zu kontrollieren, deren Effekte sich im vorangegangenen Abschnitt bestätigt haben. Ein kombiniertes soziodemographisch-kognitives Modell folgt dann in Abschnitt 4.6. Doch zu Beginn dieses Abschnitts gibt die erstmalige Begegnung mit Bewertungskognitionen Gelegenheit zu einem deskriptiven Überblick.

4.3.1 Überblick: Anliegen und Optionen

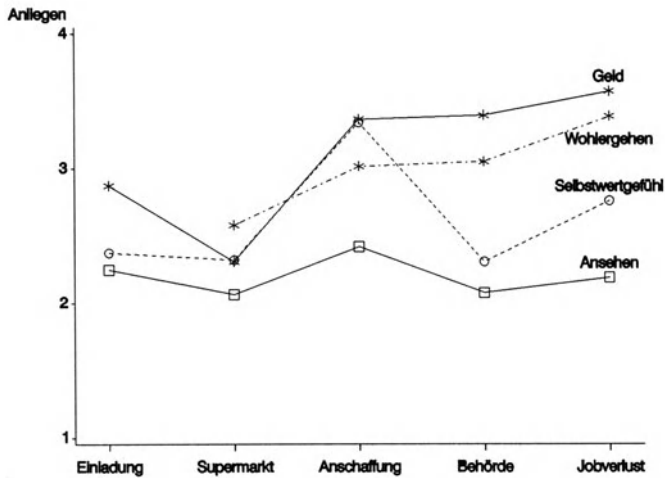
Wie nehmen die Befragten die fünf Alltagssituationen wahr? Der transaktionalen Streßtheorie entsprechend ist diese Frage nach zwei Aspekten zu differenzieren: Was steht für die Befragten auf dem Spiel, und inwiefern sehen sie Einwirkungsoptionen? Übersichten dazu sind in den Abbildungen 4.10, 4.11 und 4.12 enthalten. Wir nutzen diesen Überblick wieder für einen Vergleich zwischen den beiden Teilstichproben.

Wie in Abbildung 4.10 zu erkennen ist, besteht hinsichtlich der wahrgenommenen Kontrollierbarkeit sowohl ein Unterschied zwischen den Stichproben als auch zwischen den Situationen. Zunächst fällt auf, daß Sozialhilfebezieher über alle Situationen hinweg gleichbleibend weniger Möglichkeiten der Einflußnahme sehen. (Für alle Situationen sind die



Datenbasis: Umfrage »Alltag in Deutschland« 1994, gewichtete Berechnung

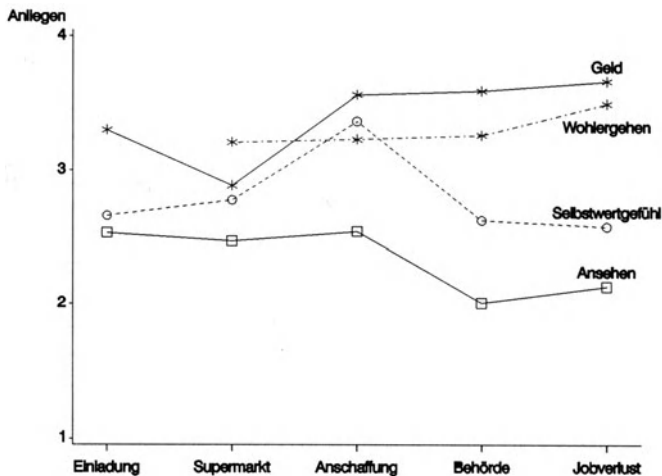
Abbildung 4.10: Wahrgenommener situativer Einfluß



Datenbasis: Umfrage »Alltag in Deutschland« 1994, gewichtete Berechnung

Abbildung 4.11: Anliegen der Hauptstichprobe

Stichprobenmittelwerte im t-Test auf dem 1%-Fehlerniveau signifikant verschieden.) Es ist nicht überraschend, daß diese Gruppe weniger Optionen bei der Beantragung einer Sozial-



Datenbasis: Umfrage »Alltag in Deutschland« 1994, gewichtete Berechnung

Abbildung 4.12: Anliegen der Sozialhilfebezieher

leistung erkennt, berichten doch Sozialhilfeempfänger häufig über ein Gefühl der Machtlosigkeit dem Sozialamt gegenüber. Aber es scheint, als gelte diese pessimistische Sicht auch in anderen Lebensbereichen, selbst in eher privaten Auseinandersetzungen wie der Einladung durch Bekannte oder dem Konflikt mit dem Kind im Supermarkt. Von beiden Substichproben werden drohende Arbeitslosigkeit und Behördengang gleichermaßen als eher unkontrollierbar betrachtet, während die Auseinandersetzung um eine Einladung beiden am ehesten kontrollierbar scheint.

Was steht in den Augen der Befragten auf dem Spiel? Wie betrachten im Überblick zunächst die vier Anliegen, die in der Mehrzahl der Situationen erhoben wurden: Geld, Selbstwertgefühl, Ansehen sowie Wohlergehen Nahestehender. Beiden Substichproben geht es, wie Abbildungen 4.11 und 4.12 zu entnehmen ist, in erster Linie um Geld, denn dieses Anliegen erreicht stets den höchsten Mittelwert. Relativ hohe Durchschnittswerte weist auch die Sorge um das Wohlergehen Nahestehender auf, insbesondere in Anbetracht eines bevorstehenden Arbeitsplatzverlusts und, wie zu erwarten, im Supermarkt. Das Selbstwertgefühl steht im Kontext von Supermarkt und Anschaffung ebenso sehr auf dem Spiel wie Geld, ist sonst aber deutlich weniger von Bedeutung.

Große Schwankungen verzeichnet die Ausprägung des Selbstwertgefühls, das bei der Anschaffung eine sehr große und bei Einladung und Behördengang nur eine kleine Rolle spielt. Eine mögliche technische Ursache der starken Schwankung dieses Anliegens zwischen den Situationen ist wahrscheinlich eine Besonderheit der Itemformulierung bei der An-

schaffung, die den semantischen Gehalt in die Nähe eines finanziellen Stakes rückt: »Es ist mir unangenehm, meine wirtschaftliche Unabhängigkeit aufzugeben.« Für Einladung und Behördengang lauten die Items: »Wenn ich mir nicht einmal das erlauben kann, komme ich mir ärmlich vor.« und »Ich habe das Gefühl, mich zu erniedrigen oder zu betteln.« Das Ansehen scheint eine untergeordnete Rolle zu spielen, da seine Stichprobenmittelwerte immer die kleinsten sind.

Würde man die beiden obigen Abbildungen übereinanderlegen, so verliefen die Linien für Anliegen der Sozialhilfebezieher zumeist oberhalb derjenigen der Hauptstichprobe. Es steht also für diese Gruppe in vielfacher Hinsicht mehr auf dem Spiel als für den Bevölkerungsquerschnitt, was man auch so formulieren könnte, daß sie *sensibler* auf Belastungssituationen reagieren. Insbesondere gilt dies situationsübergreifend für die Anliegen Geld und Wohlergehen Nahestehender. Einladung und Supermarktkonflikt bedrohen auch stärker Ansehen und Selbstwertgefühl der Sozialhilfebezieher.

Die Mittelwerte der übrigen Anliegen, die nicht durchgängig erhoben wurden und in den Graphiken nicht abgebildet sind, stehen in Anhang A. Die Sorge um familiäre Harmonie nimmt eine nachrangige Position ein. Der Kontakt mit Freunden ist, eigentlich erwartungsgemäß, das Hauptanliegen, wenn es um die Annahme einer Einladung geht. Bei Sozialhilfebezieher*innen wird es von finanziellen Erwägungen übertroffen. Bei einem Behördengang wurde schließlich nach der Beeinträchtigung der Privatsphäre gefragt. Es bestätigt sich, daß ein solches Anliegen wahrgenommen wird, allerdings nicht mit Vorrang (Mittelwerte: Hauptstichprobe 2.61; Sozialhilfebezieher 2.78).

4.3.2 Modellformulierung

Der Transaktionsansatz macht detaillierte Aussagen über die Effekte der Bewertungskognitionen, Anliegen und Optionen, auf die Reaktionen in belastenden Situationen. Wir blicken kurz zurück auf die Bestandsaufnahme in Kapitel 2, um spezifische Hypothesen zu formulieren, die sich mit den AiD-Daten testen lassen. Ein Nebenaspekt der Analyse ist, ob diejenigen Anliegen, die im Mittel hohe Ausprägungen erzielen, auch nachhaltig die Reaktionen beeinflussen.

Allgemein sollte gelten: Je stärker das Anliegen, desto mehr wird unternommen, um eine Belastung zu verarbeiten. Inwiefern sich dem Inhalt nach unterschiedliche Anliegen besonders auswirken, darüber konnte den rezipierten Arbeiten kaum etwas entnommen werden (siehe Abschnitt 2.2.4). Darum belassen wir es bei dieser Verallgemeinerung für alle Anliegen. Der stärkste Zusammenhang zwischen Anliegen und Reaktionen sollte sich hinsichtlich finanzieller Gesichtspunkte einstellen, da Geld dasjenige Gut ist, das vorrangig auf dem Spiel steht, während die vorangegangenen deskriptiven Ausführungen Zweifel daran aufkommen ließen, daß die Sorge um Ansehen ernstzunehmen ist.

Zur Erinnerung: Das, was die Person bewirken kann, ist konzeptuell einmal in die trans-

aktionale Variable Optionen und einmal in die Personvariable Kontrolle gefaßt. Optionen sind der situationsspezifisch wahrgenommene Einfluß, während Kontrolle ein situationsübergreifende Grundeinstellung der Person bezeichnet. Von den Optionen sollte abhängen, welche Art Verhalten vorwiegt: In schwer beeinflussbaren Situationen erwarten wir emotions-, in leicht beeinflussbaren Situationen problemorientiertes Verhalten. Außerdem sollte die Beeinflussbarkeit im umgekehrten Verhältnis zur emotionalen Belastung stehen, wohingegen auch letztere bei größeren Anliegen ausgeprägter sein sollte.

Kontrolle als personale Ressource soll sich ja Rotter zufolge eher in solchen Situationen verhaltensbestimmend auswirken, die undurchschaubar oder unbekannt sind, wenn also keine spezifischen Erwartungen vorliegen. Da dies auf die fünf Situationen gewiß auch zutreffen kann, rechnen wir mit Effekten, die der Richtung nach denen der Optionen entsprechen. Die eigentlich an dieser Stelle notwendige Differenzierung nach Fällen, in denen bekannte vs. unbekannte Auseinandersetzungen bewältigt werden, wird im Interesse eines übersichtlichen Modells zurückgestellt. Abschnitt 4.3.7 versucht, Interaktionen zwischen Expositionserfahrung, Optionen und Kontrolle aufzuspüren. Schließlich wird sozialer Unterstützung bei aller notwendigen Differenzierung nach Art und Inhalt insgesamt eine emotional belastungsmindernde und eine instrumentelle, ursachenorientierend wirkende Ressourcenfunktion nachgesagt. Je mehr soziale Unterstützung also die Probanden erfahren haben, desto weniger sollten sie besorgt sein und desto mehr sollten sie problemorientiert reagieren.

Die abhängigen Variablen, instrumentelles und palliatives Verhalten und emotionale Belastung, werden auf der Ebene dieses Modells als Epiphänomene behandelt, d. h. als gleichrangige - wenn auch nicht bedeutungsgleiche - Konzepte, die mit derselben Prädiktorenmenge erklärt werden. Es läßt sich weder aus der Transaktionstheorie ableiten noch aufgrund einfacher Plausibilitätserwägungen festlegen, ob zwischen ihnen ein Verursachungsverhältnis existiert und gegebenenfalls, welches. Zwar ist denkbar, daß sich infolge der Situationsbewertung Belastung einstellt, die dann Verhalten auslöst, aber auch, daß der Grad der Belastung ein Ergebnis möglicherweise unterbliebenen instrumentellen oder aber erfolgten palliativen Verhaltens ist, was ja, wie wir uns erinnern, exakt die Funktion des letzteren sein soll. Ebenso gut ist konzeptionelle Unabhängigkeit vorstellbar, so daß die Art und Weise, wie sich jemand verhält, nicht unbedingt auf seine Befindlichkeit schließen lassen muß. Ein empirischer Zusammenhang zwischen Besorgnis und instrumentellem Verhalten hat sich in einer früheren Auswertung (Andreß et al. 1996, Abschnitte 7.3.2 und 7.4.3) nicht bestätigt, während oft, aber nicht immer, Palliativverhalten und emotionale Belastung schwach positiv zusammenhängen. Da keine zwingenden Argumente für eine andere Verfahrensweise vorliegen, behandeln die folgenden Modelle Emotionen und Verhalten als unzusammenhängende Konzepte. In Regressionen auf die einen bleiben die anderen jeweils unberücksichtigt.

4.3.3 Ergebnisse

Die folgenden Tabellen enthalten die Regressionsergebnisse für problemorientiertes Verhalten (Tab. 4.6), emotionsorientiertes Verhalten (Tab. 4.7) und emotionale Belastung (Tab. 4.8). Wegen der ähnlichen Modellstruktur liegt es nahe, sie vergleichend zu diskutieren.

Tabelle 4.6: Transaktionsmodell des problemorientierten Verhaltens

		Einladung	Supermarkt	Anschaffung	Behörde	Jobverlust
Hauptstichprobe						
beta	Geld	0.18*	0.06	0.20*	0.21*	0.11*
	Ansehen	-0.17*	-0.05	-0.09	-0.25*	-0.15*
	Selbstwert	-0.15*	0.03	0.07	0.13*	0.01
	Nahestehende	.	0.01	0.03	0.12*	0.08
	Harmonie	.	0.07	.	.	0.11*
	Kontakt	0.04	.	.	.	0.07
	Privatheit	.	.	.	-0.05	.
	Optionen	-0.07	-0.03	0.09*	-0.03	0.12*
	Kontrolle	-0.00	0.00	0.08	0.00	0.12*
	Soz. Unterst.	0.17*	0.11*	0.11*	0.13*	0.15*
R ²		11%*	2%	9%*	12%*	12%*
N		644	619	633	636	629

Datenbasis: Umfrage »Alltag in Deutschland« 1994, gewichtete Ergebnisse

* signifikant bei $\alpha=5\%$

Tabelle 4.7: Transaktionsmodell des emotionsorientierten Verhaltens

		Einladung	Supermarkt	Anschaffung	Behörde	Jobverlust
Hauptstichprobe						
beta	Geld	0.01	0.17*	-0.05	-0.08*	-0.10
	Ansehen	0.30*	0.15*	0.21*	0.22*	0.23*
	Selbstwert	0.19*	0.05	0.07	0.28*	-0.11*
	Nahestehende	.	0.09*	-0.07	0.03	-0.07
	Harmonie	.	0.10*	.	.	-0.08
	Kontakt	0.06	.	.	.	-0.06
	Privatheit	.	.	.	0.06	.
	Optionen	-0.06	-0.02	0.00	-0.01	-0.18*
	Kontrolle	-0.20*	-0.21*	-0.24*	-0.10*	-0.15*
	Soz. Unt.	-0.08*	-0.01	-0.02	-0.02	-0.01
R ²		34%*	27%*	12%*	29%*	14%*
N		644	619	633	636	629

Datenbasis: Umfrage »Alltag in Deutschland« 1994, gewichtete Ergebnisse

* signifikant bei $\alpha=5\%$

Welcher Einfluß geht von spezifischen Anliegen aus? Trotz erheblicher Unterschiede zwischen den Situationen lassen sich einige allgemeine Tendenzen erkennen. Je mehr es um Geld geht, desto problemorientierter reagieren die Probanden (beta 0.06 bis 0.20, in vier Fällen signifikant) und desto höher steigt die induzierte Besorgnis (außer bei Behörde beta von 0.19 bis 0.52).³³ Bemerkenswert sind die Effekte des bedrohten Ansehens. Es hat erstens eine sehr markante und konsistente Wirkung, die ganz im Gegensatz zu seiner nachrangigen Position unter den oben vorgestellten Durchschnittswerten steht. Die emotionale Belastung begründet sich bis auf eine Ausnahme (Jobverlust) hochgradig in dem Ausmaß, in dem das Ansehen auf dem Spiel steht (beta außer bei Jobverlust 0.12 bis 0.39), und ebenso wird von ihm immer emotionsorientiertes Verhalten signifikant erklärt (stets positive Korrelationskoeffizienten von 0.15 bis 0.30). In vielen Einzelmodellen ist Ansehen sogar weitaus wichtiger als Geld oder dort mit signifikantem Effekt wirksam, wo Geld bedeutungslos bleibt. Bei der Beurteilung der ausgewiesenen Koeffizienten für das Anliegen Geld ist aller-

³³ Sehr interessant ist eine Abweichung von dieser Regel bei Sozialhilfebezieherinnen. Wenn es ihnen beim Behördengang auf Geld ankommt, fühlen sie sich anders als sonst *entlastet* (beta -0.10). Das könnte damit zusammenhängen, daß es nun nicht um eine Ausgabe oder um einen Einkommensausfall, sondern um Einkommen im positiven Sinn geht. Andererseits ist wahrscheinlich, daß Klienten des Sozialamts Geldleistungen entspannt entgegensehen, weil diese Zahlungen halbwegs sicher sind. Das Anliegen Geld hat aber widersprüchliche Effekte auf emotionsorientiertes Verhalten, denn einmal steigert und ein anderes Mal senkt es diese Neigung.

Tabelle 4.8: Transaktionsmodell der emotionalen Belastung

		Einladung	Supermarkt	Anschaffung	Behörde	Jobverlust
Hauptstichprobe						
beta	Geld	0.27*	0.19*	0.52*	-0.01	0.42*
	Ansehen	0.38*	0.39*	0.12*	0.23*	-0.07
	Selbstwert	0.11*	-0.01	0.02	0.45*	0.09
	Nahestehende	.	-0.01	0.08*	0.00	0.10*
	Harmonie	.	0.07	.	.	-0.02
	Kontakt	0.08*	.	.	.	0.02
	Privatheit	.	.	.	0.07	.
	Optionen	-0.01	0.01	-0.03	-0.14*	-0.07
	Kontrolle	0.03	0.04	0.04	0.06*	0.02
	Soz. Unt.	-0.01	0.00	0.03	0.02	0.01
R ²		36%*	25%*	41%*	50%*	27%*
N		644	619	633	636	629

Datenbasis: Umfrage »Alltag in Deutschland« 1994, gewichtete Ergebnisse

* signifikant bei $\alpha=5\%$

dings zu beachten, daß die zugehörigen Items in der Regel sehr *leicht* waren und weniger streuen als die des Anliegens Ansehen, so daß ihre Parameter wahrscheinlich unterschätzt sind. Zu behaupten, das Ansehen besitze eine stärkere Wirkung als finanzielle Anliegen, könnte auf einem statistischen Artefakt beruhen. Ganz im Gegensatz zu finanziellen Anliegen, deren Gegebenheit ja instrumentelles Verhalten fördert, hat Ansehen ferner mit diesem immer *negative* Zusammenhänge (beta -0.05 bis -0.25), was im Klartext zunächst bedeutet: Bedrohtes Ansehen mindert die Neigung zur Problemlösung! Wenn Geld und, wie wir noch sehen werden, andere Dinge auf dem Spiel stehen, sind die Probanden mehr um eine Problemlösung bemüht, wenn aber Ansehen auf dem Spiel steht, sind sie weniger bemüht - ein Befund, der den Annahmen widerspricht und den wir erst nach einem weiteren Analyseschritt werden aufklären können (dazu Abschnitt 4.3.4).

Von den weiteren Anliegen besitzt nur das Selbstwertgefühl noch nennenswerte Effekte, die aber entweder in ihrer Richtung uneinheitlich bleiben oder nur punktuell vorhanden sind. Problemorientiertes Verhalten wird, außer bei der Einladung, positiv beeinflusst, ebenso emotionsorientiertes Verhalten, nun mit Ausnahme der drohenden Arbeitslosigkeit (beta auf emotionsorientiertes Verhalten von -0.11 bis 0.19). Beunruhigung stellt sich tendenziell auch in Abhängigkeit von bedrohtem Selbstwertgefühl ein, wobei der Effekt vor einem Behörden-gang extrem stark ausfällt (beta=0.45). Alle Erwägungen hinsichtlich des Wohlergehens Nahestehender, der familiären Harmonie und des Sozialkontakts zeigen insgesamt zu schwache und uneinheitliche Wirkungen, als daß ihnen besondere Aufmerksamkeit geschenkt

werden müßte. Eine kleine Bemerkung verdient die Furcht vor dem Verlust von Privatheit, die im Zusammenhang mit dem Behördengang erhoben wurde. Während sie die Hauptstichprobe unberührt läßt (beta 0.07), sorgt sie bei Sozialhilfeempfängern für beträchtliche Beunruhigung (beta=0.21); allerdings bleibt sie ohne Folgen für das Verarbeitungsverhalten.

Optionen sollten, wenn man dem Transaktionsansatz Glauben schenkt, bestimmen, ob die Reaktionen zum Problem hin gerichtet oder von ihm abgewandt sind. Die Daten untermauern diese Hypothese nicht sehr klar. Nur bei drohendem Jobverlust gilt: je mehr Optionen, desto mehr instrumentelles (beta 0.27) und desto weniger palliatives (beta -0.18) Verhalten. Ansonsten entsprechen die meisten Regressionskoeffizienten entweder in Stärke oder Richtung nicht der Vorannahme. Tendenziell senkt die Wahrnehmung situativer Kontrollierbarkeit auch die Belastung, doch sind die meisten Einzeleffekte statistisch nicht signifikant 0.01 bis -0.14). Was also die Bewertungskognitionen anbetrifft, bestätigt sich nur die Wirksamkeit der primären Bewertung, während der vermutete Einfluß der sekundären Bewertung hier nicht nachgewiesen wird. Zusammen mit der Tatsache, daß Items der sekundären Bewertung bereits in Lazarus'/Folkmans eigenen Untersuchungen (1986b:575) nicht signifikant die Varianz psychischer Belastungssymptome erklären, ist dies als Indiz dafür zu werten, daß im theoretischen Ansatz die Bedeutung dieses Konstrukts überschätzt wird.

Zu den Ressourcen: Interne Kontrolle senkt sehr beständig palliatives Verhalten (beta -0.10 bis -0.24), aber man kann nicht im Umkehrschluß folgern, daß sie instrumentelles Verhalten steigert, denn ein solcher Effekt ist auf drohende Arbeitslosigkeit beschränkt (beta 0.12). Zwischen Belastung und Kontrolle sind, wie schon zwischen Belastung und Optionen, so gut wie keine signifikanten Effekte zu verzeichnen (beta 0.02 bis 0.06) - ein unerwarteter Befund, dem wir noch weiter nachgehen müssen (siehe 4.3.5). Der letzte Prädiktor der Modelle ist soziale Unterstützung. Nachdem sich bei einer ganzen Variablenreihe keine stichhaltigen Anhaltspunkte für eine Wirkung auf instrumentelles Verhalten nachweisen ließen, werden wir nun wieder fündig. Wer mehr soziale Unterstützung erhalten hat, neigt verstärkt zu problemorientierten Reaktionen (beta 0.11 bis 0.17), wenn damit auch umgekehrt wiederum kein (eigentlich erwartbarer) negativer Zusammenhang mit emotionalen Verhalten und emotionaler Beunruhigung empirisch gegeben ist. Möglicherweise hängen soziale Unterstützung und instrumentelles Verhalten nur deshalb zusammen, weil ein Teil der instrumentellen Reaktionsmöglichkeiten in einem semantisch verwandten Konzept, der Mobilisierung sozialer Unterstützung, besteht. Mit diesem Problem wird sich Abschnitt 4.3.6 beschäftigen.

Die von den Zielvariablen ausgehende Frage, welche Faktoren am meisten zur Erklärung des Verhaltens und der Besorgnis beitragen, läßt sich wie folgt beantworten: 1. Je mehr finanzielle Gesichtspunkte auf dem Spiel stehen und je mehr soziale Unterstützung jemand erhalten hat, desto stärker wird seine Neigung zu problemorientiertem Bewältigungsverhalten sein; sie wird aber schwächer ausfallen, wenn sein Ansehen bedroht ist - ein Befund, der weiterer Untersuchung bedarf (dazu Abschnitt 4.3.4). 2. Emotionsorientierte Reaktionen sind

eine Frage bedrohten Ansehens und Selbstwertgefühls, während finanzielle Erwägungen hier keine Rolle spielen. Intern Kontrollierte weisen deutlich weniger derlei Reaktionen auf. Die emotionale Belastung steigt im großen und ganzen mit allen Anliegen, wenn auch von Geld und Ansehen besonders starke Wirkungen ausgehen.

Die in obenstehenden Tabellen ausgewiesenen Modellfits (R^2) belegen im Vergleich mit Tabellen 4.3, 4.4 und 4.5, daß das Transaktionsmodell die Varianz der Verarbeitungsergebnisse um einiges besser erklärt als ein Modell, das nur von soziodemographischen Kategorien ausgeht (R^2 für emotionale Belastung von 25 % bis 50 % und für emotionsorientiertes Verhalten von 12 % bis 34 %). Den größten Beitrag dazu leisten offenbar die Anliegen. Es bleibt aber festzuhalten, daß problemorientiertes Verhalten weniger gut erklärt wird als emotionsorientiertes Verhalten und Belastung; das R^2 von nur 2 % für problemorientiertes Verhalten in der Supermarkt-Szene ist in der Hauptstichprobe nicht einmal signifikant von Null verschieden (Werte sonst 9 % bis 12 %).

4.3.4 Die besondere Wirkung des bedrohten Ansehens

Bemerkenswert ist an vorstehenden Ergebnissen die ungewöhnliche Wirkung des befürchteten Ansehensverlusts. Wie sollte es zu erklären sein, daß die Probanden ihre Probleme nicht direkt angehen, wenn sie ihr Ansehen bedroht sehen, während sie sonst bei größerer Relevanz einer Situation (stärkeren Anliegen) stets mehr in dieser Hinsicht unternehmen? Um diese Besonderheit zu verstehen, müssen wir uns für einen Augenblick daran erinnern, wie problemorientiertes Verhalten konzipiert wurde. Es umfaßt die Suche nach sozialer Unterstützung, direktes Handeln und Informationssuche. Es wird hilfreich sein, die Wirkung des bedrohten Ansehens auf diese Reaktionen jeweils einzeln zu betrachten, um anhand besonders starker Zusammenhänge weitere Erklärungen zu suchen. Dazu wurden die folgenden Tabellen 4.9 und 4.10 erstellt. Zur Erklärung: In den vorstehenden Tabellen des Abschnitts 4.3.3 wurde durch Regressionsmodelle jeweils der Summenindex für problem- und emotionsorientiertes Verhalten erklärt. Die Tabellen wiesen die Effekte aller erklärenden Variablen aus. Hier werden nun die einzelnen Verarbeitungs-Items, deren Wortlaut in Tab. 3.4 zu finden ist, betrachtet. Für jede Strategie wurde eine separate Regression mit den aus obigen Tabellen (z. B. Tab. 4.6) bekannten erklärenden Variablen durchgeführt. Da die Effekte anderer Regressoren bereits im letzten Unterabschnitt erörtert wurden und hier nicht mehr zur Debatte stehen, wurde im Interesse einer übersichtlichen Darstellung aus den vielen Einzelmodellen (12 Reaktionen, ergänzt durch Summenindizes, à 5 Situationen) jeweils nur das beta für ein bestimmtes Anliegen entnommen und tabelliert (Tab. 4.9 für Geld und 4.10 für Ansehen), während die Koeffizienten der sonstigen erklärenden Variablen nicht abgebildet sind. Es kann auch auf eine Tabellierung der Effekte der weiteren Anliegen verzichtet werden, da sie der Richtung nach denen des Geldes entsprechen. Die Tabellen sagen also im Überblick etwas darüber aus, wie ein bestimmtes Anliegen auf die Einzelreaktionen in den

Situationen wirkt. Man beachte, daß sich abweichend vom Aufbau der bisher besprochenen Tabellen nun in jeder Zeile nicht eine unabhängige Variable mit ihren Effekten, sondern der Effekt eines Anliegens auf die angegebene Reaktion ausgewiesen wird. Informationshalber wird neben dem beta für Einzelreaktionen jeweils das beta für den Summenindex (instrumentelles und emotionales Verhalten) angegeben, das mit den Werten aus Tabellen 4.6 und 4.7 identisch ist.

Tabelle 4.9: Effekte finanzieller Anliegen auf Verarbeitungsreaktionen

	Einladung	Supermarkt	Anschaffung	Behörde	Jobverlust
Hauptstichprobe					
beta Suche soz. Unterst.	-0.00	0.03	0.12*	0.15*	0.08
Direktes Handeln	0.20*	0.07	0.19*	0.25*	0.12*
Informationssuche	0.11*	0.08	0.13*	0.07	0.07
Instrum. Verhalten ¹	0.18*	0.06	0.20*	0.21*	0.11*
Flucht, Vermeidung	0.08*	0.02	0.25*	-0.18*	-0.07
Emotionale Entladung	0.02	0.06	0.17*	0.00	-0.02
Wunschdenken	0.12*	0.14*	-0.16*	0.19*	-0.04
Selbstverantwortl.	0.03	0.10*	.	0.02	-0.12*
Reizselektion	-0.11*	0.11*	0.02	-0.03	0.10
Selbstkontrolle	0.04	0.10*	0.12*	-0.02	0.13*
Kogn. Restrukturierung	-0.10*	0.11*	-0.08	0.23*	-0.10
Positiver Vergleich	-0.06	0.12*	-0.07	0.07	0.01
Resignation	0.07	0.03	-0.01	-0.08*	-0.06
Emotionales Verhalten ¹	0.01	0.17*	-0.05	-0.08*	-0.10

Erläuterung im Text.

Datenbasis: Umfrage »Alltag in Deutschland« 1994, gewichtete Ergebnisse

* signifikant bei $\alpha=5\%$

¹ Summenindex, zur Bildung siehe Abschnitt 3.2.1

Von besonderem Interesse ist jeweils der Bereich der instrumentellen Reaktionen (Zeilen »Suche sozialer Unterstützung« bis »Informationssuche«; Wortlaut der Items in Tabelle 3.4). Wie zu erwarten war, sind die Koeffizienten des Anliegens Geld (Tab. 4.9) fast ausnahmslos positiv. Vollkommen anders beim Ansehen (Tab. 4.10): Es treten neben zwei positiven nur negative Koeffizienten auf. Besonders zu achten ist auf diejenigen Items, die sich durch die höchsten negativen Korrelationen mit dem Anliegen hervortun, d. h., die von ihm am stärksten gehemmt werden. Dies sind etwa: Suche nach sozialer Unterstützung und Informationssuche beim Behördengang (»Ich spreche mit Leuten, die bereits einen solchen Antrag gestellt

Tabelle 4.10: Effekte des Anliegens Ansehen auf Verarbeitungsreaktionen

		Einladung	Supermarkt	Anschaffung	Behörde	Jobverlust
Hauptstichprobe						
beta	Suche soz. Unterst.	0.10*	-0.02	-0.03	-0.31*	-0.09
	Direktes Handeln	-0.23*	0.02	-0.02	-0.01	-0.12*
	Informationssuche	-0.05	-0.06	-0.13*	-0.16*	-0.15*
	Instrum. Verhalten	-0.17*	-0.05	-0.09	-0.25*	-0.15*
	Flucht, Vermeidung	0.33*	0.10*	0.03	0.29*	0.20*
	Emotionale Entladung	0.01	0.10*	0.23*	-0.07	0.11*
	Wunschdenken	0.24*	-0.08	0.15*	-0.04	0.17*
	Selbstverantwortl.	0.01	0.20*	.	0.16*	0.25*
	Reizselektion	0.10*	0.08	0.13*	0.18*	-0.02
	Selbstkontrolle	0.24*	0.13*	0.35*	0.09	0.09
	Kogn. Restrukturierung	0.17*	0.00	0.05	0.02	0.18*
	Positiver Vergleich	0.11*	0.06	0.10*	-0.01	0.12*
	Resignation	0.04	0.10*	-0.04	0.12*	0.10*
	Emotionales Verhalten	0.30*	0.15*	0.21*	0.22*	0.23*

Erläuterung im Text.

Datenbasis: Umfrage »Alltag in Deutschland« 1994, gewichtete Ergebnisse

* signifikant bei $\alpha=5\%$

haben«, $\text{beta}=-0.31$; »Ich besorge mir bei einer Beratungsstelle oder im betreffenden Amt Informationen«, $\text{beta}=-0.16$) oder direktes Handeln nach einer Einladung (»Ich erkläre den Freunden, daß es mir momentan zu teuer ist«, $\text{beta}=-0.23$). Interessanterweise bleiben Reaktionen von diesem Effekt ausgenommen, wenn es sich um abseits stehende Personen handelt, von denen Unterstützung anzufordern ist (Einladung: »Ich frage eine *unbeteiligte* Person, was sie an meiner Stelle tun würde«, $\text{beta} = +0.10$ in der Hauptstichprobe und $+0.24$ bei Sozialhilfebeziehern), oder wenn im Supermarkt mit dem eigenen Kind zu verhandeln ist (»Ich schlage dem Kind einen Kompromiß vor«, $\text{beta} = +0.02$ in der Hauptstichprobe.) Deutlicher noch ist der Kontrast in der Sozialhilfebezieher-Stichprobe mit einem Beta von -0.01 für das gerade genannte Item Kompromißvorschlag vs. -0.17 bzw. -0.09 für Items, die Kontakte zu Fremden implizieren (Freunde mit ähnlichen Erfahrungen ansprechen; Erkundigen, wie man dem Kind das Problem verständlich machen kann). Offenbar gilt: Unter der Voraussetzung, daß eine Situation peinlich wirken könnte, werden solche Reaktionen vermieden, die persönliche Kontakte einbeziehen. Dazu gehören aber wohl nicht die Kontakte zu anonymen oder unbeteiligten Dritten oder zu engen Vertrauten. Immer wenn Personen involviert sind, in

deren Augen das eigene Ansehen hochgehalten werden soll, die also das *Imaginäre Urteil* repräsentieren, würde jegliche Bitte um Information oder Hilfe das eigene Problem offenbaren und damit, tatsächlich oder vermeintlich, den Ansehensverlust quasi öffentlich vollziehen. Neutrale, dissoziale Strategien, d. h. solche, die keine Drittpersonen einbeziehen, wie die Kalkulation der Raten vor einer Anschaffung auf Kredit, oder nur eine intim vertraute Person, der gegenüber es nichts zu verheimlichen gibt, weisen dagegen praktisch keinen statistischen Zusammenhang, jedenfalls keinen hochgradig negativen, mit dem Ansehensverlust auf.

Es ist beachtlich, wie exakt sich dieser Befund mit einer Beobachtung der »soziologischen Modifikationen des Schamgefühls« (das er auch als »Alterierung des Ichgefühls« definiert) durch Simmel (1983:145f.) in Übereinstimmung bringen läßt. »Die prädestinierte Persönlichkeit, um in uns jene Alterierung des Ichgefühls hervorzubringen, ist diejenige, die uns weder völlig fern noch völlig nah steht. Der ersteren gegenüber sind wir eigentlich kein Ich, weil sie uns, eben wegen des Mangels persönlicher Kenntnis, gar nicht von anderen zu unterscheiden weiß. ... Daher die sonderbare Offenheit, mit der Reisegefährten, die sich seit einer Stunde kennen und sich nach einer Stunde nicht mehr wiedersehen werden, einander oft genug intime Dinge anvertrauen. Hier ist man sich eben gegenseitig anonym, das Ich als solches ist aus der Beziehung ausgeschaltet und diese letztere kann deshalb mancherlei Inhalte bekommen, die dem Näherstehenden gegenüber für uns beschämend wären. ... Daß andererseits vor dem ganz nah Vertrauten vielerlei ohne weiteres geschieht oder eingestanden wird, was Ferneren gegenüber die tiefste Scham erzeugen würde, liegt einesteils an der Solidarität mit ihm. ... Andererseits - und dies ist das Tiefere und Wichtigere - wird die Aufmerksamkeit dessen, der uns kennt und liebt, sich nicht leicht auf einen Punkt in uns richten, an dessen Erregung sich jenes peinliche Spiel zwischen Exaggerierung und Herabdrückung des Ichgefühls knüpfen könnte.«

Vor dem Hintergrund der oben vorgenommenen Differenzierung der Reaktions-Items nach sozialen Adressaten wird vielleicht plausibel, warum sich vermeintlich zusammengehörige, weil nominal doch problemorientierte, Verhaltensweisen faktorenanalytisch so schlecht miteinander vereinbaren lassen. Die beiden Items, die bei der Faktorenanalyse nicht auf dem problemorientierten Faktor laden, nämlich eine unbeteiligte Person fragen (Einladung) und dem Kind einen Kompromiß vorschlagen (Supermarkt, vgl. die in Tabelle 3.4 mit * gekennzeichneten Items), korrelieren jeweils mit positivem Vorzeichen mit Ansehen, während die beiden anderen instrumentellen Items negativ korrelieren. Letztere Verhaltensweisen bilden möglicherweise deshalb einen gemeinsamen Faktor, weil sie einen Kontakt zu nichtanonymen Fremden beinhalten.

Im Rückblick auf frühere Untersuchungen müßte man nun fragen, warum etwa Folkman et al. (1986), die u. a. ebenfalls nach speziellen Effekten der Anliegen suchten (vgl. Abschnitt 2.2.4), die Besonderheit des bedrohten Ansehens nicht deutlicher herausarbeiten konnten. Denn eher beiläufig erfährt der Leser dort in einer kleinen Anmerkung lediglich,

daß bei Gefahr für das Selbstwertgefühl (self-esteem) neben vielen anderen Folgen die Suche nach sozialer Unterstützung abgeschwächt wird. Es sind mehrere Erklärungen möglich. Zum einen versteckt sich bei Folkman et al. hinter *self-esteem* ein Index, der sowohl Selbstwertgefühl als auch Ansehen in unserem Sinn umfaßt. Die Items reichen von der Furcht vor dem Verlust der Zuneigung einer wichtigen Person bis zur Furcht davor, einen inkompetenten oder »unethischen« Eindruck zu hinterlassen. Diese Items könnten ja durchaus unterschiedliche Coping-Effekte nach sich ziehen, obwohl sie faktorenanalytisch zusammenhängen. Ein Effekt würde dann durch die Aggregation zu einem Index verschleiert. Zum anderen ist der Gegenstandsbereich ein anderer, denn die Probanden konnten der Gruppe um Folkman beliebige Belastungsereignisse berichten, die sie kürzlich erlebt hatten. Es wird nicht mitgeteilt, um welche Ereignisse es sich handelte. Und mit überdurchschnittlichem Einkommen und hoher Schulbildung entspricht schließlich die Stichprobe jener Studie keinem Bevölkerungsquerschnitt.

Im Vorbeigehen sei noch eine kurze Bemerkung erlaubt, die weniger mit Belastungsverarbeitung zu tun hat, weil sie sich speziell auf die Mobilisierung sozialer Unterstützung bezieht. Zu ihren Nachteilen bzw. Kosten wird häufig die Verpflichtung zur Gegenseitigkeit gezählt, die durch erhaltene Hilfe eingegangen wird. Die vorliegenden Ergebnisse sprechen nun aber gegen diese Annahme, zumindest im vorliegenden Kontext. Ob Geld oder das Ansehen auf dem Spiel stehen, ändert sicher nichts an möglichen Reziprozitätsverpflichtungen für erbetene Hilfe, und doch unterscheidet sich das tatsächliche Verhalten je nach Anliegen so deutlich. Wenn also im einen Fall Hilfe mobilisiert wird und im anderen nicht, spricht dies einzig für die Annahme, daß die Kosten der sozialen Unterstützung in einem Verlust von Vertraulichkeit bestehen.

Letzte Sicherheit über die Gültigkeit der hier entwickelten Deutung des außergewöhnlichen Zusammenhangs instrumenteller Verhaltensweisen und bedrohten Ansehens läßt sich vielleicht mit der Gegenfrage gewinnen, welche Effekte wohl bedrohtes Ansehen auf *emotionsorientiertes* Verhalten hat. Wenn die Scham verhindert, daß die Betroffenen sich Hilfe in ihrer Umgebung holen, müßte sie - in formaler Negation dieses Effekts - andererseits auch zum Verschweigen des Problems und zum Rückzug aus sozialen Beziehungen antreiben, in denen es sich offenbaren könnte. Die untere Hälfte der Tabelle 4.10 enthält die entsprechenden multivariaten Zusammenhänge des Anliegens Ansehen mit emotionsorientierten Reaktionen. Es ist wieder aufschlußreich, einige Einzelreaktionen mit herausragend hohen Korrelationskoeffizienten zu betrachten. Hier handelt es sich, in der Reihenfolge der Situationen, um: »Ich lasse mir eine passende Ausrede einfallen und sage ab« (Einladung/Evasion, $\beta=0.33$), »Ich gehe widerwillig mit, lasse mir aber nichts anmerken« (Einladung/Selbstkontrolle, $\beta=0.24$), »Ich behalte das Problem so gut es geht für mich« (Anschaffung/Selbstkontrolle, $\beta=0.35$), »Ich schiebe den Behördengang lange auf oder überlege, auf die Leistung zu verzichten« (Behördengang/Evasion, $\beta=0.29$), »Ich versuche, möglichst wenig an den Gang zum Amt zu denken« (Reizselektion/Behördengang, $\beta=0.18$), »Ich gehe in

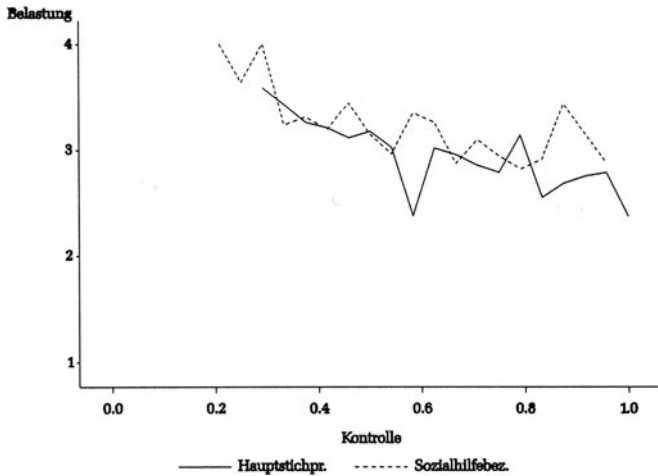
eine Kneipe oder sehe lange fern oder fahre einfach weg, um nicht immer daran denken zu müssen« (Jobverlust/Evasion, $\beta=0.20$). Diese Reaktionen haben im Unterschied zu den meisten anderen palliativen Reaktionen, die das Individuum gleichsam in neutraler Abgeschlossenheit von seiner sozialen Umwelt ergreift, die implizite *Abwendung* von einem Sozialkontakt gemein. Ein Problem wird Dritten gegenüber verschwiegen. Die Person weicht durch aktive Flucht oder Aufschieben der belastenden Situation selbst bzw. ihrer ansehensbedrohenden Folgeauseinandersetzungen dem Problem aus. Es gibt zwar auch andere Reaktionsklassen, die in Einzelfällen einen hohen Zusammenhang mit bedrohtem Ansehen aufweisen, doch ist erstaunlich, daß die höchsten Korrelationskoeffizienten fast ausnahmslos mit denjenigen Reaktionen bestehen, die Evasion und Verheimlichen beinhalten. Es handelt sich auch keinesfalls um Reaktionen, die von Anliegen generell ausgelöst werden, denn in Tabelle 4.9, die die Korrelationen mit finanziellen Anliegen enthält, fehlt den aufgezählten Items jegliches herausgehobene Profil. Das Zurückweichen vor Sozialkontakten und das Verheimlichen eines finanziellen Problems sind also nicht Folge beliebiger Situationseinschätzungen, sondern nur der Befürchtung, das Ansehen könne Schaden nehmen. Das Muster bestätigt die zuerst an instrumentellen Reaktionen gemachte Beobachtung, daß die Empfindlichkeit für potentiell beschämende Situationen starke Effekte auf das Sozialverhalten besitzt.

Mit der gerade vorgebrachten Anwendung des Theorems des *Imaginären Urteils* sind zwar nicht restlos alle Besonderheiten der Tabelle 4.10 zu erklären. Die Zustimmung zum Item »Ich erkundige mich bei verschiedenen Stellen, was ich tun kann« (Informationssuche bei Jobverlust) wird ebenfalls unter drohendem Ansehensverlust unwahrscheinlicher, ohne daß hier zwingend erkennbar ist, daß relevante Drittpersonen in die bevorstehende Arbeitslosigkeit eingeweiht werden. Trotzdem sind nun die im vorangegangenen Abschnitt vorgefundenen Besonderheiten nicht mehr unplausibel. Was ursprünglich einfach nur das neutrale Konzept der Problemorientierung operationalisieren sollte, wurde ohne Absicht teilweise zum Indikator emotional besetzter sozialer Vorgänge. Wer in einer Notlage Hilfe sucht, offenbart dabei mitunter überhaupt erst diese Notlage. Wer befürchten muß, daß dadurch sein Ansehen Schaden nimmt, wird sorgfältig abwägen, den Gewinn in Anspruch zu nehmen, den soziale Unterstützung ihm bringt, da er sich mit ihr auch öffentlich die Schmach zuzieht, die seinem Problem anhaftet. Die Akteure in unseren Situationen stecken in einem Dilemma, das sie wohl allzuoft in Untätigkeit verharren und vor einer problemgerichteten Bewältigung zurückschrecken läßt. Es bedarf sicher keiner großen Phantasie sich auszumalen, bei wievielen realen Vorgängen der Mechanismus am Werk ist, den wir hier mit Umfragedaten unter quasi-experimentellen Bedingungen nachweisen konnten.

4.3.5 Kontrolle und Belastung

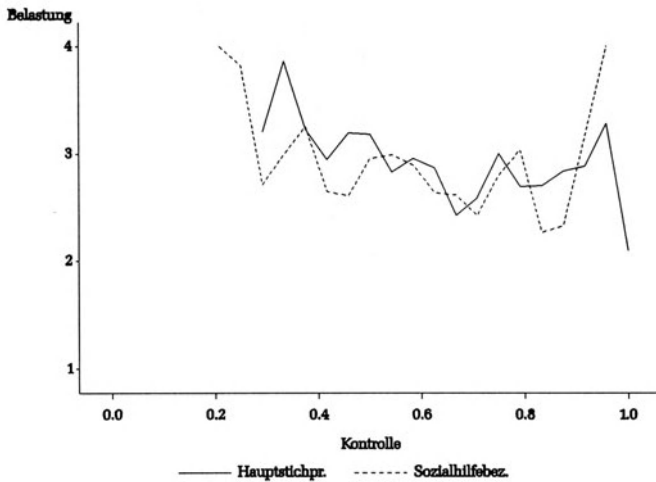
Daß zwischen Kontrolle und emotionaler Belastungsempfindung kein Zusammenhang besteht, wie sich in Abschnitt 4.3.3 zeigte, widerspricht der Annahme, interne Kontrolle sei ein

Schutzfaktor gegen Belastungen (siehe die Aussagen zur Wirkung interner Kontrolle in Abschnitt 2.3.5). Der bivariate Zusammenhang scheint die protektive Wirkung eher zu bestätigen, denn der Zusammenhang ist in allen fünf Situationen negativ und bei Einladung, Supermarkt und Behördengang dem Betrag nach größer als -0.12 und signifikant. Drei Erklärungen kommen in Frage: erstens die Bereinigung des Effekts durch die multivariate Regression, zweitens der Verlust der Pufferfunktion durch Folgebelastungen, deren Ursache die Kontrollüberzeugung ist, und drittens ein nichtlinearer Zusammenhang zwischen Kontrolle und Belastung. Die erste - technische - Erklärung für das Verschwinden des Zusammenhangs könnte in der Tendenz des multivariaten Verfahrens liegen, Effekte zu eliminieren, die von zusammenhängenden Prädiktoren ausgehen. Die Konstanzhaltung anderer Variablen könnte zur Folge haben, daß der »reine« Effekt der Kontrolle verschwindet. Bei den Drittvariablen, die hierbei möglicherweise ausschlaggebend sind, könnte es sich um Optionen und vor allem um Anliegen handeln. Die meisten Anliegen weisen eine bivariate Korrelation mit Kontrolle im Bereich von -0.10 bis -0.30 auf, und Optionen hängen zu etwa dem gleichen Betrag positiv mit der Kontrolle zusammen. (Optionen besitzen allerdings im Gegensatz zu den Anliegen keinen im multivariaten Modell beständigen Effekt.) Wenn Kontrolle nun negativ mit Belastung und Anliegen korreliert und Anliegen einen positiven Effekt auf die Belastung ausüben, ist es denkbar, daß sich der Effekt der Kontrolle im multivariaten Modell verliert. Die zweite mögliche Erklärung ist inhaltlicher Natur. Folkman (1984:845f.) beschreibt Bedingungen, unter denen Kontrolle die Bedrohungsempfindung *steigert*. Dies ist beispielsweise der Fall, wenn die Kontrolle über eine Situation Folgebelastungen auslöst, etwa in der Form einer unangenehmen Therapie bei schweren Krankheiten oder der Notwendigkeit, fremde Hilfe anzunehmen. Derartige Überlegungen sind aber eher plausibel, wenn von *situativer* Kontrolle (also Optionen) die Rede ist, da generalisierte Kontrolle ja konzeptuell keinen Situationsbezug besitzt und unabhängig von konkreten Gegebenheiten erhoben wird. Insofern ist nicht einzusehen, warum laut Tabelle 4.8 Optionen die Belastung in einigen Fällen senken, Kontrolle aber nicht. Die dritte Erklärung geht auf Rotter (1966:16f.) zurück, der andeutete, daß Kontrolle mit bestimmten Variablen in keinem linearen Zusammenhang steht. Er findet Beziehungen, die weder ein lineares noch ein U-förmiges Muster ergeben und nur schwer zu deuten sind. Andererseits könnte aber, wie Mayring (1988:145) vermutet, zwischen Kontrolle und Belastungsempfindung ein kurvilinearere Zusammenhang bestehen, während obige Regressionen einen linearen Zusammenhang unterstellen. Sowohl extrem interne als auch extrem externe Kontrolle könnte belastungsauslösend wirken, weil sich im einen Fall die Person von Anforderungen überfordert fühlt, im anderen besonders stark *herausgefordert* und mobilisiert. Anhand der folgenden Abbildungen läßt sich abschätzen, ob die Linearitätsannahme berechtigt ist.



Datenbasis: Umfrage »Alltag in Deutschland« 1994, gewichtete Berechnung

Abbildung 4.13: Kontrolle und Belastung durch Einladung



Datenbasis: Umfrage »Alltag in Deutschland« 1994, gewichtete Berechnung

Abbildung 4.14: Kontrolle und Belastung durch Behördengang

Die Abbildungen zeigen den Zusammenhang zwischen Kontrolle und situativer emotionaler Belastung³⁴. Die erste Abbildung (4.13), die die Verhältnisse für die Einladung zeigt und deren Form für den Supermarkt identisch ist, weist auf eine lineare Struktur hin. Für drohende Arbeitslosigkeit erübrigt sich jede Erörterung, weil die Linie konstant auf hohem Niveau verläuft. Aus der zweiten Abbildung (4.14), die auf dem Situationsmodul Behördengang beruht und in etwa auch der Anschaffung entspricht, geht dagegen die Art des Zusammenhangs nicht zweifelsfrei hervor, und wegen der für beide Substichproben hohen Belastungswerte bei Kontrolle über 0.9 ist Kurvilinearität nicht mit Sicherheit auszuschließen. Denkbar ist also, daß in einem Personenkreis mit niedriger (externer) Kontrolle diese belastungssenkend, im Bereich hoher (interner) Kontrolle aber belastungssteigernd wirkt. Die betreffenden Regressionen des Abschnitts 4.3.3 wurden daher für Modelle wiederholt, in die Kontrolle nach geeigneter Transformation nichtlinear eingeht.³⁵ Die Ergebnisse, die hier nicht in allen Einzelheiten erörtert werden müssen, bestätigen die Erklärung mit Kurvilinearität jedoch nicht, weil Kontrolle nach wie vor so gut wie keine signifikanten Effekte besitzt. Nachdem nun die dritte Erklärung im großen und ganzen ausgeschlossen werden kann und die zweite unplausibel ist, scheint der wahrscheinlichste Grund der ausbleibenden Dämpfungseffekte der Kontrolle in der Bereinigung ihres Einflusses durch die multivariate Regression zu liegen. Da, wie oben geschildert, zwischen Kontrolle und Anliegen ein negativer Zusammenhang besteht, können wir davon ausgehen, daß Kontrolle im multivariaten Modell deshalb keinen Effekt zeigt, weil intern Kontrollierte weniger Anliegen wahrnehmen, was sich dämpfend auf die emotionale Belastung auswirkt.

4.3.6 Soziale Unterstützung als Ressource und instrumentelle Reaktion

Es hat sich herausgestellt, daß soziale Unterstützung als Ressource mit instrumentellen

³⁴ Anmerkung: Die Streuung einzelner Fälle kann nicht anschaulich graphisch dargestellt werden. Da die Ausprägungen der emotionalen Belastung nur die Werte 1, 2, 3 oder 4 annehmen können, würde die Verteilung aus vier waagerechten Linien mit mehr oder weniger dicht beieinanderliegenden Punkten bestehen. Die Abbildungen machen sich die Tatsache zunutze, daß auch die Kontrollausprägungen, die ja durch lineare Transformation der Summe einzelner Items entstanden sind, letztlich nur eine diskrete Variable (nämlich mit 23 auftretenden Ausprägungen) bilden. Dargestellt sind nun die gewichteten Mittelwerte der Belastung für Fälle gleicher Kontrollausprägung, unter Ausschluß solcher Ausprägungen, die weniger als fünf Fälle umfassen. Eine Mittelwertbildung innerhalb bestimmter Partilgruppen (Klassen gleich großer Besetzung) wäre wegen der diskreten Verteilung der relativ zahlreichen x-Werte auf relativ wenige, ungleich stark besetzte Ausprägungen hier nicht sinnvoll, denn gegebene Kontrollausprägungen würden dabei unvermeidlich verschiedenen Partilen zugeordnet.

³⁵ Wenn man in Abb. 4.14 einen leichten Anstieg der Belastungswerte erkennen will, so beginnt er bei Kontrolle=0.65. (Dies ist auch der Mittelwert der Kontrolle in der Hauptstichprobe.) Ein nichtlinearer Zusammenhang zwischen Kontrolle und Besorgnis wurde simuliert durch folgende Transformationen der Ausprägungen für Kontrolle:

$$\begin{aligned} \text{Kontrolle}' &= \text{abs}(\text{Kontrolle}-0.65) \\ \text{sowie} \\ \text{Kontrolle}' &= (\text{Kontrolle}-0.65)^2 \end{aligned}$$

Bewältigungsreaktionen in einem positiven Zusammenhang steht. Hierfür kann es zwei verschiedene Erklärungen geben: Soziale Unterstützung stellt instrumentelle Hilfen bereit und schafft ein Klima, in dem sich die Person ganz auf eine Problemlösung konzentrieren und auf Gefühlsberuhigung verzichten kann. Oder die beiden Variablen hängen nur deshalb zusammen, weil instrumentelles Verhalten unter anderem in der Mobilisierung eben der sozialen Unterstützung besteht. Um diese Frage zu klären, können wir auf eine nun schon bekannte Technik zurückgreifen, die Disaggregation des Index für problemorientiertes Verhalten. Wenn die erste Erklärung zutrifft, müßten alle Einzelreaktionen mit sozialer Unterstützung als Ressource kovariieren. Andersfalls dürften es nur solche sein, die eine aktive Inanspruchnahme von Hilfe implizieren. Dann wäre der Zusammenhang der sozialen Unterstützung und problemorientierter Reaktionen zumindest eine Überinterpretation, wenn nicht sogar ein Artefakt, da problemorientiertes Verhalten aus mehr als nur der Mobilisierung sozialer Unterstützung besteht. Erhaltene soziale Unterstützung mißt die Tatsache, daß eine Person grundsätzlich viele Sozialkontakte pflegt und entsprechende Hilfen empfängt. Die Mobilisierung sozialer Unterstützung als Reaktion bedeutet nur, daß dies unter Belastung geschieht. Ein Zusammenhang wäre alleine wegen der semantischen Gleichheit der Konstrukte nicht überraschend. Der Wortlaut eines Items für die Mobilisierung ist beispielsweise bei der Haushaltsanschaffung »Ich lasse mich von sachkundigen Bekannten beraten«. (Für die anderen Situationen ist er Tabelle 3.4 zu entnehmen.)

Tabelle 4.11 zeigt die errechneten Zusammenhänge zwischen sozialer Unterstützung und allen Einzelreaktionen. Sie ist aufgebaut wie Tabellen 4.9 und 4.10. Am stärksten ist die Wirkung erhaltener sozialer Unterstützung in fast allen Situationen auf die Suche sozialer Unterstützung (erste Wertezeile, beta von 0.11 bis 0.18). Lediglich bei der Einladung ist die Wirkung auf Informationssuche noch größer (»Ich erkundige mich nach einem anderen Restaurant mit gemäßigten Preisen und schlage es als Alternative vor«, beta 0.15). Allen Reaktionen, die durch soziale Unterstützung gefördert werden, ist eine Kontaktaufnahme mit Personen aus dem Bekanntenkreis zu eigen. Reaktionen, deren Wortlaut einen Sozialkontakt unerwähnt läßt (z. B. die Ratenkalkulation, beta -0.06) oder die auf die Inanspruchnahme nicht näher spezifizierter Informationsquellen hinauslaufen (»Ich erkundige mich, wie ich dem Kind das Problem verständlich machen kann«, beta 0.05), weisen einen schwächeren, zumeist statistisch nicht signifikanten Zusammenhang auf. Von den eingangs vorgestellten Erklärungen trifft also eher die zweite zu. Erhaltene Hilfe aus dem sozialen Netzwerk fördert nicht generell problemorientiertes Verhalten, sondern vorrangig die situative Inanspruchnahme weiterer Hilfe. Zwar macht letztere eine wichtige Komponente des gesamten instrumentellen Verhaltens aus, doch ist dieser Effekt aufgrund der oben geschilderten konzeptuellen Nähe der beiden Konstrukte nicht übermäßig hervorzuheben.

Warum reicht der Effekt der sozialen Unterstützung nicht weiter, z. B. bis zum emotionsorientierten Verhalten und zur Belastungsempfindung? Zwei mehr oder weniger spekulative Deutungen sind möglich. Zum ersten hat sich ja auch in anderen Studien erwiesen, daß eher

Tabelle 4.11: Effekte sozialer Unterstützung auf Verarbeitungsreaktionen

		Einladung	Supermarkt	Anschaffung	Behörde	Jobverlust
Hauptstichprobe						
beta	Suche soz. Unterst.	0.11*	0.15*	0.18*	0.12*	0.17*
	Direktes Handeln	0.12*	0.09*	-0.06	0.03	0.10*
	Informationssuche	0.15*	0.05	0.08*	0.10*	0.03
	Instrum. Verhalten	0.17*	0.11*	0.11*	0.13*	0.15*
	Flucht, Vermeidung	0.01	0.02	0.07	0.03	0.05
	Emotionale Entladung	0.09*	0.08	0.02	0.02	0.01
	Wunschdenken	-0.01	-0.03	0.02	0.07	-0.06
	Selbstverantwortl.	-0.07	0.01	.	0.01	0.12*
	Reizselektion	-0.06	0.02	0.00	-0.02	0.01
	Selbstkontrolle	-0.04	0.02	-0.13*	0.01	-0.05
	Kogn. Restrukturierung	0.00	0.02	0.00	0.03	0.01
	Positiver Vergleich	-0.06	-0.00	-0.02	-0.01	-0.02
	Resignation	-0.15*	-0.10*	0.05	-0.07	-0.03
	Emotionales Verhalten	-0.08*	-0.01	-0.02	-0.02	-0.01

Erläuterung im Text.

Datenbasis: Umfrage »Alltag in Deutschland« 1994, gewichtete Ergebnisse

* signifikant bei $\alpha=5\%$

wahrgenommene als die hier untersuchte *erhaltene* Unterstützung Belastungen mindert (vgl. die Ausführung in Abschnitt 2.3.3). Leider war es hier nicht möglich, alternativ die Wirkung wahrgenommener Unterstützung zu prüfen, da sie nicht erhoben wurde. Zum zweiten wurde soziale Unterstützung losgelöst von der eigentlichen Belastungssituation erhoben, denn es wurde ja nach erhaltenen Hilfen »in den letzten vier Wochen« gefragt. Es ist nicht auszuschließen, daß eine eher proximale (auf die Situation bezogene) Erhebung des Konstrukts zu stärkeren Zusammenhängen geführt hätte. Was wir ermittelt haben, ist der Zusammenhang zwischen einem sehr belastungsfernen Unterstützungsmaß und einer sehr punktuellen Belastungssituation. Die eigentlich interessierende Frage ist aber doch eher, wie eine Person die in einer konkreten Situation vorhandene Hilfe bewertet (Lazarus/Folkman 1984:246f.) und ob die in dieser Situation erhaltene Hilfe sich auf Wohlbefinden und Verhalten niederschlägt. Freilich würden eine solche proximal definierte soziale Unterstützung als *Ressource* und die Mobilisierung sozialer Unterstützung als *Strategie* sich empirisch so sehr ähneln, daß eine konzeptuelle Trennung kaum noch vertretbar wäre.

Übrigens kann aufgrund des im Verhältnis zur erhobenen Situation distalen Charakters der sozialen Unterstützung weitgehend ausgeschlossen werden, daß sich die sog. Mobilisie-

rungs- und Kompensationseffekte (vgl. Abschnitt 2.3.3) überlagern, was eine hypothetische dritte Erklärung ist. Ein Mobilisierungseffekt liegt dann vor, wenn in einer Krisensituation die Inanspruchnahme der Unterstützung mit der Stärke der Belastung wächst (positive Korrelation). Er kann sich unter bestimmten Umständen mit der Belastungskompensation durch soziale Unterstützung (negative Korrelation) vermengen (siehe Abschnitt 2.3.4). Der Zeithorizont der Erhebung (s. o.) macht es jedoch unwahrscheinlich, daß hier die Inanspruchnahme mit der Verwicklung in die fünf Belastungssituationen zusammentrifft. Da nach Unterstützung in einem fest umrissenen nahen Zeitraum und nach Situationen zu einer beinahe beliebigen Zeit gefragt wurde, spricht nichts dafür, daß die erhobene Unterstützung speziell aufgrund der angesprochenen Belastungssituation mobilisiert wurde.

Was die Wirkung der sozialen Unterstützung anbetrifft, ist noch ein interessantes Detail nachzutragen. Verschiedentlich wurde beobachtet, daß ihr Effekt bei Frauen stärker ausgeprägt ist als bei Männern. Begründet wird dies damit, daß Frauen aufgrund anderer Erziehungsmuster besonders auf die Zuwendung ihrer sozialen Umwelt angewiesen seien, um ihr Selbstwertgefühl aufrechtzuerhalten (Turner/Roszell 1994:196). *Interpersonelle Abhängigkeit* (Dependenz) sei bei ihnen stärker ausgeprägt. Soziale Ressourcen wie die Zahl der Beziehungen, die Menge sozialer Aktivitäten und andere Dimensionen des Beziehungsnetzes senken in einer empirischen Studie von Billings/Moos (1981:153) bei Frauen stärker als bei Männern psychische und physische Streßsymptome. Wir haben die Abhängigkeitshypothese an unseren Daten mit einem Interaktionseffekt zwischen Geschlecht und sozialer Unterstützung geprüft, der einen etwaigen zusätzlichen Effekt bei Frauen mißt. Tatsächlich wird der Index für problemorientiertes Verhalten (eigentlich ja nur die Mobilisierung weiterer Hilfe) bei Frauen markant stärker von erhaltener Unterstützung gefördert als bei Männern, denn der Interaktionseffekt ist mit Werten von 0.04 bis 0.16, die in drei Situationen signifikant sind, sehr wohl erkennbar. Zumeist bleibt der signifikante Haupteffekt der sozialen Unterstützung, der für die Wirkung bei Männern steht, erhalten, wenn auch mit geringerem Betrag. Bei Frauen erreicht der Gesamteffekt je nach Situation Werte von 0.17 bis 0.25, gegenüber nur 0.07 bis 0.14 bei Männern. In der Erklärung des emotionsorientierten Verhaltens und der Besorgnis spielt indes der Interaktionseffekt genausowenig eine Rolle wie der nicht nach dem Geschlecht differenzierte Effekt, der in Abschnitt 4.3.3 beschrieben wurde. (Einzelheiten müssen hier nicht wiedergegeben werden.) Dies zusammen mit der Einschränkung der Wirkung der sozialen Unterstützung, die oben demonstriert wurde, gebietet größte Vorsicht bei einer Entscheidung, ob die Ergebnisse als Indiz für das Vorliegen eines Abhängigkeitseffekts gewertet werden können. Es sind differenziertere Daten notwendig, um dies zu klären.

4.3.7 Expositionserfahrung und die Wirkung von Kontrolle und Optionen

Bei den bisherigen Analysen wurde zwischen Personen mit und ohne Expositionserfahrung kein Unterschied gemacht. Aus der Sicht des Transaktionsansatzes ist das nicht unproblematisch. Lazarus/Folkman (1987:143) sehen die Beobachtung des tatsächlichen (gegenwärtigen oder vergangenen) Verhaltens als Voraussetzung der adäquaten Analyse, da verhaltensferne Angaben zu »gewöhnlichen« Reaktionen auf der Annahme von Dispositionen beruhen. Diese müssen keine validen Indikatoren realen Verhaltens sein. In Abschnitt 4.1 zeigte sich, daß die Untersuchungspopulation die geschilderten Situationen stets zum Teil erlebt und zum Teil noch nicht erlebt hat. Es leuchtet nun zunächst nicht ein, daß die Reaktionen in fiktiven und in real erlebten Auseinandersetzungen identisch sein sollen. Bevor ausführliche Erkenntnisse über Wirkungszusammenhänge in der Belastungsverarbeitung vorlagen, die in den Abschnitten 4.2 und 4.3 erarbeitet wurden, war es nicht sinnvoll, etwaigen Unterschieden zwischen den Subpopulationen auf den Grund zu gehen. Das soll nun nachgeholt werden.

Das eigentlich maßgebliche Kriterium dürfte bei genauerer Betrachtung auch nicht die Frage sein, ob jemand eine Situation überhaupt jemals erlebt hat, sondern, ob die Kenntnis der Umstände und die Erinnerung an Reaktionen noch frisch sind. Nur dann dürfte von verhaltensnaher Erhebung die Rede sein. Den Gegensatz bilden Angaben zu Auseinandersetzungen, die völlig außerhalb des Erfahrungshorizonts der Probanden liegen, oder solche, die sie in ferner Vergangenheit erlebt haben. Unter diesem Gesichtspunkt scheinen Begrenzungen auf maximal ein Jahr zurückliegende Erlebnisse, wie sie McLeod/Kessler (1990) vornehmen, zwar sinnvoll, aber möglicherweise noch zu weit gefaßt, und es bleibt fraglich, in welcher Weise zeitliche Distanz zu einer Auseinandersetzung oder auch ihre Fiktivität zu unterschiedlichem Antwortverhalten führen. Dazu liegen unseres Wissens auch keine empirischen Befunde vor. Häufig wird jedoch die Messung im unmittelbaren zeitlichen Bezug zur Konfrontation mit einer Belastungsquelle empfohlen (z. B. von Cohen 1987:291)

Angaben zur zeitlichen Lage der Erfassung zum Ereignis wurden in der AiD-Umfrage nicht erfragt. Die einzige Information, die in diesem Zusammenhang zur Verfügung steht, ist, ob die Befragten sich jemals in den geschilderten Situationen befunden haben. Es soll nun geprüft werden, ob sich Reaktionen unterscheiden, je nachdem, ob bei den Probanden Erfahrungen vorliegen oder ob es sich um fiktive Ereignisse handelt. Dies soll darüber Aufschluß geben, ob es Aussagen über fiktive Ereignisse an Validität für reales Verhalten fehlt und ob die Interpretation der Ergebnisse möglicherweise entsprechend eingeschränkt werden muß.

Die Existenz möglicher Differenzen wurde in zwei Schritten untersucht. Zunächst können sich ja prinzipiell alle Parameter der Modelle aus Abschnitt 4.3.3 zwischen Personen mit und ohne Erfahrung unterscheiden. Daher wurden diese Regressionen in einem ersten Schritt getrennt für beide Gruppen (jeweils innerhalb der Substichproben) durchgeführt und verglichen. Es treten einzelne markante Unterschiede auf, jedoch keine situations- und stich-

probenübergreifenden Muster, so daß kaum mehr als kasualistische Erklärungen möglich sind. Die Mehrzahl der signifikanten Effekte, vor allem durch Anliegen und Kontrolle, bleibt aber auch bei Differenzierung nach Erfahrung stabil. Eine der wenigen theoretisch plausiblen Annahmen über Veränderungen mit der Erfahrung leitet sich aus der Natur der Konstrukte Kontrolle und Optionen ab. Kontrolle ist die generalisierte Überzeugung von der Wirksamkeit des eigenen Verhaltens, während Optionen die Wahrnehmung in der Situation konkret gegebener Einflußmöglichkeiten bedeutet. Optionen sind gleichbedeutend mit situationspezifischer Kontrolle, während dem allgemeinen Kontrollkonstrukt eine Bedeutung für unbestimmte Kontexte zugeschrieben wird, für die dem Akteur keine Erfahrungswerte vorliegen. Es ist daher zu erwarten, daß Kontrolle einen größeren Einfluß auf das Verhalten in unbekanntem bzw. noch nie erfahrenen Situationen ausübt, während Optionen ihre Wirkung eigentlich nur dort entfalten sollten, wo bereits Erfahrungen vorliegen. In fiktiven Situationen dürfte eine spezifische Wahrnehmung von Einflußmöglichkeiten, die von der generalisierten Kontrolle abweicht, nicht ausgebildet sein. Daher sollten die Effekte für Optionen bei Personen mit Erfahrung dem Betrag nach größer sein als bei Personen ohne Erfahrung, und die Effekte für Kontrolle sollten bei Personen ohne Erfahrung größer sein als bei Personen mit Erfahrung.

Die (nicht tabellierten) Regressionskoeffizienten bestätigen diese Vermutung jedoch nicht. Zwar haben beim Behördengang und im Supermarkt Optionen unter Personen (aus der Hauptstichprobe) mit Erfahrung eine stärker hemmende Wirkung auf emotionsorientiertes Verhalten, doch das Ergebnis im Kontext der Einladung widerspricht der Erwartung, weil der hemmende Effekt bei Erfahrung abnimmt. In bezug auf problemorientiertes Verhalten findet sich kein einziger Beleg für den erwarteten Unterschied.

Da dieser erste Untersuchungsschritt gewisse, wenn auch uneindeutige, Hinweise auf die Veränderlichkeit der Effekte von Kontrolle und Einfluß zwischen den Subpopulationen mit und ohne Erfahrung erbrachte, wurde die Analyse in einem zweiten Schritt mit einem Modell wiederholt, das die differentielle Wirkung der beiden Parameter (Optionen, Kontrolle) je nach Erfahrung explizit zuläßt. Ein Interaktionseffekt³⁶ wurde einbezogen. Wenn die geschilderte Annahme zutrifft, müßte sich z. B. für emotionsorientiertes Verhalten folgendes Koeffizientenmuster einstellen: Kontrolle negativ, Optionen Null, Interaktion Kontrolle/ Erfahrung positiv (Summe Kontrolle bei Erfahrung also Null) und Interaktion Optionen/ Erfahrung negativ (Summe Optionen also bei Erfahrung negativ).³⁷ Für die Belastung sollte

³⁶ Produkt aus Kontrolle/Optionen und Erfahrung, wobei der Faktor Erfahrung eingeht mit den Werten erlebt=1, nicht erlebt=0.

³⁷ Stark vereinfacht läßt sich der Zusammenhang von emotionsorientiertem Verhalten (EMOVERH), Kontrolle (KONT), Optionen (OPT) und Erfahrung (ERF) wie folgt darstellen (von weiteren Prädiktoren und einer Konstante wird der Übersichtlichkeit halber abgesehen):

$$\begin{aligned} \text{EMOVERH} &= \beta_1 \text{KONT} + \beta_2 \text{OPT} + \beta_3 \text{ERF} * \text{KONT} + \beta_4 \text{ERF} * \text{OPT} \\ &= (\beta_1 + \beta_3 \text{ERF}) * \text{KONT} + (\beta_2 + \beta_4 \text{ERF}) * \text{OPT} \end{aligned}$$

Im theoriebasierten Idealfall wirkt Kontrolle nur bei Unerfahrenen. Ihr Effekt β_1 soll negativ sein. Bei

das Muster identisch, für instrumentelles Verhalten umgekehrt sein. Die Ergebnisse, auf deren Darstellung wiederum verzichtet sei, bestätigen die Erwartung jedoch nicht. Die Tendenz zwischen Situationen, Substichproben und Zielvariablen ist widersprüchlich. Eine glatte Bestätigung der Annahmen ist nur beim Behördenbesuch zu verzeichnen. Alle Interaktionseffekte sind hier dem Betrag nach mindestens 0.23 und signifikant. Ansonsten besitzen die Effekte zwar mehrheitlich das erwartete Vorzeichen, jedoch keinen nennenswerten Betrag, und es treten auch einige krasse Widersprüche zu erwarteten Differenzen auf.³⁸

Offensichtlich zeigt also auch die Gegenprobe mit zwei ausgewählten und theoretisch begründeten Interaktionseffekten keinen durchgängig gültigen und inhaltlich plausiblen Unterschied der Reaktionen zwischen erlebten und fiktiven Situationen. Für den Zusammenhang zwischen Expositionserfahrung, Kontrolle und Optionen gibt es nur einzelne und inkonsistente empirische Belege.

Zusammengenommen mit den Ergebnissen des ersten Untersuchungsschritts (separate Analysen nach Erfahrung/Nichterfahrung), in dem eine systematisch differentielle Wirkung der sonstigen unabhängigen Variablen der Regressionsmodelle nicht zu verzeichnen war, begründen die Befunde also keineswegs die Notwendigkeit einer Unterscheidung nach Expositionserfahrung. Solange nicht andere zwingende Gegenargumente vorgebracht werden, verbietet es sich rückblickend und in Vorausschau auf noch anstehende Analysen nicht, die Substichproben in vollem Umfang, d. h. inklusive der Personen ohne Exposition, zu berücksichtigen. Freilich soll damit nicht prinzipiell die Möglichkeit ausgeschlossen werden, daß Erfahrung die Wahrnehmung eines Problems und das Verarbeitungsverhalten verändert. Um solchen Effekten beizukommen, sind allerdings weitergehende grundsätzliche Überlegungen über die durch Erfahrung ausgelösten Vorgänge sowie eine detaillierte Erfassung der Expositionsgeschichte notwendig.

Erfahrenen sollte Kontrolle insgesamt keinen Effekt besitzen. Der Interaktionseffekt β_3 , der die Veränderung der Stärke des Kontrolleffekts bei Erfahrenen gegenüber Unerfahrenen mißt, müßte daher positiv sein, damit sich bei Erfahrenen als Summe von direktem Effekt β_1 und Interaktionseffekt β_3 Null ergibt. Die Beträge von β_1 und β_3 sollten gleich sein.

Entsprechend sollte ein (Gesamt)effekt der Optionen nur bei Erfahrenen vorhanden sein. Damit muß aber der Gesamteffekt gleich dem Interaktionseffekt β_4 sein, und der Haupteffekt β_2 , der den Einfluß der Optionen bei Unerfahrenen mißt, kann nur Null sein. Wenn nun β_1 negativ, β_2 Null, β_3 positiv und β_4 negativ ist, dann ergibt das Einsetzen der Werte für Erfahrung (1 bzw. 0) für *Unerfahrene*:

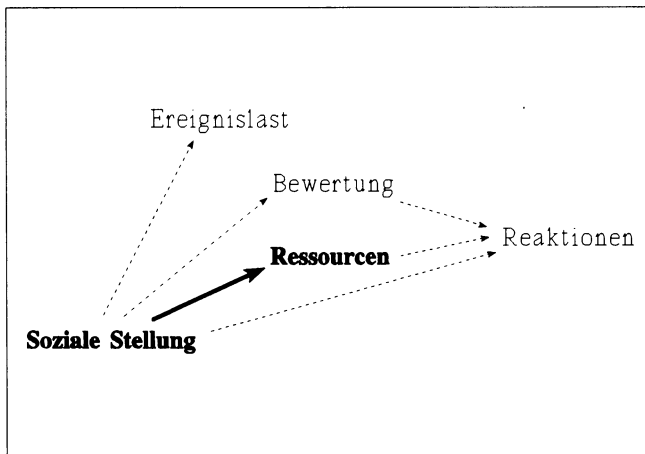
$$\begin{aligned} \text{EMOVERH} &= (\beta_1 + \beta_3 \text{ERF}) * \text{KONT} + (\beta_2 + \beta_4 \text{ERF}) * \text{OPT} \\ &= \beta_1 \text{KONT} \end{aligned}$$

Wie von der Theorie gefordert, wird also ein Regressionsmodell zugrundegelegt, das annimmt, bei Unerfahrenen wirke nur Kontrolle. Sie senkt die Stärke des emotionsorientierten Verhaltens, denn β_1 soll ja negativ sein. Und für *Erfahrene*:

$$\begin{aligned} \text{EMOVERH} &= (\beta_1 + \beta_3 \text{ERF}) * \text{KONT} + (\beta_2 + \beta_4 \text{ERF}) * \text{OPT} \\ &= (\text{negativ} + \text{positiv}) * \text{KONT} + (\text{Null} + \beta_4) * \text{OPT} \\ &= \beta_4 \text{OPT} \end{aligned}$$

Wie theoretisch gefordert, wirken im Modell bei Erfahrenen nur Optionen. Sie senken die Stärke des emotionsorientierten Verhaltens, denn β_4 soll ja ebenfalls negativ sein.

³⁸ Sozialhilfebezieher scheinen die Annahme sogar überwiegend zu widerlegen.



4.4 Soziale Stellung und Verarbeitungsressourcen

Inwiefern von der sozialen Stellung unmittelbar Effekte auf das Belastungs-Verhaltensverhalten zu erwarten sind, war Gegenstand des Abschnitts 4.2. Im anschließenden Abschnitt ging es darum, welche Rolle kognitive Situationsbewertungen spielen. Nachdem wir also den *direkten* Zusammenhang des Verhaltens unter Belastung mit sozialen Merkmalen beleuchtet und anschließend ein konkurrierendes psychologisches Modell umgesetzt haben, schließen wir nun die Frage an, ob die Ausstattung mit Verarbeitungsressourcen mit der Position in der Sozialstruktur variiert. Es soll untersucht werden, inwiefern erhaltene soziale Unterstützung mit ihren vier Dimensionen und die Kontrollüberzeugung von Geschlecht, Alter und sozialem Status abhängen. Ziel ist es, ein Bild der sozialen Bedingtheit derjenigen Faktoren zu zeichnen, die in der psychologischen Theorie als unabhängige Prädiktoren gelten. Daraus ergeben sich Aufschlüsse über eine etwaige *indirekte* Wirkung sozialer Struktur auf das Bewältigungsverhalten.

4.4.1 Modellformulierung

Die in Abschnitt 2.3.1 referierte These der »Kultur der Armut« lässt sich in eindeutige Aussagen über die Ressourcenausstattung der Armutsbevölkerung übersetzen. Ihrzufolge sollen Arme erfahrungs- oder sozialisationsbedingt eine externe Kontrollüberzeugung aufweisen, d. h. sie sollen der Auffassung sein, ihr Leben werde von fremden Kräften statt von ihnen selbst beeinflusst. Ebenso pessimistisch wird die interne Solidarität der Gruppe einge-

schätzt, und es läßt sich die Hypothese ableiten, den Armen stehe weniger soziale Unterstützung zur Verfügung als dem Bevölkerungsdurchschnitt. Die Ausführungen zur Kontrolle in Abschnitt 2.3.4 dokumentieren, daß seit Rotters frühen Arbeiten eine Kovariation der Kontrolle mit Sozialstrukturmerkmalen angenommen wird. Kontrolle hängt danach mit Schichtungskennzeichen, Alter und wahrscheinlich auch mit dem Geschlecht zusammen. Je höher Einkommen und Berufsbildung, desto höher (eigentlich: desto stärker intern) die Kontrolle. Frauen weisen eher externe Kontrollüberzeugung auf, genauso wie ältere Personen. Aus unserer Sicht ist ebenso plausibel anzunehmen, daß Geschlecht, Alter und Bildung sich auf das Potential sozialer Unterstützung auswirken. Männer könnten wegen außerhäuslicher Beschäftigungen, jüngere Personen wegen insgesamt größerer Flexibilität und Aktivität ein umfangreicheres Netzwerk und damit Zugang zu mehr Hilfen besitzen. (Geschlechtsunterschiede werden allerdings kaum zum Tragen kommen, weil in den vorliegenden Daten der Hauptstichprobe Hausfrauen fast nicht vorkommen.) Auch eine hohe berufliche Bildung, die den Zugang zu entsprechenden Tätigkeiten eröffnet, könnte den Bekanntenkreis gegenüber schlechter ausgebildeten Personen erweitern. Die Befunde sind aber uneinheitlich. Für eine weiterführende Diskussion sei auf Andreß/Lipsmeier/Salentin (1995b) verwiesen.

4.4.2 Ergebnisse

Da ein Leitmotiv der Untersuchung bei allen Einzelfragen stets die mögliche Einkommensabhängigkeit der Verarbeitung ist, werden wir zuerst bivariate Zusammenhänge mit Ressourcen betrachten, um dann in einem multivariaten Ansatz zu prüfen, ob Einkommensunterschiede an sich oder mit dem Einkommen verbundene Drittvariablen eventuelle Effekte verursachen. Tabelle 4.12 zeigt die bivariaten Korrelationen zwischen Einkommen und Ressourcen. Für eine Übersicht wurden das bedarfsgewichtete Haushaltsnettoeinkommen (Äquivalenzeinkommen) und Deprivationsarmut verwendet. (Informationshalber, und nur ausnahmsweise, wird auch das ungewichtete Haushaltsnettoeinkommen aufgeführt, das in vielen Fällen mit dem Erwerbseinkommen identisch ist und grob der beruflichen Position entspricht.) Eine einkommens- bzw. deprivationsbedingte Variation der Kontrolle ist offensichtlich gegeben, und zwar unabhängig vom gewählten Maß. Sowohl das gewichtete als auch das ungewichtete Einkommen als auch Deprivation weisen einen starken Zusammenhang (r jeweils 0.31, 0.28 bzw. -0.28) mit der Kontrolle auf. Erhaltene soziale Unterstützung ist zwar auch signifikant, aber weniger stark einkommensabhängig ($r = 0.09, 0.10$ mit den Einkommensmaßen bzw. -0.13 mit Deprivationsarmut). Unter den Dimensionen der sozialen Unterstützung sind es nur Freizeitaktivitäten und, mit Abstrichen, praktische Hilfen, die Besserverdienenden in größerem Umfang zur Verfügung stehen, während überraschenderweise Einkommens- und Deprivationsarme nicht weniger finanzielle Hilfen erhalten. (Der Zusammenhang zwischen Einkommen und Freizeitaktivitäten kommt übrigens dadurch zustande, daß in Westdeutschland sowohl höheres Einkommen als auch mehr Freizeitaktivitäten

Tab. 4.12: Bivariater Zusammenhang zwischen Einkommen, Deprivationsarmut und Verarbeitungsressourcen

<i>Pearsonsches r, Fallzahl N</i>	Kontrolle	Soz. Unt.: Summe	Tips, Emo- tionale Hil- fen	Freizeit	Finanz. Hil- fen	Praktische Hilfen
Hauptstichprobe						
Bedarfsgewichtetes Haushaltsnettoeinkommen	0.31* 662	0.09* 662	0.05 658	0.17* 661	-0.00 649	-0.01 656
Haushaltsnettoeinkommen	0.28* 662	0.10* 662	0.02 658	0.11* 661	-0.01 649	0.12* 656
Deprivationsarmut	-0.28* 639	-0.13* 640	-0.07 638	-0.15* 640	-0.06 631	-0.07 635
Soz. Unt.: Summe	0.16* 675	-	0.85* 672	0.69* 675	0.49* 663	0.67* 670
Tips und Emotionale Hilfen	0.07 671	0.85* 672	-	0.34* 672	0.29* 663	0.47* 669
Freizeit	0.23* 674	0.69* 675	0.34* 672	-	0.32* 663	0.22* 669
Finanz. Hilfen	0.06 662	0.49* 663	0.29* 663	0.32* 663	-	0.25* 661
Praktische Hilfen	0.06 669	0.67* 670	0.47* 669	0.22* 669	0.25* 661	-
Datenbasis: Umfrage »Alltag in Deutschland« 1994, gewichtete Ergebnisse						
* signifikant bei $\alpha=5\%$						

vorhanden sind. Bei getrennter Berechnung für Ost- und Westdeutsche verliert sich der Zusammenhang.) Dabei könnte die Tatsache eine Rolle spielen, daß sie eher der Notwendigkeit unterliegen, solche Hilfen zu mobilisieren. Informationshalber sei erwähnt, daß auch Kontrolle und erhaltene soziale Unterstützung untereinander einen positiven Zusammenhang ($r = 0.16$) aufweisen. Er kommt für die Summe der sozialen Unterstützung allerdings lediglich dadurch zustande, daß »Interne« (Personen mit interner Kontrollüberzeugung) mehr gemeinsame Freizeitaktivitäten haben ($r = 0.23$). Es besteht kein signifikanter Zusammenhang mit den anderen Faktoren.

Sind nun diese Effekte genuine Einkommenseffekte oder verlieren sie sich bei Kontrolle weiterer Merkmale? Zum Vergleich mit früheren Arbeiten (z. B. von Pearlin/Schooler 1978) berechnen wir die Effekte wieder in zwei verschiedenen Modellen: zum einen nur mit Äquivalenzeinkommen und Bildung sowie Alter und Geschlecht, zum anderen auch unter Berücksichtigung von Deprivationsarmut. Die Ergebnisse der multivariaten Regressionen stehen in den Tabellen 4.13 und 4.14.

Tabelle 4.13: Ressourcen nach sozialen Merkmalen

	Kontrolle	Soz. Unt.: Summe	Tips, Emo- tionale Hil- fen	Freizeit	Geld	Praktische Hilfen
Hauptstichprobe						
beta Mann	0.09*	-0.03	-0.08*	0.05	-0.03	-0.07
Über 50	-0.15*	-0.16*	-0.08*	-0.22*	-0.20*	-0.01
Hohe Qualifik.	0.17*	0.12*	0.09*	0.11*	0.06	0.09*
Äq.-Einkommen	0.25*	0.06	0.04	0.14*	-0.01	-0.02
R ²	15%*	5%*	2%*	9%*	4%*	1%
N	671	671	671	671	663	670

Datenbasis: Umfrage »Alltag in Deutschland« 1994, gewichtete Ergebnisse

* signifikant bei $\alpha=5\%$

Tabelle 4.14: Ressourcen nach sozialen Merkmalen, erweitertes Modell mit Deprivationsarmut

	Kontrolle	Soz. Unt.: Summe	Tips, Emo- tionale Hil- fen	Freizeit	Geld	Praktische Hilfen
Hauptstichprobe						
beta Mann	0.10*	-0.02	-0.08	0.05	-0.02	-0.07
Über 50	-0.14*	-0.15*	-0.08*	-0.21*	-0.20*	-0.00
Hohe Qualifik.	0.16*	0.11*	0.08*	0.10*	0.05	0.08*
Äq.-Einkommen	0.19*	0.03	0.02	0.11*	-0.03	-0.05
Depr.-Armut	-0.18*	-0.10*	-0.04	-0.09*	-0.05	-0.07
R ²	18%*	6%*	2%*	10%*	5%*	2%
N	648	648	648	648	648	648

Datenbasis: Umfrage »Alltag in Deutschland« 1994, gewichtete Ergebnisse

* signifikant bei $\alpha=5\%$

Alle vermuteten Beziehungen bestätigen sich für die Kontrollüberzeugung. Der stärkste Effekt geht allerdings vom Einkommen aus ($\beta = 0.25$), und im Vergleich mit dem bivariaten Zusammenhang ($r = 0.31$) bleibt seine Größenordnung erhalten. Mit anderen Worten wird die externe Kontrolle der unteren Einkommensgruppen nicht durch Ausbildungsdefizite und Altersunterschiede erklärt. Es bleibt unklar, welche Mechanismen sich sonst hinter diesem Befund verbergen, da ein ursächlicher Einfluß des Einkommens als solchem wenig plausibel ist. Im vorgerückten Altersabschnitt sinkt ferner die Kontrollüberzeugung, und Hochqualifizierte neigen zu interner Kontrolle. Auch für Männer ergibt sich ein β , das auf interne Kontrolle hinweist, doch ist mit den vorliegenden Daten nicht zu klären, ob es sich wirklich um einen genuinen Geschlechtseffekt handelt oder ob nicht dahinter ein Effekt der beruflichen Stellung liegt. In diesem Modell werden mit verblüffender Genauigkeit die Parameter reproduziert, die Pearlín/Schooler (1978) errechneten: Das β beträgt hier 0.25 für Einkommen gegenüber 0.27 bei Pearlín/Schooler, 0.15 für die Altersdichotomie gegenüber 0.17 für kontinuierlich gemessenes Alter dort und -0.09 für Frauen gegenüber -0.11 dort. Lediglich die berufliche Qualifikation hat mit 0.17 einen schwächeren Einfluß (dort 0.28), was durch die Dichotomisierung in hohe vs. nicht-hohe Abschlüsse bedingt sein könnte. (Pearlín/Schooler machen keine Angaben zu ihrer Operationalisierung.) Wird als zusätzlicher Prädiktor Deprivation in das Regressionsmodell aufgenommen, ändern sich die Effekte nur geringfügig (Tab. 4.14): Einkommen behält ein β von 0.19.

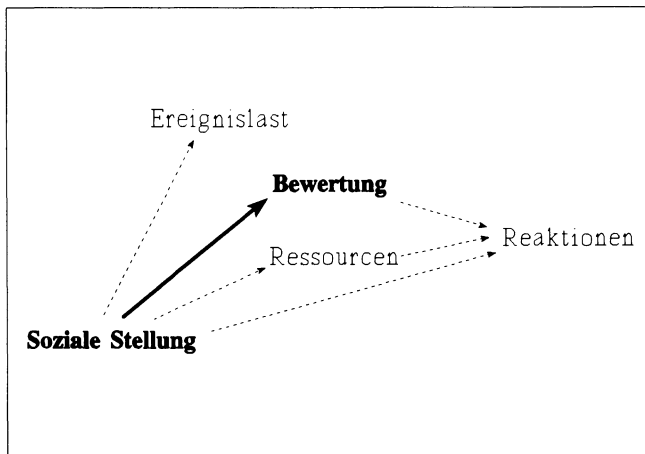
Ganz anders sehen die Verhältnisse für das Kriterium soziale Unterstützung aus. Hier ist im multivariaten Modell (Tab. 4.13) eine Schlechterstellung der Personen mit geringem Äquivalenzeinkommen kaum mehr auszumachen. Weder die Summe der erhaltenen Unterstützung noch die meisten Einzeldimensionen korrelieren signifikant mit dem Einkommen. Doch können finanziell Bessergestellte auf mehr Freizeitkontakte zurückblicken ($\beta = 0.14$), was die Vermutung bestätigt, daß Geselligkeit nicht kostenlos erhältlich ist. Am nachhaltigsten wird die Kriteriumsvariable vom Altersabschnitt geprägt: Personen über 50 erhalten in fast jeder Hinsicht weniger Unterstützung als Jüngere. Umgekehrt sind es erneut die Höherqualifizierten, die durchweg mehr Hilfe in Anspruch nehmen konnten. Der Einfluß der beruflichen Qualifikation ist zwar klein (z.T. $\beta < 0.10$), aber bis auf den Empfang finanzieller Hilfen signifikant. Geschlechtsabhängige Differenzen sind dagegen bis auf eine kleine Ausnahme nicht vorhanden: Männer erhalten geringfügig weniger Tips und emotionale Unterstützung. Wird in dieses Regressionsmodell Deprivationsarmut aufgenommen (Tab. 4.14), zeigt sich ein kleiner, aber signifikanter Zusammenhang zwischen Deprivation und niedriger Unterstützung ($\beta = -0.10$); angesichts dieses Betrags wäre es aber wohl übertrieben, von Wohlfahrtsdefiziten (Deprivation) und fehlender Unterstützung als festen Begleiterscheinungen einer benachteiligten Lebenslage zu sprechen. Damit präzisieren sich frühere Ergebnisse der Arbeitsgruppe Andreß/Lipsmeier/Salentin (1995b) weiter. Bei Kontrolle des Haushaltstyps und des Vorliegens von Arbeitslosigkeit und Sozialhilfebezug konnten in einer vergleichenden Analyse mehrerer Umfragedatensätze gewisse Defizite

sozialer Unterstützung im Zusammenhang mit Armut nachgewiesen werden. Nun zeigt sich, daß solche Effekte zwar vorhanden sind, aber wohl durch die Qualifikations-, Geschlechts- und Altersstruktur der Geringverdienenden und nicht durch Einkommenseinflüsse verursacht werden.

Nachrichtlich ist an dieser Stelle noch zu erwähnen, daß die Zufriedenheit mit den erhaltenen Hilfen keine Funktion sozialstruktureller Variablen ist. Es wurde nach der Zufriedenheit zum einen mit Hilfen von Personen im eigenen Haushalt und zum anderen von Personen außerhalb des Haushalts gefragt. Antwortkategorien waren »eher zu wenig«, »genau richtig« und »eher zu viel«. Für die Zustimmung zur Kategorie »genau richtig« wurde eine logistische Regression auf die oben bezeichneten sozialen Charakteristiken durchgeführt (Ergebnisse hier nicht tabelliert). Für beide Kriterien wird trotz vereinzelter signifikanter, aber schwacher Einzeleffekte kein signifikant von Null verschiedenes Modellfit erzielt. Da die Zufriedenheit eher Einstellungscharakter besitzt als die mitgeteilte erhaltene Hilfe, wurde auch ein Zusammenhang mit der Kontrollüberzeugung getestet, der sich jedoch nicht bestätigte.

Die Befunde sind dahingehend zusammenzufassen, daß Ressourcen der Belastungsverarbeitung sehr wohl sozialstrukturellen Variationen unterliegen. Werden keine sonstigen Faktoren berücksichtigt, ergeben die Analysen, daß die Ressourcenausstattung mit fallendem Einkommen zurückgeht. Für Kontrollüberzeugung und soziale Unterstützung gestalten sich die Zusammenhänge allerdings sehr unterschiedlich, wenn Drittvariablen konstantgehalten werden. Kontrolle ist eine Frage des Einkommens sowie der Berufsqualifikation, des Geschlechts und des Alters; erhaltene soziale Unterstützung erweist sich dagegen unter sonst gleichen Bedingungen als einkommensunabhängige, wenn auch mit Deprivation zusammenhängende Ressource, die vom Alter und von der Qualifikation bestimmt wird.

Die sozialstrukturelle Variation der Ressourcenausstattung wurde untersucht, um einzuschätzen, ob neben dem in Abschnitt 4.2 analysierten direkten Effekt ein indirekter Effekt der sozialen Stellung auf Belastungsreaktionen existiert. Dieser Effekt ist vorhanden, wenn er auch weniger eine Frage der vertikalen Schichtung als der demographischen Situation zu sein scheint. Im Hinblick auf die zur Diskussion stehende vertikale Ungleichheit in der Belastungsverarbeitung haben wir aber trotzdem nur ein schwaches Argument zur Hand. Wenn wir an das Übersichtsmodell der sozialen Einbettung der Belastungsverarbeitung (Abb. 2.5) zurückdenken, verläuft zusätzlich zu dem direkten Effekt von der sozialen Stellung auf das Verhalten ein indirekter Effekt von der sozialen Stellung über die Ressourcenausstattung auf das Verhalten. Da sich aber die Stärke des indirekten Effekts multiplikativ aus zwei Zusammenhangsmaßen errechnet, kommt es wohl insgesamt nur zu einer unbedeutenden Erhöhung.



4.5 Soziale Stellung und Situationsbewertung

Der vorangegangene Abschnitt hat Verarbeitungsressourcen als Zwischenglied von sozialer Stellung und Verarbeitungsverhalten thematisiert. Dies stand in Zusammenhang mit der Überlegung, daß ein indirekter Effekt der sozialen Position auf Belastungsreaktionen sich dadurch einstellen könnte, daß die unabhängigen Merkmale des Transaktionsansatzes eine Funktion soziodemographischer Kategorien sind. In analoger Weise fragen wir nun, ob nicht auch Bewertungskognitionen, die zweite Prädiktorenklasse psychologischer Ansätze, einer Variation mit der Sozialstruktur unterliegen. Dazu führen wir Regressionen der Anliegen und der situativen Optionen auf soziodemographische Grundkategorien durch.

4.5.1 Modellformulierung

Zur »Kultur der Armut« sollen, wie Abschnitt 2.3.1 dargelegt hat, unvoreilhaftige Handlungsmuster gehören, die von pessimistischen Wahrnehmungstendenzen hervorgerufen werden. Extrem Arme sollen dazu neigen, eigene Bewältigungschancen ihrer Probleme zu übersehen und Handlungsoptionen gering einzuschätzen. Wenn überhaupt irgendein Zusammenhang des von Lewis beschriebenen Syndroms mit Einkommensarmut existiert, müßte sich ein direkter Zusammenhang zwischen Einkommen bzw. Deprivationsarmut und Optionen (wahrgenommene Einflußnahmemöglichkeit in einer Situation) auch in unseren Daten zeigen.

Was die Anliegen anbetrifft, liegen die Dinge weniger offensichtlich. Vordergründig ist es plausibel anzunehmen, daß im unteren Einkommensbereich der finanzielle Aspekt der

Belastungssituationen einen größeren Stellenwert besitzt, da hier die faktisch vorhandenen Ressourcen zur Bewältigung der Probleme stärker eingeschränkt sind. Es sind aber eigentlich zwei gegenläufige Tendenzen denkbar, deren Durchschlagen von der Art und Weise abhängt, wie die Probanden die Fragebogenanweisung verstanden haben und zu realisieren imstande waren. Wenn sie sich vollends in die Lage desjenigen versetzen konnten, dem es an finanziellen Mitteln fehlt, um die ökonomischen Anforderungen ohne große Umschweife zu erfüllen, sollte sich einkommensunabhängig eine gleichförmige Verteilung des finanziellen Anliegens einstellen. Dies ist nicht mehr der Fall, wenn Bessergestellte doch ihre realen Verhältnisse zugrundelegten; dann sollte sich in der Tat eine umgekehrt reziproke Beziehung zeigen. An dieser Stelle ist die schiere Unmöglichkeit zu erkennen, in einem Fragebogen ökonomische Belastungen so zu formulieren, daß sie anschaulich werden und doch für verschiedene ökonomische Milieus gleichwertige Stimuli bleiben. (Wir haben auf dieses Problem bereits bei der Diskussion der Vignettentchnik in Abschnitt 3.2.1 hingewiesen.)

Ansehen und Selbstwertgefühl sind sicher zum einen in dem Maß bedroht, wie es in unseren Situationen bei der Zuspitzung ökonomischer Probleme um zentrale und für die Umgebung sichtbare Aspekte der Lebensführung geht, und zum anderen davon abhängig, welche Maßstäbe die Person und ihre Umwelt an eine standesgemäße Lebensführung anlegen. Da es für finanziell Bessergestellte einen steileren sozialen Abstieg bedeuten könnte, mit den fünf Problemsituationen konfrontiert zu werden, ist es möglich, daß sie eine größere Bedrohung durch diese Anliegen empfinden. Andererseits dürfte sich in der Regel ihr Ansehen und Selbstwertgefühl aus mehr als nur ihrer ökonomischen Position speisen (nämlich aus beruflichem Erfolg, Bildung und sonstigen Errungenschaften), und ökonomische Probleme allein dürften ihre Stellung nicht in dem Maß anfechten, wie sie es bei Armen wahrscheinlich vermögen. Diese Überlegungen zusammengenommen, ist es also schwer, eine eindeutige Zusammenhangshypothese zu formulieren. Dagegen erwarten wir erfahrungs- und informationsbedingt eine Zunahme der Optionen bei hoher Bildung. In alle Analysen lassen wir wieder Kontrollen für Alter und Geschlecht eingehen.

Es ist eine schwierige Entscheidung, ob auch ein Zusammenhang zwischen generalisierter Kontrolle und situativen Optionen berücksichtigt werden muß. Einerseits ähneln sich die Konstrukte in semantischer Hinsicht, andererseits betonen aber die Schöpfer des Optionen-Konzepts ihre Unabhängigkeit (vgl. Abschnitt 2.2.3 und Folkman et al. 1986b:572). Auch Rotter (1966) verbindet mit Kontrolle die Idee einer Einstellung, die nur in unbestimmten, nicht auf Erfahrungsgrundlage handhabbaren Situationen wirksam wird (siehe Abschnitt 2.3.4). Kontrolle wird daher als Prädiktor nicht in die folgenden Modelle aufgenommen. (Am Rande sei bemerkt, daß sich auch bei Berücksichtigung der Kontrolle als Kovariate an den Ergebnissen nichts wesentliches ändert, obwohl unsere Daten eine positive Korrelation zwischen Optionen und Kontrolle zeigen.)

4.5.2 Ergebnisse

Tabelle 4.15: Soziale Stellung und Optionen

	Einladung	Supermarkt	Anschaffung	Behörde	Jobverlust
Hauptstichprobe					
beta Mann	0.05	0.02	0.08	0.08*	0.09*
Über 50	-0.17*	-0.11*	-0.04	-0.15*	-0.25*
Hohe Qualifik.	0.13*	0.07	-0.01	0.04	0.03
Äq.-Einkommen	0.08	0.06	0.03	0.06	0.00
Depr.-Armut	-0.14*	-0.19*	-0.16*	-0.07	-0.07
R ²	10%*	7%*	4%*	5%*	8%*
N	648	619	633	636	629

Datenbasis: Umfrage »Alltag in Deutschland« 1994, gewichtete Ergebnisse

* signifikant bei $\alpha=5\%$

Die Auswertungsergebnisse sind in den folgenden Tabellen enthalten. Beginnen wir mit den Optionen (Tabelle 4.15). Situationsübergreifend - und auf situationspezifische Einzelbefunde wollen wir nicht eingehen - sind zwei wesentliche Tendenzen erkennbar. Erstens: Deprivationsarme nehmen weniger Optionen wahr als andere Personen. Die Effekte sind in drei Situationen statistisch signifikant und zeigen ansonsten in die gleiche Richtung (beta -0.07 bis -0.19). Ein signifikanter entgegengesetzter Effekt höheren Äquivalenzeinkommens ist zwar der Tabelle nicht zu entnehmen (beta 0.00 bis 0.08). Werden aber die gleichen Regressionen ohne Kontrolle der Deprivationsarmut durchgeführt, wobei nun die Einkommenseffekte nicht mehr um die Gemeinsamkeiten mit Deprivationsarmut bereinigt werden, dann erweist sich auch das Einkommen stets als ein stärkerer, in zwei Situationen signifikanter Erklärungsfaktor der wahrgenommenen Optionen. Diese Ergebnisse untermauern die Annahme eines Zusammenhangs zwischen Sekundärbewertung und materieller Lage, denn in Abbildung 4.10 zeigte sich ja bereits, daß Sozialhilfeempfänger weniger Optionen wahrnehmen als andere Personen. Zweitens: Wie schon für die generalisierte Kontrollüberzeugung festgestellt wurde, erodiert sehr konsistent mit dem Alter auch die situative Veränderbarkeitseinschätzung: Personen über 50 glauben weniger daran, etwas an den Problemen ändern zu können (beta -0.04 bis -0.25). Hohe Berufsbildung zeigt nur vereinzelt den erwarteten Effekt, die Optionswahrnehmung zu steigern (beta -0.01 bis 0.13). Wenn es einen Geschlechtsunterschied gibt, der allerdings auch nicht sehr deutlich ausfällt, dann trauen sich Männer mehr situativen Einfluß zu (beta 0.02 bis 0.09).

Finanzielle Anliegen (dazu Tabelle 4.16) sehen vor allem Einkommensschwache (beta -0.08 bis -0.17, vier von fünf Koeffizienten signifikant), was die eingangs erläuterte Erwar-

Tabelle 4.16: Soziale Stellung und finanzielle Anliegen

		Einladung	Supermarkt	Anschaffung	Behörde	Jobverlust
Hauptstichprobe						
beta	Mann	-0.09*	-0.00	-0.18*	-0.14*	-0.08
	Über 50	0.04	0.10*	0.05	0.01	0.00
	Hohe Qualifik.	-0.01	-0.08	0.02	-0.03	0.07
	Äq.-Einkommen	-0.09*	-0.17*	-0.09*	-0.08	-0.11*
	Depr.-Armut	0.15*	0.09*	0.05	0.04	0.04
R ²		5%*	7%*	5%*	3%*	2%*
N		648	619	633	636	629

Datenbasis: Umfrage »Alltag in Deutschland« 1994, gewichtete Ergebnisse

* signifikant bei $\alpha=5\%$

tung bestätigt, und Frauen (außer beim Supermarkt: beta für Geschlecht=Mann -0.08 bis -0.18), was angesichts der Kontrolle des Einkommens eher überrascht und auf Erklärung wartet. In einer Regressionsgleichung ohne Deprivationsarmut fallen übrigens die Einkommenseffekte nochmals höher aus. Die Effekte der Deprivationsarmut (beta 0.04 bis 0.15, Tabelle 4.16) sind denen des Einkommens entgegengesetzt, aber etwas schwächer.

Ob Ansehen (Tabelle 4.17) auf dem Spiel steht, ist situationsübergreifend nur eine Altersfrage (beta für Alter über 50: 0.08 bis 0.19, stets signifikant); die sonstigen soziodemographischen Variablen und Armutsindikatoren weisen für eine besondere Erwähnung zu unregelmäßige Effekte auf. Insbesondere das Einkommen hat zwischen den Situationen widersprüchliche Wirkungen (beta von -0.09 bis 0.09), die sich zwar partiell numerisch erhöhen, aber nicht vereinheitlichen, wenn vorliegende Deprivationsarmut außer acht gelassen wird. Sehr ähnliche Ergebnisse zeigt die Regressionsanalyse des bedrohten Selbstwertgefühls. Es handelt sich auch hierbei in der Hauptsache um einen Alterseffekt (außer beim drohenden Jobverlust beta 0.09 bis 0.21), während der Tendenz nach hohe berufliche Qualifikation einer Bedrohung des Selbstwertgefühls entgegenwirkt. Indikatoren der materiellen Lage sind ohne nennenswerten Einfluß.

Es bleibt zusammenfassend festzuhalten, daß die Bewertungskognitionen sinnvoll durch soziale Merkmale vorhergesagt werden können, weil die Modellfits (R^2) fast ausnahmslos signifikant besser sind als in Durchschnittsmodellen (Modelle, die lediglich den Durchschnitt der Zielvariablen voraussagen). Allerdings bewegen sich die Modellfits auch in einem sehr bescheidenen Rahmen, was darauf hinweist, daß Einflüsse außerhalb der geschätzten Modellparameter einen starken Zusammenhang mit den kognitiven Variablen haben müssen. Innerhalb unserer Modelle hat sich wider Erwarten die Altersgruppe als wichtigster soziodemographischer Faktor beim Zustandekommen der Situationseinschätzung herausgestellt.

Tabelle 4.17: Soziale Stellung und Anliegen Ansehen

		Einladung	Supermarkt	Anschaffung	Behörde	Jobverlust
Hauptstichprobe						
beta	Mann	-0.05	0.06	-0.06	0.02	0.10*
	Über 50	0.08*	0.18*	0.19*	0.18*	0.10*
	Hohe Qualifik.	-0.08	-0.01	0.01	-0.04	0.06
	Äq.-Einkommen	-0.04	-0.09*	-0.07	0.09*	0.03
	Depr.-Armut	0.12*	0.07	0.06	0.03	0.04
R ²		4%*	5%*	5%*	4%*	3%*
N		648	619	633	636	629

Datenbasis: Umfrage »Alltag in Deutschland« 1994, gewichtete Ergebnisse

* signifikant bei $\alpha=5\%$

Tabelle 4.18: Soziale Stellung und Anliegen Selbstwertgefühl

		Einladung	Supermarkt	Anschaffung	Behörde	Jobverlust
Hauptstichprobe						
beta	Mann	-0.07	0.04	-0.14*	-0.07	-0.03
	Über 50	0.09*	0.11*	0.09*	0.21*	0.00
	Hohe Qualifik.	-0.13*	-0.09*	0.01	-0.04	-0.04
	Äq.-Einkommen	-0.08*	-0.06	0.02	-0.00	0.02
	Depr.-Armut	0.05	0.03	0.01	0.09*	-0.00
R ²		6%*	3%*	3%*	6%*	0%
N		648	619	633	636	629

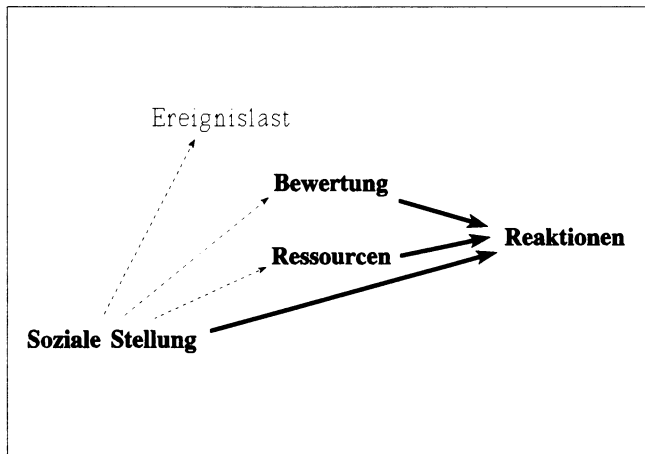
Datenbasis: Umfrage »Alltag in Deutschland« 1994, gewichtete Ergebnisse

* signifikant bei $\alpha=5\%$

Indikatoren der materiellen Lage besitzen nur eingeschränkte Wirkungen: Deprivation fördert die Wahrnehmung der Unabänderlichkeit eines Problems, hohes Einkommen hat tendenziell den gegenteiligen Effekt und finanziell Bessergestellte sehen von den geschilderten Belastungssituationen auch weniger ihre finanziellen Belange berührt.

Wie Abschnitt 4.4 haben die Analysen dieses Abschnitts nach indirekten Effekten der sozialen Stellung auf das Verarbeitungsverhalten geforscht. Nach den Ressourcen ging es nun um Bewertungskognitionen in Abhängigkeit von sozialen Merkmalen. Eine Verbindung zwischen diesen Merkmalen und Optionen existiert; leider wissen wir aus Abschnitt 4.3, daß

die Optionen nur sporadische Wirkungen auf das Verhalten ausüben. Von einem indirekten Effekt kann daher eigentlich nicht die Rede sein. Zudem ist auch die Abhängigkeit der primären Situationsbewertung von der sozialen Stellung nicht so stark, daß bei multiplikativer Verknüpfung mit dem Effekt von Anliegen auf Verhalten noch ein markanter indirekter Effekt resultierte.



4.6 Parallelmodell: Soziale Stellung, Situationsbewertung und Belastungsverarbeitung

Die wichtigsten Ergebnisse der Regression der Verarbeitungsresultate auf die soziale Stellung in Abschnitt 4.2 waren: Vor allem das Alter und daneben Geschlecht und berufliche Bildung beeinflussen die Art und Weise, wie Menschen auf ökonomische Belastungen reagieren; zentrale Aspekte der vertikalen Ungleichheit (Einkommen und Deprivationsarmut) zeigen dagegen unter sonst gleichen Voraussetzungen nur sehr schwache Wirkungen. Später hat sich dann herausgestellt, daß es unter den Wahrnehmungsparametern vor allem die Anliegen der Person in einer gegebenen Situation sind, die für die Variation der Reaktionen verantwortlich zeichnen (Abschnitt 4.3). Nach den getrennt voneinander umgesetzten Einzelmodellen sollen nun die beiden Determinantengruppen in einem vereinten Modell ihre Fähigkeit unter Beweis stellen, Vorhersagen auf Verarbeitungsreaktionen zu begründen. Ziel ist es festzustellen, ob die direkten Effekte der sozialen Stellung bei Kontrolle der Bewertung und der Ressourcen fortbestehen. Es ist nicht notwendig, Hypothesen für die einzelnen Prädiktoren zu formulieren, da dies in den vorangegangenen Abschnitten bereits geschehen ist. Die Ergebnisse der genannten Einzelmodelle, insbesondere die Modellfits der Regressionen, und die allgemeinen Überlegungen zu distalen und proximalen Erklärungsfaktoren (Abschnitt 2.6.2) lassen aber erwarten, daß Reaktionen eher auf Wahrnehmungen als auf soziale Kategorien zurückzuführen sind.

4.6.1 Ergebnisse

Die Regressionsergebnisse sind den Tabellen 4.19 bis 4.21 zu entnehmen. Vergleichspunkt sind jeweils die Parameter der Regressionen auf der Grundlage des Transaktionsmodells (Tab. 4.6 bis 4.8). Ein Blick auf die Modellfits läßt gleich zu Beginn erkennen, daß die aus Bewertungs- und Sozialstrukturelementen zusammengesetzten parallelen Erklärungsmodelle die Zielvariablen etwas besser erklären als die Transaktionsmodelle (deren Modellfits hier nachrichtlich auch abgedruckt sind), da die Werte für R^2 jeweils um einige Prozentpunkte höher liegen, ohne daß allerdings damit ein wirklicher Sprung nach vorne geschafft wäre. Selbstverständlich ist die Erklärungskraft der Parallelmodelle deutlich größer als die der Sozialstrukturmodelle (vgl. Tabellen 4.3 bis 4.5), die ja deutlich unterhalb der der Transaktionsmodelle blieb.

Den stärksten Einfluß unter allen Prädiktoren üben die Anliegen aus. Ihr Effekt ändert sich bei Kontrolle der soziodemographischen Struktur praktisch nicht gegenüber den Transaktionsmodellen. Eine insgesamt etwa gleich starke Wirkung geht von den Anliegen Geld und Ansehen aus, wobei erneut zu beobachten ist, daß bedrohtes Ansehen die Bereitschaft zu problemorientierten Reaktionen schmälert (beta -0.03 bis -0.25, siehe Tab. 4.19). Ansonsten gilt: Je größer die Anliegen, desto größer die Neigung zu problemorientiertem Verhalten (z. B. für Geld: beta 0.07 bis 0.19, Tab. 4.19) und desto größer die Besorgnis (beta bis 0.52 für Geld und 0.40 für Ansehen). Ein über die Situationen hinweg beständiger Effekt der Anliegen auf emotionsorientiertes Verhalten ist nur beim Ansehen zu erkennen (beta 0.15 bis 0.30), während andere Anliegen unbeständige oder widersprüchliche Wirkungen aufweisen. Für Optionen und Kontrolle gilt das in Abschnitt 4.3 Gesagte: Entgegen allen Vorannahmen lassen sich nachhaltige Effekte nur zwischen Kontrolle und emotionsorientierten Reaktionen nachweisen. Die Koeffizienten betragen mehrfach nahezu -0.20 (siehe Tab. 4.20, beim Behördengang jedoch nur -0.06). Es bleibt auch dabei, daß soziale Unterstützung problemorientiertes Verhalten fördert (beta 0.10 bis 0.17).

Viele im reinen Sozialstrukturmodell (Abschnitt 4.2) gemessene Effekte schwächen sich im Parallelmodell ab, verschwinden allerdings nicht gänzlich. Betrachten wir sie im einzelnen. Der Geschlechtseinfluß auf problemorientiertes Verhalten ist nach wie vor gegeben und in den meisten Situationen statistisch signifikant. Männer verhalten sich weniger problemorientiert (beta -0.03 bis -0.20). Ein stabiler Zusammenhang mit emotionsorientiertem Verhalten war im Sozialstrukturmodell bereits nicht gegeben und ist nun nur noch beim Behördengang vorhanden, bei dem Männer sich weniger emotionsorientiert verhalten. Zwischen den Geschlechtern existiert bis auf eine Ausnahme (Supermarkt, beta=-0.09) auch kein nennenswerter Unterschied der emotionalen Belastung. Der vormalig in drei Situationen nachgewiesene Altersunterschied im problemorientierten Verhalten verliert sich weitgehend, er hält sich aber bei minderen Beträgen im emotionsorientierten Verhalten. Hinsichtlich der Besorgnis hat das Alter keinerlei Einfluß mehr. Eine hohe berufliche Bildung schließlich

Tabelle 4.19: Problemorientiertes Verhalten im Parallelmodell

	Einladung	Supermarkt	Anschaffung	Behörde	Jobverlust
Hauptstichprobe					
beta Geld	0.16*	0.07	0.18*	0.19*	0.11*
Ansehen	-0.18*	-0.03	-0.08	-0.25*	-0.14*
Selbstwert	-0.14*	0.03	0.07	0.13*	0.00
Wohl	.	0.01	0.04	0.12*	0.07
Harmonie	.	0.09	.	.	0.10*
Kontakt	0.04	.	.	.	0.07
Privatheit	.	.	.	-0.06	.
Optionen	-0.07	-0.03	0.09*	-0.03	0.10*
Kontrolle	0.02	0.01	0.08	0.00	0.10*
Soz. Unt.	0.17*	0.10*	0.10*	0.12*	0.13*
Mann	-0.12*	-0.20*	-0.05	-0.11*	-0.03
Über 50	-0.07	-0.00	-0.06	0.01	-0.10*
Hohe Qualifik.	-0.00	-0.04	0.01	-0.03	0.03
Äq.-Einkommen	0.04	0.14*	-0.05	0.04	0.02
Depr.-Armut	0.12*	0.01	-0.02	-0.04	-0.01
N	644	619	633	636	629
R ²	14%*	7%*	10%*	14%*	14%*
<i>nachrichtlich:</i>					
R ² im Sozialstrukturmodell (Tab. 4.3)	3%*	5%*	2%*	3%*	4%*
R ² im Transaktionsmodell (Tab. 4.6)	11%*	2%	9%*	12%*	12%*

Datenbasis: Umfrage »Alltag in Deutschland« 1994, gewichtete Ergebnisse

* signifikant bei $\alpha=5\%$

Tabelle 4.20: Emotionsorientiertes Verhalten im Parallelmodell

	Einladung	Supermarkt	Anschaffung	Behörde	Jobverlust
Hauptstichprobe					
beta Geld	0.02	0.17*	-0.04	-0.09*	-0.08
Ansehen	0.30*	0.15*	0.20*	0.23*	0.23*
Selbstwert	0.18*	0.04	0.07	0.25*	-0.11*
Wohl	.	0.09*	-0.08	0.02	-0.08
Harmonie	.	0.11*	.	.	-0.09
Kontakt	0.07*	.	.	.	-0.04
Privatheit	.	.	.	0.06	.
Optionen	-0.04	-0.01	0.00	0.00	-0.18*
Kontrolle	-0.19*	-0.19*	-0.20*	-0.06	-0.14*
Soz. Unt.	-0.06	0.01	0.00	0.00	0.00
Mann	0.03	-0.02	0.05	-0.10*	0.07
Über 50	0.09*	0.09*	0.13*	0.13*	0.02
Hohe Qualifik.	-0.06	-0.09*	-0.05	-0.12*	-0.09*
Äq.-Einkommen	-0.02	0.07	-0.04	0.04	-0.00
Depr.-Armut	-0.02	0.05	0.01	0.02	-0.03
N	644	619	633	636	629
R ²	35%*	29%*	15%*	32%*	15%*
<i>nachrichtlich:</i>					
R ² im Sozialstrukturmodell (Tab. 4.4)	8%*	8%*	6%*	10%*	3%*
R ² im Transaktionsmodell (Tab. 4.7)	34%*	27%*	12%*	29%*	14%*

Datenbasis: Umfrage »Alltag in Deutschland« 1994, gewichtete Ergebnisse

* signifikant bei $\alpha=5\%$

Tabelle 4.21: Emotionale Belastung im Parallelmodell

	Einladung	Supermarkt	Anschaffung	Behörde	Jobverlust
Hauptstichprobe					
beta					
Geld	0.26*	0.18*	0.52*	-0.01	0.42*
Ansehen	0.38*	0.40*	0.14*	0.23*	-0.08
Selbstwert	0.11*	-0.01	0.03	0.44*	0.08
Wohl	.	-0.01	0.09*	0.00	0.11*
Harmonie	.	0.09*	.	.	-0.01
Kontakt	0.07*	.	.	.	0.01
Privatheit	.	.	.	0.07	.
Optionen	-0.02	0.01	-0.02	-0.14*	-0.06
Kontrolle	0.04	0.05	0.02	0.05	0.00
Soz. Unt.	-0.02	-0.01	0.01	0.01	0.00
Mann	-0.02	-0.09*	-0.00	-0.05	-0.04
Über 50	-0.06	-0.06	-0.10*	0.01	0.02
Hohe Qualifik.	0.01	0.03	0.01	0.03	0.01
Äq.-Einkommen	-0.05	-0.04	0.06	0.05	0.07
Depr.-Armut	0.00	-0.02	0.05	0.03	0.02
N	644	619	633	636	629
R ²	37%*	27%*	42%*	51%*	28%*
<i>nachrichtlich:</i>					
R ² im Sozialstrukturmodell (Tab. 4.5)	3%*	2%	2%*	4%*	1%
R ² im Transaktionsmodell (Tab. 4.8)	36%*	25%*	41%*	50%*	27%*

Datenbasis: Umfrage »Alltag in Deutschland« 1994, gewichtete Ergebnisse

* signifikant bei $\alpha=5\%$

senkt in allen Situationen die Tendenz zu palliativem Verhalten, doch muß man den Zusammenhang als schwach bezeichnen, da die Koeffizienten meist dem Betrag nach unter 0.10 liegen und teilweise nicht signifikant sind. Einkommen und Deprivationsarmut, die im Sozialstrukturmodell noch gewisse Wirkungen zeigten, weisen nun so gut wie keinen statistisch abgesicherten Einfluß mehr auf.

Zusammenfassend lassen sich zwei Schlüsse ziehen. Erstens haben, wenn man Unterschiede nur in bivariater Gegenüberstellung sucht, Einkommens- und Deprivationsarmut gewisse, wenn auch nicht situationenübergreifend stabile und nur schwache Effekte auf Reaktionen unter ökonomischen Belastungen. Je mehr jedoch im Vergleich mit einer bivariaten Betrachtung (von der Abschnitt 4.2 seinen Ausgang nahm) weitere Sozialstrukturparameter und schließlich, wie oben geschehen, Wahrnehmungsaspekte kontrolliert werden, desto mehr schält sich ein Bild der Unabhängigkeit der Belastungsreaktionen von der materiellen Lage heraus. *Unter sonst gleichen Bedingungen* bedeuten Einkommensdifferenziale und materielle Deprivation also offenbar nichts für die Bewältigung armutsbedingter Probleme. Die geringen Unterschiede, die auf den ersten Blick vorgefunden wurden, sind nicht ursächlich durch Einkommen und Deprivationsarmut bedingt, sondern durch Alter, Geschlecht, niedrige Qualifikation und Situationsbewertung der finanziell Schlechtestgestellten. Keineswegs sind in diesen Ergebnissen Belege dafür zu finden, daß Arme zu ihrer Lage durch dysfunktionales eigenes Verhalten beitragen.

Zweitens aber, nachdem sich das Argumentationsprinzip der sozialen Ungleichheit in der Belastungsverarbeitung als empirisch nicht sonderlich fruchtbar erwiesen hat, darf das alternative Argumentationsprinzip auf Grundlage des *Imaginären Urteils* sehr wohl als begründet angesehen werden. Die Sorge um den guten Ruf erweist sich als neben finanziellen Anliegen stärkste Triebfeder des Bewältigungsverhaltens; sie ist mit diesen zusammen im wesentlichen dafür verantwortlich, daß es durch ökonomische Belastungsquellen zu emotionalen Belastungen kommt.

4.6.2 Indirekte Effekte des Einkommens

Der vorangegangene Abschnitt hat sich mit Effekten der Variablengruppen sozialer und psychischer Natur befaßt. Es hat sich wie bereits in Abschnitt 4.2 gezeigt, daß die vertikale Schichtung kaum einen Einfluß auf Belastungsreaktionen besitzt. Gegen diesen Schluß ist der Einwand denkbar, daß dabei nur direkte kausale Effekte beobachtet wurden. Es könnten indirekte kausale Effekte existieren, die u.U. gegenläufig wirken und sich in der Summe aufheben. So wurde an anderer Stelle die Vermutung geäußert, daß z. B. das Einkommen keinen nennenswerten Gesamteffekt auf problemorientiertes Verhalten besitzt, weil es keinen direkten Effekt besitzt und eine positive und eine negative indirekte Wirkung sich gegenseitig aufheben (Andreß et al. 1996:344). Einerseits gehe mit niedrigem Einkommen externe Kontrolle einher, die weniger instrumentelles Verhalten bewirkt. Andererseits führe fehlendes

Einkommen zu erhöhten Anliegen, die ja instrumentelles Verhalten anregen. Da diese Wirkungen sich im Sozialstrukturmodell überlagerte, würde dort kein direkter Effekt sichtbar. Ferner ist es von Interesse zu erfahren, auf welchem indirekten Weg im Pfadmodell die eventuell vorhandenen bivariaten Zusammenhänge verlaufen.

Da im Analysemodell (Abb. 2.5) die soziale Stellung sowohl via Bewertungen als auch via Ressourcenausstattung und darin jeweils über mehrere Einzelvariablen Effekte auf Belastungsreaktionen ausüben kann, ist eine unüberschaubare Vielfalt indirekter Wirkungsverläufe vorstellbar. Dem oben genannten Beispiel ließe sich etwa ein Pfad hinzufügen, der einen Zusammenhang zwischen Kontrolle und Bewertungskognitionen einbezieht und einen Verlauf von Einkommen über Kontrolle und Bewertung zum Verhalten nimmt. Wir wollen uns aber aus zwei Gründen auf nur wenige indirekte Beziehungen (dazu Abb. 4.15) konzentrieren: Einesteils geht es darum, theoretisch begründete Zusammenhänge empirisch zu prüfen, und nicht etwa darum, die bivariate Korrelation durch Summierung aller direkten und indirekten Effekte numerisch zu reproduzieren. Andernteils bestehen empirische Zusammenhänge, etwa derjenige zwischen Einkommen und beruflicher Qualifikation, die man schwerlich als Effekte bezeichnen können, weil es problematisch wäre, die eine Variable im Pfad (Einkommen) generell als Ursache der anderen (Qualifikation) zu betrachten. Pfadverläufe über die anderen soziodemographischen Merkmale (neben der Qualifikation das Alter, das Geschlecht und die Deprivationsarmut) wurden daher beiseite gelassen.

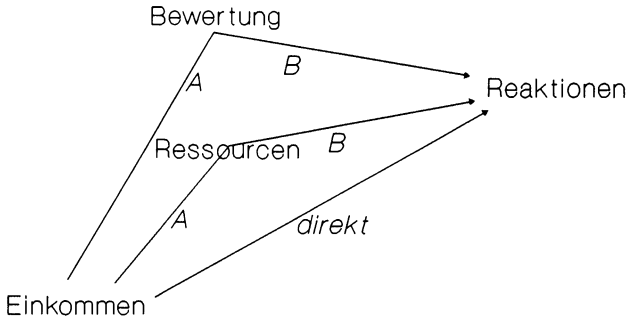


Abbildung 4.15: Effekte des Einkommens auf Reaktionen

Abbildung 4.15 verdeutlicht den direkten und die beiden indirekten Effekte, auf die wir uns beschränken wollen: die Beziehung zwischen Einkommen und Reaktionen erstens über Bewertungskognitionen (Anliegen und Optionen) und zweitens über Bewältigungsressourcen (Kontrollüberzeugung und soziale Unterstützung). Wir haben hier zur Identifikation der Stufen in der anschließenden numerischen Kalkulation jeweils den ersten Teilabschnitt des

Pfads (ausgehend vom Einkommen) als A und den zweiten (mündend in die Reaktionen) als B markiert. Die Ergebnisse der Pfadberechnung befinden sich in den folgenden Tabellen: Tab. 4.22 für problemorientiertes Verhalten, Tab. 4.23 für emotionsorientiertes Verhalten und Tab. 4.24 für emotionale Belastung. Der Aufbau der Tabellen ähnelt dem bekannten Schema, allerdings wurden nun die aus früheren Tabellen (siehe hier die Verweise im Tabellenfuß) schon bekannten Regressionsergebnisse mit den Mitteln der Pfadanalyse (vgl. Abschnitt 3.3) zusammengestellt. So enthält die Tabelle 4.22 die Effekte, die das Einkommen direkt und auf dem Weg über die Anliegen Geld, Ansehen, Selbstwertgefühl, die Optionen, die Kontrolle und soziale Unterstützung auf problemorientiertes Verhalten besitzt. Für jede Situation ist unter A die erste und unter B die zweite Stufe des Pfads angegeben. (Es wurde bereits darauf hingewiesen, daß wir auf die Erörterung vielstufiger Pfade verzichten.) Die Spalten A einer gegebenen Situation sind über alle drei Tabellen hinweg identisch, weil es immer um dieselbe, vom Einkommen ausgehende, Beziehung geht. Der indirekte Effekt errechnet sich als Produkt der Regressions- (oder Pfad-)Koeffizienten und wird in der Spalte »Effekt« angegeben. Ferner wird die Summe der benannten indirekten Effekte (die sich durch Hinzunahme weiterer Pfade erhöhen könnte), der direkte Effekt und informationshalber die bivariate Korrelation ausgewiesen.

Die Befunde der drei Tabellen lassen sich rasch zusammenfassen. 1. Da die Pfadkoeffizienten der Stufen A und B klein sind, belaufen sich die Beträge der meisten indirekten Effekte auf 0.02 oder weniger. Es ist nicht sinnvoll, diese Effekte inhaltlich zu interpretieren. 2. Daher erübrigt es sich strenggenommen, auf die obige Vermutung entgegengesetzter Effekte einzugehen. Sie ist zwar im Prinzip nicht falsch, wie man in Tab. 4.22 in den Zeilen Anliegen Geld (negative Effekte) und Kontrolle (zweimal positive Effekte) erkennt, doch eben nicht substantiell gültig. 3. Allenfalls auf zwei Pfaden sind etwas stärkere Pfadeffekte (Beträge bis 0.05) erkennbar: Einkommen mindert emotionsorientiertes Verhalten, weil es mit interner Kontrolle einhergeht und diese zu weniger emotionsorientierter Bewältigung führt (Tab. 4.23). Und das Einkommen senkt die emotionale Belastung, weil es zu einem kleineren Anliegen Geld führt, das wiederum für die Belastungsintensität ausschlaggebend ist (Tab. 4.24). 4. Für die Einladung und den Supermarkt besteht eine signifikante bivariate Korrelation zwischen dem Einkommen und emotionsorientiertem Verhalten (dies auch für die Anschaffung) und emotionaler Belastung. In diesen Fällen weisen die Summen der ausgewiesenen indirekten Effekte in dieselbe Richtung wie der bivariate Zusammenhang und übersteigen im Betrag den direkten Effekt - eine Konstellation, die bereits von Duncan (1966) mehrfach beschrieben wird.

Auch die pfadanalytische Zusammenschau der in separaten Regressionsmodellen vorgenommenen Untersuchungen der Wirkungen des Einkommens auf Reaktionen unter Belastung hat also keinerlei Anhaltspunkte dafür erbracht, daß das Einkommen irgendeinen nachhaltigen Effekt ausübt.

Tabelle 4.22: Direkte und wichtige indirekte Effekte des Äquivalenzeinkommens auf problemorientiertes Verhalten

Effekt	Einladung		Supermarkt		Anschaffung		Behörde		Jobverlust						
	A	B ¹ (A*B)	A	B ¹ (A*B)	A	B ¹ (A*B)	A	B ¹ (A*B)	A	B ¹ (A*B)					
via Bewertung															
Anliegen Geld ²	-0.09	0.18	-0.02	-0.17	0.06	-0.01	-0.09	0.20	-0.02	-0.08	0.21	-0.02	-0.11	0.11	-0.01
Anliegen Ansehen ³	-0.04	-0.17	0.01	-0.09	-0.05	0.00	-0.07	-0.09	0.01	0.09	-0.25	-0.02	0.03	-0.15	-0.00
Anliegen Selbstwert ⁴	-0.08	-0.15	0.01	-0.06	0.03	-0.00	0.02	0.07	0.00	-0.00	0.13	0.00	0.02	0.01	0.00
Optionen ⁵	0.08	-0.07	-0.01	0.06	-0.03	-0.00	0.03	0.09	0.00	0.06	-0.03	-0.00	0.00	0.12	0.00
via Ressourcen															
Kontrolle ⁶	0.19	-0.00	0.00	0.19	0.00	0.00	0.19	0.08	0.02	0.19	0.00	0.00	0.19	0.12	0.02
Soz. Unterst. ⁷	0.03	0.17	0.01	0.03	0.11	0.00	0.03	0.11	0.00	0.03	0.13	0.00	0.03	0.15	0.00
Summe der dargestellten indirekten Effekte	0.00			-0.01			0.01			0.01			-0.04		0.01
direkter Effekt (Tab. 4.19)	0.04			0.14			-0.05			0.04			0.04		0.02
bivariate Korrelation	0.01			0.09			-0.02			-0.02			-0.02		0.04

Anmerkungen:

¹ entnommen aus Tab. 4.6 ² Spalte A entnommen aus Tab. 4.16 ³ Tab. 4.17 ⁴ Tab. 4.18 ⁵ Tab. 4.15 ⁶ Tab. 4.12 ⁷ Tab. 4.14

Tabelle 4.23: Direkte und wichtige indirekte Effekte des Äquivalenzeinkommens auf emotionsorientiertes Verhalten

Effekt	Einladung		Supermarkt		Anschaffung		Behörde		Jobverlust						
	Effekt		Effekt		Effekt		Effekt		Effekt						
	A	B ¹	A	B ¹	A	B ¹	A	B ¹	A	B ¹					
via Bewertung															
Anliegen Geld ²	-0.09	0.01	-0.00	-0.17	0.17	-0.03	-0.09	-0.05	0.00	-0.08	-0.08	0.01	-0.11	-0.10	0.01
Anliegen Ansehen ³	-0.04	0.30	-0.01	-0.09	0.15	-0.01	-0.07	0.21	-0.01	0.09	0.22	0.02	0.03	0.23	0.01
Anliegen Selbstwert ⁴	-0.08	0.19	-0.02	-0.06	0.05	-0.00	0.02	0.07	0.00	-0.00	0.28	0.00	0.02	-0.11	-0.00
Optionen ⁵	0.08	-0.06	-0.00	0.06	-0.02	-0.00	0.03	0.00	0.00	0.06	-0.01	-0.00	0.00	-0.18	0.00
via Ressourcen															
Kontrolle ⁶	0.19	-0.20	-0.04	0.19	-0.21	-0.04	0.19	-0.24	-0.05	0.19	-0.10	-0.02	0.19	-0.15	-0.03
Soz. Unterst. ⁷	0.03	-0.08	-0.00	0.03	-0.01	-0.00	0.03	-0.02	-0.00	0.03	-0.02	-0.00	0.03	-0.01	-0.00
Summe der dargestellten indirekten Effekte			-0.07			-0.08			-0.06			0.01			-0.01
direkter Effekt (Tab. 4.20)			-0.02			0.07			-0.04			0.04			-0.00
bivariate Korrelation			-0.15			-0.11			-0.12			-0.02			-0.03

Anmerkungen:

¹ entnommen aus Tab. 4.7 ² Spalte A entnommen aus Tab. 4.17 ³ Tab. 4.17 ⁴ Tab. 4.18 ⁵ Tab. 4.15 ⁶ Tab. 4.14 ⁷ Tab. 4.14

Tabelle 4.24: Direkte und wichtige indirekte Effekte des Äquivalenzeinkommens auf emotionale Belastung

Effekt	Einladung		Supermarkt		Anschaffung		Behörde		Jobverlust						
	Effekt		Effekt		Effekt		Effekt		Effekt						
	A	B ¹	A	B ¹	A	B ¹	A	B ¹	A	B ¹					
via Bewertung															
Anliegen Geld ²	-0.09	0.27*	-0.02	-0.17	0.19	-0.03	-0.09	0.52	-0.05	-0.08	-0.01	0.00	-0.11	0.42	-0.05
Anliegen Ansehen ³	-0.04	0.38	-0.02	-0.09	0.39	-0.04	-0.07	0.12	-0.01	0.09	0.23	0.02	0.03	-0.07	-0.00
Anliegen Selbstwert ⁴	-0.08	0.11	-0.01	-0.06	-0.01	0.00	0.02	0.02	0.00	-0.00	0.45	0.00	0.02	0.09	0.00
Optionen ⁵	0.08	-0.01	-0.00	0.06	0.01	0.00	0.03	-0.03	-0.00	0.06	-0.14	-0.01	0.00	-0.07	0.00
via Ressourcen															
Kontrolle ⁶	0.19	0.03	0.01	0.19	0.04	0.01	0.19	0.04	0.01	0.19	0.06	0.01	0.19	0.02	0.00
Soz. Unterst. ⁷	0.03	-0.01	-0.00	0.03	0.00	0.00	0.03	0.03	0.00	0.03	0.02	0.00	0.03	0.01	0.00
Summe der dargestellten indirekten Effekte			-0.04			-0.06			-0.05			0.02			-0.05
direkter Effekt (Tab. 4.21)			-0.05			-0.04			0.06			0.05			0.07
bivariate Korrelation			-0.14			-0.11			-0.04			0.04			0.00

Anmerkungen:

¹ entnommen aus Tab. 4.8 ² Spalte A entnommen aus Tab. 4.16 ³ Tab. 4.17 ⁴ Tab. 4.18 ⁵ Tab. 4.15 ⁶ Tab. 4.14 ⁷ Tab. 4.14

4.6.3 Interaktionen

Das Parallelmodell trägt wie grundsätzlich jede multivariate Regression in bestimmter Weise der Möglichkeit Rechnung, die unabhängigen Variablen könnten untereinander mehr oder weniger stark zusammenhängen. Das Kalkül dieses Verfahrens berücksichtigt beispielsweise, daß Bildung und Einkommen korreliert sind, und weist wie oben demonstriert den Einfluß jeder Prädiktorvariable unter sonst gleichen Bedingungen aus, also etwa den Zusammenhang zwischen Einkommen und Verhalten bei gleichen Bildungsvoraussetzungen oder aber bei gleicher Situationsbewertung. Nun ist diesem Ansatz auch die Annahme inhärent, daß ein gegebener Prädiktor bei allen Ausprägungen sonstiger unabhängiger Variablen im Modell einen Einfluß gleichbleibender Stärke besitzt, was ja durchaus in Zweifel gezogen werden kann. Es ist denkbar, daß manche Faktoren nur unter *bestimmten* Voraussetzungen und gerade nicht schlechthin ihre Wirkungen entfalten und daß es letztlich an der statistischen Modellkonstruktion liegt, wenn der vermutete Einfluß mancher Merkmale, wie des Einkommens, sich bislang nicht äußerte. Diese Überlegung wird mit einem Beispiel verständlicher. Einkommen und Deprivationsarmut haben sich für die Belastungsverarbeitung als praktisch bedeutungslos erwiesen, während der Einfluß der Anliegen evident ist. Vielleicht aber besteht zwischen diesen Faktoren eine besondere Wechselbeziehung der Art, daß sich in spezifischen Einkommenslagen oder Armutspeditionen Anliegen stärker als sonst oder auch nur dort auswirken. Allgemein formuliert würde der Effekt einer Variablen mit der Ausprägung anderer schwanken. In statistischen Modellen läßt sich ein solches Kalkül mit *Interaktionseffekten* realisieren, während die bisherigen Modelle nur *Haupteffekte* enthielten. Interaktionseffekte zwischen zwei Variablen beschreiben Wirkungen, die diese nur in Kombination ausüben. Sie können anstelle von oder zusammen mit Haupteffekten auftreten.

Interaktionen sind nicht zu verwechseln mit der bereichsabhängigen Wirkung soziodemographischer Merkmale. Ifeld (1980b) beobachtet beispielsweise, daß die Einkommensposition und andere soziodemographische Merkmale nur im Verhalten auf ökonomischem Gebiet einen Unterschied ausmachen, nicht jedoch im Ehe- und Familienleben. Ifeld kommt lediglich zu dem Schluß, daß diese Merkmale an sich Einfluß auf das Bewältigungsverhalten besitzen, nicht jedoch, daß die Merkmale sich gegenseitig in ihrer Wirkung auf das Verhalten beeinflussen.

Ein Problem besteht darin, solche Interaktionen zu lokalisieren, denn prinzipiell möglich sind sie zwischen allen Variablen eines Modells, wodurch sich eine unüberschaubare Fülle denkbarer Kombinationsmöglichkeiten ergibt. Es schien hier jedoch geboten, die Suche nach Maßgabe der inhaltlichen Begründbarkeit einzuschränken. Zum einen sollten an Interaktionen die Komponenten der vertikalen Schichtung (Einkommen, Deprivationsarmut) beteiligt sein. Es sollte nach der weitgehend ergebnislosen Suche nach vertikaler Ungleichheit in der Belastungsverarbeitung ein letztes Mal geprüft werden, ob es mit diesen materiellen Statusaspekten nicht doch eine Bewandnis hat. Zum anderen sollten an den Interaktionen die

beiden insgesamt wichtigsten Determinanten der Bewältigungsreaktionen, die Anliegen Geld und Ansehen, beteiligt sein. Die Vermutung lautet also, daß der Einfluß der Anliegen je nach Einkommens- oder Armutposition unterschiedlich ausfällt bzw. daß je nach Einkommensposition andere Anliegen eine Rolle spielen. Getestet wurden Interaktionen zwischen den Anliegen und Deprivationsarmut, Einkommen, Bildung sowie interessehalber Alter und Geschlecht. Aus technischen Gründen konnten daher nur jeweils einzelne Interaktionseffekte in einem Modell untergebracht werden, denn wegen der hohen Korrelation der multiplikativ gebildeten Interaktionsvariablen untereinander und mit den Ursprungsmerkmalen (Multikollinearität) werden die Modelleffekte sehr instabil. (Dieses Problem stört allerdings auch schon Modelle mit nur einem Interaktionseffekt.)

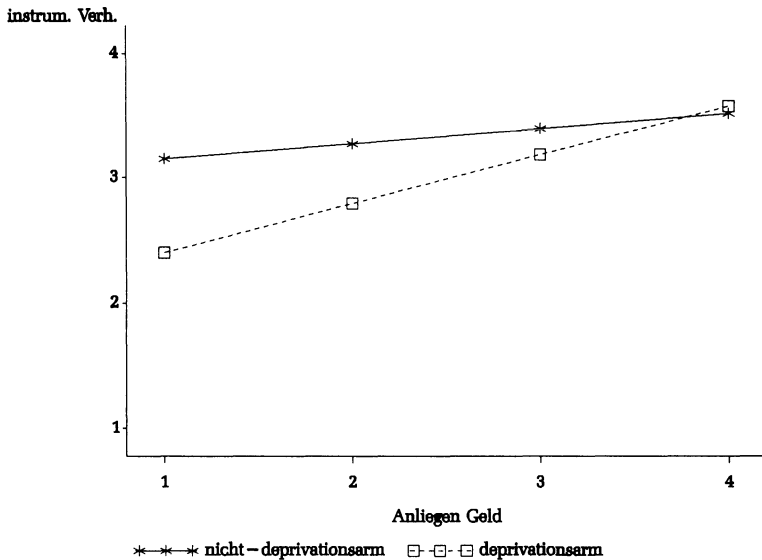
Nun zu den Ergebnissen. Die Suche förderte eine ganze Reihe statistisch signifikanter Interaktionskoeffizienten zutage, die mit Beispielen (sämtlich aus der Hauptstichprobe) illustriert seien. Die folgende Abbildung (4.16) zeigt, wie der Effekt des Anliegens Geld auf instrumentelles Verhalten bei einer Haushaltsanschaffung von Deprivationsarmut moduliert wird. Nicht-Deprivationsarme verhalten sich den Regressionsparametern³⁹ zufolge stärker instrumentell, reagieren aber weniger stark auf finanzielle Anliegen.

Im zweiten Beispiel (dazu Abbildung 4.17) zeigt sich rechnerisch, daß es Personen mit niedriger Qualifikation weniger Sorgen bereitet als Höherqualifizierten, in Arbeitslosigkeit eine Bedrohung der ökonomischen Lebensgrundlage zu erkennen, daß sie aber auch stärker auf finanzielle Anliegen reagieren⁴⁰. Der Effekt des finanziellen Anliegens schwächt sich also bei Hochqualifizierten ab, was zunächst nicht unplausibel ist. - Man beachte, daß es mit den geschätzten Regressionsparametern zu Belastungswerten über dem Skalenhöchstwert 4 kommen kann. Ursache ist die Schiefe der Antwortverteilung auf die Frage nach Belastung durch drohende Arbeitslosigkeit. Diese Frage war offensichtlich zu leicht, denn ihr arithmetisches Mittel liegt nahe am Maximalwert, mit entsprechenden Folgen für die Resultate der Regression. Zweifel an der Haltbarkeit der Ergebnisse sind angesichts der problematischen Datenqualität also angemessen, wie wir gleich noch sehen werden.

Auch zwischen metrischen Variablen treten Interaktionseffekte auf. Sie lassen sich anders als diejenigen zwischen einer Dichotomie und einer kontinuierlichen Variable weniger anschaulich interpretieren, aber immerhin noch graphisch darstellen. Abbildung 4.18 zeigt den Zusammenhang des instrumentellen Verhaltens mit Einkommen und dem Anliegen Ansehen

³⁹ Die Geraden in den Abbildungen sind Projektionen der Regressionsgleichung mit den Regressionskoeffizienten: für Anliegen Geld $\beta = 0.16$ (standardisiert) bzw. 0.12 (unstandardisiert), Deprivationsarmut $-0.51/-1.02$, Interaktionseffekt $0.27/0.49$; die sonstigen Parameter sind ähnlich denen in Tabelle 4.19.

⁴⁰ Koeffizienten: für Anliegen Geld $\beta = 0.59$ (standardisiert) / 0.49 (unstandardisiert), hohe berufliche Qualifikation 0.66 bzw. 0.80 , Interaktionseffekt -0.68 bzw. -0.22 ; die sonstigen Parameter sind ähnlich denen in Tabelle 4.21.

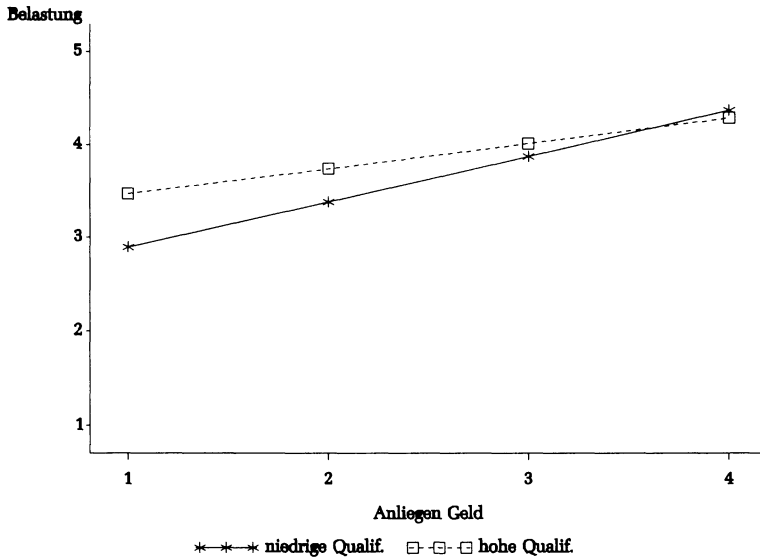


Datenbasis: Umfrage »Alltag in Deutschland« 1994, gewichtete Berechnung

Abbildung 4.16: Anliegen Geld und instr. Verhalten bei Anschaffung nach Deprivation

im Kontext der Einladung als dreidimensionale Verteilung der Rohdaten⁴¹. Den vorhergehenden Regressionsmodellen (Abschnitte 4.3.3, 4.6.1) ist zu entnehmen, daß instrumentelles Verhalten ausbleibt, wenn es das Ansehen bedroht (weil es nämlich finanzielle Schwierigkeiten verraten könnte, insofern es sich um die Mobilisierung sozialer Unterstützung handelt). Mit ein wenig Phantasie erkennt man nun hier ein besondere Tendenz: Bei niedrigem Einkommen bewegt sich die Stärke des instrumentellen Verhaltens unabhängig vom Anliegen auf ungefähr gleichbleibender Höhe, während ein Absinken des Verhaltens sich nur bei hohem Anliegen und gleichzeitig hohem Einkommen abzeichnet. Die entsprechende Regressionsfläche eines Modells mit Interaktionseffekt macht das Phänomen noch deutlicher (siehe Abbildung 4.19, die zur besseren Erkennbarkeit gegenüber der vorigen im Projektionswinkel gedreht und mit einer Seitenlinierung versehen wurde): Im unteren Einkommensbereich bleibt das problemorientierte Verhalten unabhängig vom Anliegen auf konstantem Niveau. Daß es im Einkommensbereich unter 500 DM Äquivalenzeinkommen sogar mit dem Anliegen steigt,

⁴¹ Der Stichprobenumfang läßt es nicht zu, jede Einzelbeobachtung abzubilden. Daher wurden mit einem Interpolierungsverfahren (SAS-Prozedur G3GRID) benachbarte Fälle auf der x- und y-Achse zusammengefaßt. Die Einkommensverteilung wurde bei einem gewichtetem Haushaltsnettoeinkommen von 5000 DM abgeschnitten.



Datenbasis: Umfrage »Alltag in Deutschland« 1994, gewichtete Berechnung

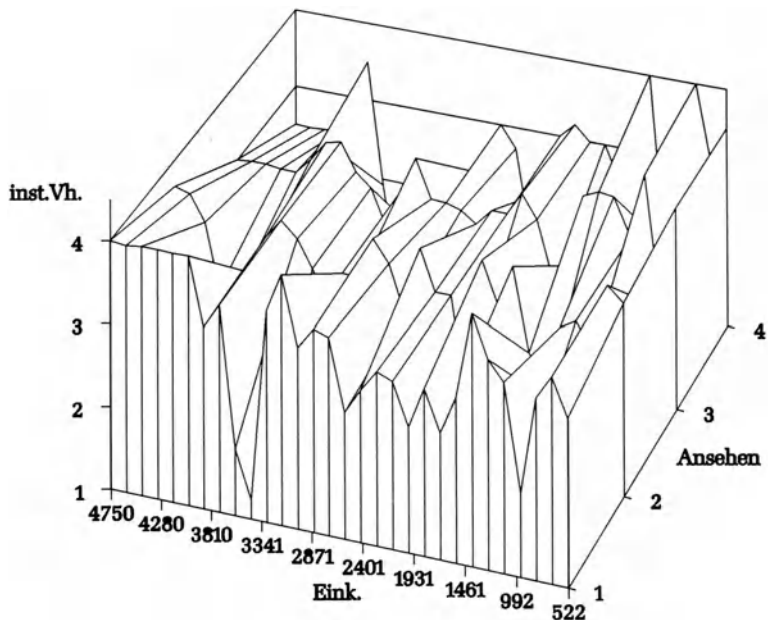
Abbildung 4.17: Anliegen Geld und emot. Belastung durch Jobverlust nach Qualifikation

sollte als Extrapolierungsartefakt des linearen Modells betrachtet und nicht inhaltlich interpretiert werden. Interessant ist aber der nun klar hervortretende, je nach Anliegen gegenläufige Einkommenseffekt. Wenn kein Ansehen bedroht ist, verhalten sich Besserverdienende mehr, andernfalls aber signifikant weniger problemorientiert⁴². Die Scham wirkt sich mit anderen Worten besonders stark bei den Besserverdienenden aus. Nicht ganz unerwartet kehren sich die Verhältnisse fast exakt um, wenn man, wieder vor dem Hintergrund einer Einladung, emotionsorientiertes Verhalten betrachtet (dazu Abbildung 4.20). Es ist erneut dann markant erhöht, wenn bei Personen hohen Einkommens das Ansehen bedroht ist⁴³. Es ist aber nicht auch ein umgekehrter Effekt etwa der Art zu beobachten, daß dort, wo einkommensstarke Personen empfindlich auf Bedrohung ihres Ansehens reagieren, für einkommensschwache finanzielle Anliegen besonders verhaltenswirksam würden.

Überhaupt sind gegen die Verallgemeinerung der beschriebenen Beispiele, deren Reihe

⁴² Modellparameter: Ansehen beta 0.06 (stand.) bzw. 0.04 (unstand.), Einkommen 0.23 bzw. 0.0002, Interaktionseffekt -0.33 bzw. -0.00009

⁴³ Ansehen beta 0.16 (stand.) bzw. 0.08 (unstand.), Einkommen -0.14 (stand.) bzw. -0.0001, Interaktionseffekt 0.20 (stand.) bzw. 0.000044 (unstand.)

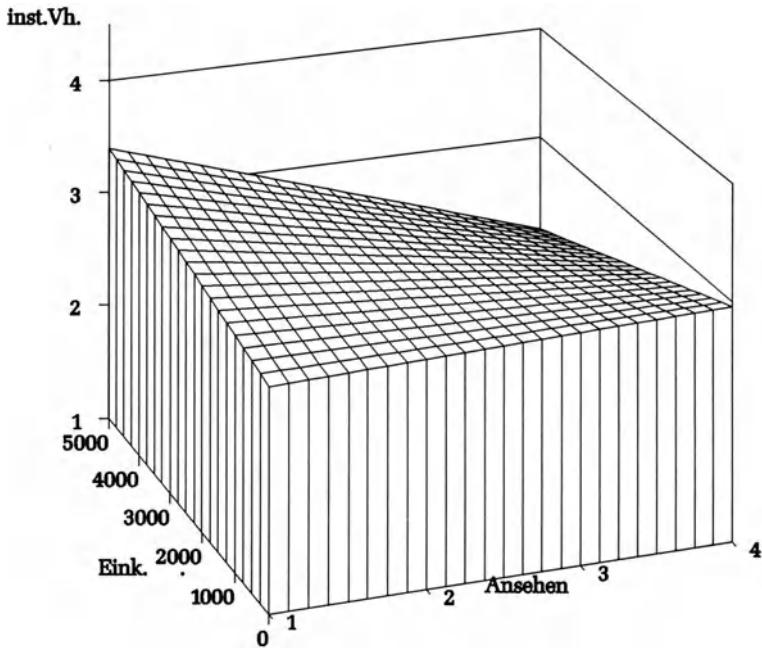


Datenbasis: Umfrage »Alltag in Deutschland« 1994, gewichtete Berechnung

Abbildung 4.18: Instrumentelles Verhalten bei Einladung nach Ansehen und Einkommen

sich fortsetzen ließe, gravierende Einwände zu erheben, womit wir nun endlich zu einigen oben bereits angedeuteten Vorbehalten zurückkehren. Erstens lassen sich häufig für eine bestimmte situative Triade aus zwei Prädiktoren und einem Kriterium in anderen Situationen Gegenbeispiele finden, die einer einmal entworfenen Interpretation unversehens widersprechen. Bei einer Einladung scheuen besonders Besserverdienende vor instrumentellem Verhalten zurück, bei einer Anschaffung sind es aber die Schlechterverdienenden, da der Interaktionseffekt nun nicht negativ, sondern positiv ist⁴⁴. Zweitens läßt sich keine Triade auch nur annähernd situationsübergreifend oder gleichzeitig in beiden Substichproben nachweisen. Regelmäßig sind nämlich Interaktionen, die für die Hauptstichprobe signifikant sind, unter Sozialhilfebeziehern nicht vorhanden und umgekehrt. Statistisch interpretationsfähige Interaktionen des gleichen Vorzeichens wurden für die untersuchten Triaden in immer nur maximal zwei von fünf Situationen entdeckt. Die Zahl möglicher Interaktionen eines Prädik-

⁴⁴ Ansehen: $\beta = -0.27$, Einkommen $\beta = -0.25$, Interaktionseffekt $\beta = 0.27$

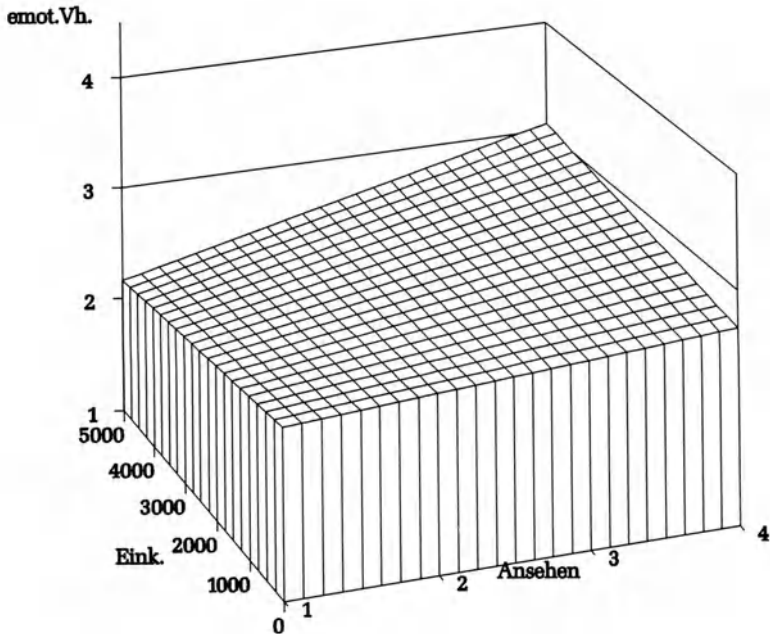


Datenbasis: Umfrage »Alltag in Deutschland« 1994, gewichtete Berechnung

Abbildung 4.19: Ansehen und instrumentelles Verhalten bei Einladung nach Einkommen

torenpaars beläuft sich auf 5 Situationen zu 3 Zielvariablen zu 2 Substichproben, also auf insgesamt 30. Die größte Zahl empirisch nachgewiesener Interaktionen beläuft sich jedoch auf 6, nämlich für die Interaktion von Deprivationsarmut mit finanziellen Anliegen. Sonst liegt sie immer darunter. Einige Paare, wie berufliche Bildung und Ansehen, interagieren nie. Dies liegt nur im selteneren Fall daran, daß wegen Multikollinearität der Standardfehler eines numerisch großen Koeffizienten übermäßig anwächst, denn zumeist ist der Interaktionskoeffizient selbst gegenüber dem Anliegen dem Betrag nach vergleichsweise unbedeutend.

Drittens ist sogar die Validität einiger der numerisch vorhandenen und signifikanten Interaktionen auf regressionstechnischer Grundlage anfechtbar. Betrachten wir zur Illustration noch einmal die Abbildungen 4.16 und 4.17. Die Verteilung der Zielvariablen hat, besonders für die Belastung, ihren Mittelpunkt weit oberhalb des Skalenmittelwerts (siehe Anhang A), weil es sich um im technischen Sinn sehr leichte Items handelt, und gleichzeitig können die Ausprägungen den Wert 4 nicht überschreiten (Deckeneffekt). Wenn nun zwei unabhängige



Datenbasis: Umfrage »Alltag in Deutschland« 1994, gewichtete Berechnung

Abbildung 4.20: Anliegen Ansehen und emot. Verhalten bei Einladung nach Einkommen

Merkmale dazu neigen, die Stärke der Zielvariablen in die Höhe zu treiben, wird der Effekt künstlich abgeschwächt, sobald eigentlich Werte über 4 für die Zielvariable zu erwarten wären. Im Fall einer Dichotomie führt dies dazu, daß der höhere (rechte) Endpunkt der Strecke, die die Regressionsgerade veranschaulicht, festliegt. Wird nun die Strecke nach oben verschoben, weil die dichotome Variable zu einer Steigerung der Zielvariablen beiträgt, dann wird sie automatisch flacher. In einem Modell ohne Interaktionseffekt bleibt dieses Problem unsichtbar, obwohl es dort ebenso existiert, da ja zwangsläufig parallele Geraden geschätzt werden. Auch bei der Interaktion zweier metrischer Merkmale kann dieser Effekt auftreten, was man sich so vorstellen sollte, daß die Biegung der Regressionsfläche in einer Ecke des Ausprägungsraums durch eine unsichtbare Decke erzwungen wird. In den beiden Beispielen aus Abbildungen 4.19 und 4.20 ist dies nicht der Fall, weshalb es sich hier wahrscheinlich um echte Interaktionseffekte handelt. In den vorhergehenden Beispielen hatten wir es dagegen aller Wahrscheinlichkeit nach mit Artefakten zu tun, die sich aus Itemformulierung und -skalierung in Verbindung mit der Regressionstechnik ergeben. Die Grenzen der Anwend-

barkeit der linearen Regression sind bei derart schief verteilten Daten sicher erreicht. Dem eigentlichen Problem ist jedoch auch mit kategorialer Datenanalyse, einer hier denkbaren Alternative zur linearen Regression, nicht beizukommen, denn dies besteht nicht in der Schiefe der Verteilung, sondern in der durch die zu leichten Skalen des Erhebungsinstruments beschnittenen Information über die betreffenden Konstrukte, die im nachhinein nicht wiederhergestellt werden kann.

Nur wenige der ohnehin spärlichen Regressionsergebnisse überstehen die kritische Abwägung ihrer Validität, und summa summarum verbleiben nur wenige Belege für die Möglichkeit, daß die Wirkung der Anliegen von der sozialen Stellung abhängt. Interaktionen sind oft entweder nicht vorhanden oder widersprüchlich, und bei den verbleibenden Effekten könnte es sich teilweise um Methodenartefakte handeln. Wenn die Untersuchung der Interaktion zwischen Schichtung und Situationsbewertung ein letzter Versuch war, nachzuweisen, daß die Verortung in einem durch Ungleichheit strukturierten sozialen Raum die Verarbeitung von Belastungen prägt, dann ist dieser Versuch gescheitert. Die Anliegen, die die Einkommensarmen und die Deprivierten plagen, verschonen auch die Bessergestellten nicht, und Geschlechter, Altersstufen und Bildungsklassen reagieren ohne nachhaltige Unterschiede gleich stark auf Anliegen, die in ihren Augen auf dem Spiel stehen.

Kapitel 5

Fazit

In diesem Kapitel sollen aus den empirischen Analysen Schlußfolgerungen gezogen werden. Die Ergebnisse sollen interpretiert und im Hinblick auf wissenschaftliche Diskussionstraditionen bewertet werden. Da die Untersuchung um einen transaktionstheoretischen Kern herum aufgebaut ist, gelten die Überlegungen zum ersten den sich für die psychologische Forschung ergebenden Rückschlüssen. Zum zweiten erörtern wir die Bedeutung für die sozialwissenschaftliche Armutsforschung, die ja der Ausgangspunkt der hier angestellten Untersuchungen war, sowie für die soziologische Forschung im allgemeinen. Zuletzt geht es um die sozialpolitische Bedeutsamkeit der Befunde.

5.1 Zusammenfassung der Ergebnisse

Lassen wir zunächst noch einmal den Ansatz der Untersuchung und die Ergebnisse des empirischen Teils Revue passieren. Der soziale Kontext der Belastungsverarbeitung wurde mit einem integrativen psychologisch-soziologischen Modell untersucht, das versucht, Erkenntnisse der Streßtheorie in Überlegungen zu sozialen Einflüssen einzubetten. In seinem Zentrum steht der Transaktionsansatz, der eine situativ-kognitive Bewertung potentieller Belastungsreize annimmt, die für die subjektive Belastungsintensität und die Wahl der Verarbeitungsreaktionen ausschlaggebend wird. Zentrale Bedeutung kommt der primären Bewertung nach den Anliegen in einer Auseinandersetzung und der sekundären Bewertung nach den Optionen der Einflußnahme zu. Auch die Ausstattung mit psychischen und sozialen Ressourcen, hier interner Kontrollüberzeugung und sozialer Unterstützung, trägt dem Ansatz zufolge zur Ausgestaltung des Verhaltens bei. Reaktionen werden danach unterschieden, ob sie die Veränderung der Belastungsursache oder die Linderung der resultierenden Emotionen zum Ziel haben. Parallel dazu wurde eine Erklärung durch stabile Muster angestrebt, die in Abhängigkeit von der sozialen Stellung habitualisiert werden. Der vertikalen Schichtung und ihrem Einfluß auf Verarbeitungsreaktionen wurde besondere Beachtung geschenkt, da immer wieder die Vermutung zu hören ist, Arme verhielten sich weniger problemadäquat. Der soziale Kontext besteht damit der Annahme zufolge erstens in einem direkten Zusammenhang zwischen sozialen Positionen und Belastungsreaktionen.

Die Erweiterung des Modellkerns umfaßt zum einen das Auftreten belastender Ereignis-

se, also der Belastungsquellen. So wie soziale Ungleichheit sich in einer Minderausstattung statusniedriger Gruppen mit einem problemgerichtetem Verhaltensrepertoire äußern soll, kann sie auch mit differentieller Ereignislast, nämlich einem erhöhten Expositionsrisiko für materiell benachteiligte Schichten, verbunden sein. Darin besteht der zweite mögliche Aspekt der sozialen Einbettung. Als dritter Aspekt wurde untersucht, inwiefern Kognitionen und Ressourcen der Belastungsverarbeitung, die vom Transaktionsansatz als unabhängige Erklärungsfaktoren betrachtet werden, ihrerseits von der Einnahme einer sozialen Stellung abhängig sind. Wir gingen z. B. der Frage nach, ob die Einschätzung einer gegebenen Situation gravierender im Sinn erhöhter Anliegen und pessimistischer im Sinn fehlender Optionen ausfällt, wenn von dieser Situation Arme statt des Bevölkerungsdurchschnitts betroffen sind.

Der Geltungsbereich der Ergebnisse ist an Stichprobe und Datenbasis der Untersuchung gebunden. Die den Analysen zugrundeliegende Umfrage richtete sich in der Hauptsache an eine Zufallsstichprobe der Wohnbevölkerung im erwerbsfähigen Alter, in der Bezieher niedriger Einkommen überrepräsentiert sind. Anders als in manchen älteren Studien wurde Armut hier nicht mit sozialen Problemen, residentieller Segregation oder sonstigen Auffälligkeiten gleichgesetzt, sondern als Einkommensarmut definiert. Die Analysen verwenden ein bedarfsbezogenes, an den Haushaltskontext gebundenes Einkommensmaß, das sog. Äquivalenzeinkommen. Ergänzend wurden Sozialhilfebezieher in mehreren Kommunen befragt, wobei jedoch beträchtliche Antwortausfälle mit unbekanntem Selektionseffekten eintraten. Erfaßt wurde der Umgang mit ökonomischen Belastungen anhand fünf exemplarischer Alltagssituationen, in denen finanzielle Knappheit mit sozialen Sekundäreffekten zutage tritt: eine potentiell kostspielige Einladung in ein Restaurant, der Konsumwunsch eines Kindes im Supermarkt, eine Haushaltsanschaffung, ein Behördengang und drohende Arbeitslosigkeit.

Es sind folgende Hauptergebnisse zu verzeichnen. Insofern die Erfahrung mit den vorgegebenen Alltagssituationen eine realistische Operationalisierung des Expositionsrisikos ist, steht dieses Risiko in klarer Abhängigkeit von sozialen Merkmalen. Besonders materielle Schichtungsaspekte wirken sich aus, denn mit dem Einkommen sinkt und mit vorliegender Deprivationsarmut steigt die getragene Ereignislast. Sozialhilfebezieher sind weitaus häufiger von Belastungen betroffen als der Bevölkerungsquerschnitt. Der berufliche Bildungsstand sagt dagegen, wie auch das Geschlecht, unter Kontrolle anderer sozialer Merkmale die Verwicklung in solche Situationen nicht voraus. Der Einfluß des Alters fällt je nach Situationsinhalt sehr unterschiedlich aus, und es ist berechtigt zu sagen, daß je nach Altersabschnitt andere Ereignisse zu verarbeiten sind. Die als Ressourcen der Belastungsverarbeitung angesehenen Konstrukte soziale Unterstützung und interne Kontrollüberzeugung sind weitgehend außerstande, das Eintreten belastender Auseinandersetzungen abzuwenden.

Der Transaktionsansatz geht von einer kognitiven Situationsbewertung nach Anliegen und Optionen aus. Zu den hier untersuchten Anliegen gehören Geld, Ansehen und Selbstwertgefühl sowie in einigen Situationen zusätzlich das Wohlergehen nahestehender Personen, Harmonie mit und Kontakt zu anderen Menschen und die Privatsphäre. Anliegen sind die Be-

zeichnung für das, was für die Person in einer Auseinandersetzung auf dem Spiel steht; in diesem Sinn steht in den fünf Situationen vorrangig Geld auf dem Spiel, während das Selbstwertgefühl und noch mehr das eigene Ansehen in den Augen der Umwelt von untergeordneter Bedeutung sind. Die Kernfrage lautete jedoch nicht, worum es in den Situationen geht, sondern, wie problemorientierte und emotionsorientierte Reaktionen auf Belastungen zu erklären sind. Problemorientierte und emotionsorientierte Reaktionen haben wir jeweils mit einer Reihe einzelner Verhaltensweisen gemessen, die auf der Grundlage von Plausibilitäts-erwägungen und Faktorenanalysen zu eindimensionalen Indizes zusammengefaßt wurden. Aus der Höhe der Anliegen läßt sich nun nicht unmittelbar auf ihre Verhaltenswirksamkeit schließen. Befürchtungen um das Ansehen, das jemand in der sozialen Umgebung genießt, besitzen weitaus stärkere Effekte auf die Belastungsreaktionen als die meisten anderen Anliegen; zusammen mit der Sorge um finanzielle Belange sind sie diejenigen Faktoren, die die engsten statistischen Zusammenhänge mit den Reaktionen aufweisen. Die emotionale Belastung steigt mit fast allen Anliegen, am stärksten jedoch mit Geld und Ansehen. Emotionsorientierte Reaktionen hängen von bedrohtem Ansehen und Selbstwertgefühl ab, sie sind aber weniger eine Frage finanzieller Belange. Problemorientierte Reaktionen erfolgen in dem Maß, in dem es den Befragten in einer Situation um Geld geht. Ganz im Gegensatz zu diesem Muster läßt bedrohtes Ansehen problemorientierte Reaktionen unwahrscheinlicher werden. In einer Disaggregation der Verhaltensweisen, die zuvor zu einem einheitlichen Maß für Problemorientierung zusammengefaßt waren, stellte sich heraus, daß die Hemmung solchen Verhaltens im wesentlichen von einer Abneigung gegen die Inanspruchnahme sozialer Unterstützung herrührt. Unseres Erachtens kommt als Erklärung in Betracht, daß bei problemorientierten Reaktionen häufig die Hilfe Dritter in Anspruch genommen wird, daß aber die Mobilisierung dieser Hilfe zwangsläufig auch das als peinlich empfundene Problem offenbart. Mit dem Dilemma des Hilfesuchenden läßt sich das ungewöhnliche Wirkungsmuster des Ansehens sinnvoll deuten; diese Erklärung erfährt im übrigen Unterstützung durch den Umstand, daß bei Gefahr für das Ansehen Flucht- und Vermeidungsreaktionen auffällig ansteigen.

Nicht alle vom Transaktionsansatz vorausgesagten Effekte konnten mit unseren Daten nachgewiesen werden. Namentlich gilt dies für die Optionen, also die subjektiv wahrgenommenen Möglichkeiten, das Problem zu verändern. Sie sollen Belastung und emotionsorientiertes Verhalten mindern und zu problemorientiertem Handeln führen, zeigen diese Wirkungen aber nur in wenigen Einzelfällen. Zumeist hängen sie in multivariaten Modellen nicht mit den Reaktionen zusammen. Ein verwandtes Konstrukt, die generalisierte Kontrollüberzeugung, kovariert dagegen beständig mit emotionsbezogenem Verhalten. Intern Kontrollierte neigen markant weniger zur Palliation als extern Kontrollierte. »Interne« sind aber offenbar nicht durchgängig auch zu mehr instrumentellen Reaktionen angespornt. Die zweite untersuchte Verarbeitungsressource neben der Kontrollüberzeugung ist erhaltene soziale Unterstützung. Der ihr nachgesagte dämpfende Einfluß auf emotionsorientierte Verhaltensweisen und emotionale Belastung ließ sich zwar nicht bestätigen, aber die Analysen aller Einzel-

situationen zeigen durchgängig, daß sie instrumentelles Verhalten fördert, wenn auch nicht schlechthin, sondern eigentlich nur einen Typ des instrumentellen Verhaltens, nämlich die Mobilisierung instrumenteller sozialer Unterstützung.

Der Einfluß sozialer Merkmale auf Verarbeitungsreaktionen wurde unter verschiedenen Perspektiven analysiert, wobei der Differenzierung zwischen Armen und Nichtarmen besonderes Interesse galt. Es zeigten sich kaum Unterschiede zwischen den beiden Substichproben; Sozialhilfebezieher reagieren nicht weniger problemorientiert als der Bevölkerungsquerschnitt, und sie neigen allenfalls in einigen Situationen zu leicht erhöhten emotionsorientierten Reaktionen, obwohl sie teils deutlich mehr emotionale Beunruhigung durch die geschilderten Probleme empfinden. Besondere Aufmerksamkeit wurde der Wirkung soziodemographischer Grundmerkmale zuteil, zu denen hier Geschlecht, Alter, berufliche Bildung, bedarfsgewichtetes Einkommen und Deprivationsarmut auf der Basis der Haushaltsausstattung zählen. Zunächst ist festzuhalten, daß bei bivariater Betrachtung, also im einfachen Mittelwertvergleich ohne Kontrolle sonstiger Variablen, alle diese Merkmale mit Reaktionspräferenzen zusammenhängen. Frauen verhalten sich stärker problemorientiert, Personen über 50 Jahren weniger problem- und mehr emotionsorientiert, Personen mit hohem Berufsabschluß zeigen weniger palliative Verhaltensweisen, und Deprivations- und eingeschränkt auch Einkommensarme reagieren in wenigen Situationen vermehrt emotionsbezogen. Armut schmälert indessen keinesfalls die Stärke der Problemorientierung.

Nach solchen bivariaten Vergleichen kontrollierten die Analysen dann mit multivariaten Verfahren sukzessive mehr Drittvariablen. Während zuvor beispielsweise schlicht gefragt wurde, ob sich Arme anders verhalten, ging es nun darum, ob sich Arme unter gleichen Bildungs-, Geschlechts- und Altersvoraussetzungen anders verhalten. Dies ist im großen und ganzen nicht der Fall. Von systematischen Wirkungen der Einkommens- und Deprivationsarmut auf das Verhalten unter Belastung kann bei Kontrolle der anderen soziodemographischen Merkmale nicht mehr die Rede sein. Diesen Schluß muß man erst recht ziehen, wenn zusätzlich die Parameter des Transaktionsansatzes konstantgehalten werden. Bei gleicher Situationswahrnehmung und unter gleichen soziodemographischen Verhältnissen beeinflusst Armut die Belastungsreaktionen nicht. Daß die Armen an sich in ihrem Verhalten gewisse Besonderheiten aufweisen, liegt also offenbar nicht an ihrem niedrigen Einkommen oder an ihrer Deprivation, sondern an einer Kombination ungünstiger Alters-, Bildungs- und Geschlechtsmerkmale in Verbindung mit einer unterschiedlichen Problemwahrnehmung. Und nicht alle Effekte der anderen sozialen Kategorien bleiben unter diesen Bedingungen noch erhalten: Lediglich Männer verhalten sich nach wie vor weniger problemorientiert, und ältere Personen und solche ohne hohe Berufsbildung zeigen mehr emotionsorientiertes Verhalten.

Reaktionen können nicht nur direkt, sondern auch indirekt auf dem Weg über differentielle Ressourcenausstattung und Situationswahrnehmung sozial geprägt sein. In Zusammenhängen zwischen soziodemographischen Kategorien und der Kontrollüberzeugung, der erhaltenen sozialen Unterstützung und der primären und sekundären Situationsbewertung

wurde solchen mittelbaren Effekten nachgespürt. Was die Ressourcen anbetrifft, bestätigt sich die vermutete Minderausstattung der unteren sozialen Schichten bis zu einem gewissen Grad. Einerseits prägen alle untersuchten sozialen Merkmale die generalisierte Kontrollüberzeugung: Männer, Hochqualifizierte und Jüngere sowie Nichtarme (nach Einkommen und Deprivation) weisen im multivariaten Modell eine eher interne Kontrollüberzeugung auf. Andererseits bestimmt die Position in der Sozialstruktur die soziale Unterstützung, wenn auch der Zusammenhang eher lose ist. Es sind vor allem ältere Personen und daneben Deprivationsarme, die signifikant weniger Hilfen erhalten, während Höhergebildete mehr Hilfen zu verzeichnen haben. Unterschiede in sozialer Unterstützung kommen primär durch Variationen des Freizeitverhaltens zustande; Differentiale der emotionalen, finanziellen und praktischen Hilfen je nach sozialer Position sind kaum zu beobachten.

Wenn nun aus einer benachteiligten sozialen Position auf weniger interne Kontrollüberzeugung und daraus wiederum auf mehr emotionsorientiertes Verhalten geschlossen werden kann, dann liegt offensichtlich ein indirekter sozialer Effekt vor. Freilich verzahnen sich hier schwache Einzeleffekte, so daß bei multiplikativer Verknüpfung kaum noch ein nennenswerter Betrag resultiert, wie sich bei pfadanalytischer Betrachtung zeigte. Es erübrigt sich, die indirekte Wirkung auf problemorientiertes Verhalten und emotionale Belastung zu diskutieren, weil sie nicht mit Kontrolle korrelieren. Analog muß man schließen, daß zwar benachteiligte Gruppen weniger soziale Unterstützung erfahren und daß im gleichen Maß wie diese Unterstützung die Neigung zu problemorientierten Reaktionen sinkt, daß aber wieder allzu geringe Beträge sich verketteten, um diesem indirekten Effekt durchschlagende Kraft zu verleihen.

Auf dem Weg über differentielle Bewertungskognitionen können sich ebenfalls indirekte Wirkungen einstellen. In mehrfacher Hinsicht korrelieren Kognitionen mit soziodemographischen Kategorien: Mit dem Alter werden weniger Optionen, aber eine höhere Bedrohung des Ansehens und des Selbstwertgefühls wahrgenommen; Frauen und Einkommensarme sehen eher ihre finanziellen Angelegenheiten auf dem Spiel. Andererseits gehen von Optionen nicht die erwarteten Effekte auf das Verhalten aus. Erneut verknüpfen sich die Zusammenhänge zwischen sozialer Stellung und Kognitionen sowie zwischen Kognitionen und Verhalten zu keinem substantiellen indirekten Effekt.

Auch die denkbare Erklärung eines aufgrund der Summierung widersprüchlicher indirekter Effekte nur scheinbar fehlenden Gesamteffekts vermag nicht zu überzeugen. Bei drohendem Jobverlust erfolgen beispielsweise problemorientierte Reaktionen ohne Einfluß des Einkommens. Dabei besitzen Niedrigeinkommensbezieher einerseits weniger interne Kontrollüberzeugung, weshalb sie sich weniger problemorientiert verhalten, und gleichzeitig höhere finanzielle Anliegen, weshalb sie sich mehr problemorientiert verhalten. Eine solche neutralisierende Überlagerung existiert zwar dem Grunde nach in Ausnahmefällen, aber selbst hier ohne nennenswert starke gegenläufige Einzeleffekte.

Schließlich konnte auch nicht die Vermutung erhärtet werden, daß sich Anliegen je nach

sozialer Stellung unterschiedlich auf die Reaktionen auswirken, d. h., daß Interaktionseffekte beispielsweise zwischen Anliegen und Schichtung existieren. Abgesehen von untypischen Einzelkonstellationen wirkt sich die Wahrnehmung dessen, was in einer Situation auf dem Spiel steht, etwa Geld oder soziales Ansehen, gleichförmig auf Arme und Nichtarme, Männer und Frauen etc. aus.

Wenn wir nun zum Ende der Zusammenfassung die Gretchenfrage stellen, ob und wie sich soziale Ungleichheit in der Belastungsverarbeitung spiegelt, wie sie im ersten Argumentationsprinzip formuliert wird, kann die Antwort nicht in einem einfachen ja oder nein bestehen. Eindeutig ist der Zusammenhang zwischen Schichtung und Ereignislast. Wer einer materiell benachteiligten Schicht angehört, ist einem erhöhten Risiko ausgesetzt, in belastende Situationen verwickelt zu werden. Ob sich aber soziale Kategorien auf das Bewältigungsverhalten auswirken, muß man im engen Bezug zur Begriffsebene beantworten, auf der sie benutzt werden. Entweder bezeichnen die Kategorien reifizierend konkrete Gruppen wie die Armen im Gegensatz zu den Nichtarmen, die Alten im Gegensatz zu den Jüngeren und die Geschlechter. In bivariaten Analysen nach diesen Merkmalen wurden einige Reaktionsdifferenziale deutlich. Oder sie dienen als analytische Kategorien und kennzeichnen dann nicht Gruppen, sondern nur bestimmte einzelne Eigenschaften unter vielen voneinander unabhängigen, die Personen besitzen. In dieser Hinsicht sind soziale Differenzierungen, wie multivariate Analysen zeigen, weitaus weniger bestimmend für Belastungsreaktionen, wenn nicht in manchen Fällen sogar irrelevant. Die in bivariaten Betrachtungen gewonnenen Erkenntnisse über Wirkungen der Ungleichheit werden aber durch die weiterführenden mehrdimensionalen Analysen nicht hinfällig, sondern nur genauer erläutert. Auf Schlüsse, die für Armut und für die Armutspopulation zu ziehen sind, werden wir noch genauer eingehen.

Doch zuvor noch eine zusammenfassende Bemerkung zum zweiten Argumentationsprinzip der sozialen Einbettung. Ökonomische Probleme können stets soziale Folgeerscheinungen haben, die von der Verkettung der sozialen Wertschätzung einer Person mit ihrer ökonomischen Lage herrühren. Fragte man die Adressaten dieser Studie, welche Anliegen sie in den geschilderten Alltagssituationen haben, schien das Gewicht der sozialen Kehrseite finanzieller Probleme zwar gering, denn eine Bedrohung ihres Ansehens nahm sich im Vergleich zu finanziellen Belangen klein aus. Wurde aber analysiert, woraus sich ihre Reaktionen ableiten, dann entpuppte sich die Furcht vor Ansehensverlust als eine der stärksten Triebfedern überhaupt. Sie spielt in der Genese der Belastungsempfindung eine zentrale Rolle, sie fast alleine setzt emotionsorientierte Verhaltensweisen in Bewegung, insbesondere den Rückzug aus Sozialkontakten, und sie unterbindet instrumentelle Problemlösungsversuche, die bei der Mobilisierung sozialer Unterstützung ansetzen. Die Macht des Imaginären Urteils über das Bewältigungsverhalten wird von diesen Ergebnissen in vollem Umfang untermauert. Sie ist ihrerseits kein Aspekt der sozialen Ungleichheit, da ein Zusammenwirken mit Schichtungsmerkmalen nicht belegt werden konnte.

5.2 Folgerungen für die psychologische Belastungsforschung

Der Transaktionsansatz diente in der vorliegenden Studie als Anleitung zur Erforschung des Verhaltens unter ökonomischen Belastungen, die ja lediglich als Ausformungen beliebiger Belastungen behandelt wurden. Es ist nun an der Zeit zu prüfen, ob sich diese Verwendung bewährt hat und ob aus der empirischen Arbeit nicht auch Anregungen in die Theorie zurückfließen sollten.

Die primäre Situationsbewertung zur Verhaltensklärung heranzuziehen hat sich als ein fruchtbarer Ansatz herausgestellt. Wenn statistische Zusammenhänge auf Kausalbeziehungen schließen lassen, sind wir mit den Anliegen auf die eigentlichen Beweggründe des Bewältigungsverhaltens gestoßen. Unser Spektrum der Anliegen geht über die Differenzierung der *stakes* hinaus, die die Arbeitsgruppe um Lazarus begonnen hat, und zeigt ein mit sozialpsychologischen Grunderkenntnissen plausibel begründbares Muster, das in dieser Form zuvor nicht belegt werden konnte. In diesem Muster spielt das soziale Ansehen neben sachlichen Anliegen wie dem Einkommen (bei Lazarus z. B. auch berufliche Ziele) eine besondere Rolle, denn mit ihm ist das Sozialverhalten unter Belastung eng verbunden. Zwar mag die Auswahl der fünf Situationen, für die nun empirische Befunde vorliegen, den gemessenen Effekt des bedrohten Ansehens gesteigert haben, doch ist sicher die Forderung an die Streßtheorie begründet, diesem Aspekt in allen Kontexten größere Beachtung zu schenken, da außerhalb des Labors kaum eine Belastung ohne soziale Implikationen vorstellbar ist. Wie wir gesehen haben, wird der Stellenwert dieses Anliegen leicht unterschätzt, wenn man nur nach der Bedeutung einer Situation (der Stärke des Anliegen) fragt, ohne die weiteren Wirkungen dieser Bedeutung (die Effekte auf Reaktionen) zu verfolgen.

Lazarus und Kollegen werden nicht müde herauszuheben, daß nicht Dispositionen, sondern Kognitionen den Ausschlag für die Wahl einer Bewältigungsreaktion geben. Die Ergebnisse für die primäre Situationsbewertung stützen diese Position, doch nach dem, was wir über Effekte der sekundären Bewertung, d. h. der Optionen, erfahren haben, ist zweifelhaft, ob am Axiom der strikten Situationsgebundenheit der Belastungsverarbeitung wie an einem Credo festgehalten werden kann. Einschätzungen der Möglichkeit eigener Einflußnahme sind ja nicht etwa irrelevant, aber es ist ausgerechnet die *generalisierte* Kontrollüberzeugung, und nicht die *situative* Kontrollwahrnehmung, die einen Teil der Reaktionen voraussagt. Trotz plausibler Annahmen fehlt es an empirisch bestätigten Einflüssen der Optionen. Man mag darüber spekulieren, ob die Resultate anders ausgefallen wären, wenn wir Belastungen und ihre Verarbeitung zeitnah erhoben hätten. Doch wie auch immer die Befunde zu erklären sind, will es nicht recht einleuchten, daß biographische Erfahrungen mit Alltagsproblemen keine Spuren in habitualisierten Reaktionsmustern hinterlassen sollen, die bei wiederkehrenden Belastungsreizen aktiviert werden. Der absolute Verzicht auf Dispositionen in einem Erklärungsmodell wäre gleichbedeutend mit der Leugnung einer Lerngeschichte; eine Integration dispositionaler Elemente in den Transaktionsansatz könnte dagegen

sein Potential erweitern. Dieses Ergebnis erschüttert auch die Annahme des statistischen Primats proximaler Faktoren (Jessor 1981). Kontrolle als distales Merkmal übertrifft den Einfluß der (proximalen) Optionen.

Es liegt nahe zu fragen, ob es sich bei einigen der im Transaktionsansatz als situativ interpretierten Anliegen nicht doch um eher stabile, situationsübergreifend vorhandene Personeneigenschaften (Werte) handelt. Denn es ist plausibel, anzunehmen, daß die Einschätzung, es gehe in einer Situation um das Wohlergehen nahestehender Personen, das Selbstwertgefühl oder das Ansehen, nicht vollkommen spontan ausgebildet wird, sondern mit einer Disposition der Person zu solchen Einschätzungen korrespondiert. Da in unseren Daten keine Angaben zur allgemeinen Ausprägung dieser Werte enthalten sind, war es leider nicht möglich, diese Möglichkeit zu prüfen. Da jedoch eine Analogie zwischen diesen Sachverhalten und dem Begriffspaar der Optionen als situativer Variante und der Kontrolle als dispositionaler Variante eines Veränderbarkeitskonstrukts vorstellbar ist, könnte auch von dispositionall verstandenen Anliegen ein nicht zu vernachlässigender Effekt ausgehen. Transaktionale Variablen besitzen immer den Nachteil, daß sie wegen ihres flüchtigen Charakters konzeptionell nur schlecht mit stabilen Personeneigenschaften in Verbindung gebracht werden können und daher - ganz unabhängig von ihrem statistischen Einfluß - im Vergleich mit Dispositionen weniger Erklärungswert besitzen. Ließe sich zeigen, daß Anliegen nicht alleine transaktionaler, sondern auch dispositionaler Natur sind, könnte ihr Erklärungsbeitrag nur steigen.

Wenn von Situativität die Rede ist, muß noch auf ein bedeutendes Manko der psychologischen Theorie hingewiesen werden. Für Unterschiede zwischen Situationen gibt es zweifelsohne genügend Belege, aber kaum Erklärungen. Verhaltensvariationen ergeben sich nur zum Teil aus den theoretisch erfaßten Kognitionsparametern. Der weitaus größere Teil der Variation bleibt dagegen unerklärt. Wir mußten hier einzelne Situationen jeweils für sich untersuchen und konnten unter den Ergebnissen nur solche interpretieren, die situationsübergreifend Geltung besitzen. Es bleibt zu hoffen, daß es beispielsweise mit Hilfe des Ansatzes von Perrez/Reicherts (1992a, Reicherts/Perrez 1994, siehe Abschnitt 2.2.5) in Zukunft gelingen wird, geeignete Parameter zu identifizieren, die es erlauben, beliebige Situationen zu parallelisieren.

Sobald realitätsnahe Belastungen untersucht werden, sollte schließlich die psychologische Forschung mehr als bisher die Erkenntnis ernst nehmen, daß ökonomische Probleme Stressoren eigener Art sind, die alle Symptome auslösen, die von der herkömmlichen Streßforschung bei gesundheitlichen Problemen, familiären Ereignissen, in Prüfungssituationen etc. beobachtet werden. Soziale Anliegen sind besonders zu beachten. Ferner darf sie nicht die Augen davor verschließen, daß das Expositionsrisiko von Sozialstrukturvariablen abhängig ist - was wir hier demonstrieren konnten - und daß unterschiedliche Voraussetzungen zum Erlernen eines wirkungsvollen Umgangs mit Belastungen vorliegen - was wir vermuten.

5.3 Folgerungen für die Armutforschung

Es war ein Ziel dieser Arbeit, in der Armutforschung einen neuen Akzent zu setzen. Das Bild der Armut hat sich zwar in den vergangenen Jahren unter dynamischen Frageperspektiven merklich gewandelt, und es setzt sich die Einsicht durch, daß sie nicht eine kleine Schicht dauerhaft, sondern einen eher wachsenden Bevölkerungsteil vorübergehend befällt. Doch es dominieren nach wie vor Definitions- und Meßprobleme und Versuche der Ursachen- und Betroffenheitsbestimmung die Diskussion, während eigentlich der Wandel des Bildes die nähere Betrachtung des Verhaltens der Armen anregen müßte, um das Verständnis der Bedeutung der Armut voranzubringen. Die Dynamik der Armut wird erst durch Einblicke in die Art und Weise transparent, in der sich die Betroffenen mit ihrer Lage auseinandersetzen. Armut wurde hier allerdings, und darin unterscheidet sich die aktuelle Diskussion ja vom Ansatz der »Kultur der Armut«, nicht a priori durch abweichende Einstellungen, sondern durch materielle Kriterien definiert, nämlich durch Einkommens- oder ausstattungs-basierte Deprivationsarmut.

Eine Reihe in diesem Sinn einschlägiger Schlußfolgerungen ergibt sich auf der Grundlage unserer Untersuchung für die Armutforschung aus dem, was zur sozialen Einbettung der Belastungsverarbeitung allgemein zu sagen ist. Die wohl wichtigste ist, daß Armut nicht mit einer verminderten Tendenz zu problemgerichteter Auseinandersetzung mit Belastungen einhergeht. Arme unternehmen genausoviel wie Nichtarme, um ihre Probleme ursachenorientiert zu beheben. Was den alternativen (und von der Problemorientierung unabhängigen) Modus der Belastungsverarbeitung anbetrifft, die Gefühlsberuhigung oder emotionsorientierte Auseinandersetzung mit Belastungsreizen, so muß ein Fazit nach Begriffsebenen differenzieren: Die (Einkommens- und Deprivations-)Armen neigen in einigen Situationen, aber nicht durchgängig, stärker zum Beschwichtigen und zur Flucht vor einer Ursachenaueinandersetzung als die Nichtarmen. Die Eigenschaft der Einkommens- und Deprivationsarmut ist dafür aber nicht verantwortlich, denn unter gleichen Alters-, Geschlechts- und Bildungsvoraussetzungen weisen arme Personen keine abweichenden Verhaltensmuster auf. Es ist die Kombination ungünstiger Eigenschaften - vor allem geringere Bildung und höheres Alter -, die den Zusammenhang erklärt. Unter sonst gleichen Voraussetzungen ist Armut für die Wahl der Bewältigungsstrategien bedeutungslos, wenngleich die armen Bevölkerungsteile in diesem Sinn gewiß nicht die gleichen Voraussetzungen haben.

Wenn Armut in der politischen Bewertung als soziales Problem gilt, weil sie krasse gesellschaftliche Ungleichheit anzeigt, darf darüber ihr komplexer Problemcharakter in der individuellen Erfahrung nicht übersehen werden. Armut geht, sogar unter sonst gleichen soziodemographischen Bedingungen, mit einem erhöhten Aufkommen an Einzelereignissen einher, die als emotional beunruhigend empfunden werden. Daß bei der Entstehung der Belastungsempfindung dem Aspekt der materiellen Knappheit, insbesondere finanziellen Einbußen, ein hoher Stellenwert zukommt, wie es in Analysen der Besorgnis in fünf Alltags-

situationen demonstriert werden konnte, liegt nahe. Daß sozialpsychologische Folgeeffekte der Knappheit ebenso massive emotionale Wirkungen ausüben, ist ein Ergebnis, das herausgehoben werden muß. Belastungsempfindungen wie auch Bewältigungsanstrengungen leiten sich sehr deutlich aus der Antizipation des Urteils der sozialen Umwelt ab. In diesem zweiten Sinn ist also Armut ebenfalls ein soziales Problem: die ökonomischen Problemen anhaftende Gefahr eines Verlusts des Ansehens und der Wertschätzung der Umgebung.

Insofern wir dies als Furcht vor Ausgrenzung interpretieren, führt das Ergebnis zurück in die Nähe der These Simmels (1908), wonach Armut eine gesellschaftliche Zuschreibung ist und erst dadurch die Grundlage der Ausgrenzung der Armen bildet. Es sei noch einmal betont, daß wir Ausgrenzung als solche hier nicht untersucht haben und folglich über die Gültigkeit der Vermutung Simmels nur spekulieren könnten; es wäre für dieses spezielle Thema nötig, statt der Antizipation gesellschaftlicher Reaktionen auf Armut diese Reaktionen selbst zum Untersuchungsgegenstand zu machen. Möglicherweise existieren beide Aspekte der Ausgrenzung unabhängig voneinander. Ein Zusammenhang des zweiten, der hier nachgewiesen wurde, mit dem von Simmel postulierten ersten Aspekt könnte aber sehr komplex sein. Denn die Furcht vor Ausgrenzung kann nur solange bestehen, wie die Zugehörigkeit zu einem Milieu mit seinen Standards empfunden wird. Sobald dem Ausgegrenzten seine Außenseiterstellung signalisiert wird und er diese Veränderung kognitiv nachvollzieht, bedrängen ihn möglicherweise Ängste vor dem Ausschluß nicht mehr. Umgekehrt ist aber wohl die Folgerung zulässig, daß diejenigen, die bei armutsanzeigenden Ereignissen Scham empfinden, sich (noch) einer bürgerlichen Gesellschaft zurechnen.

Das Prinzip, Peinlichkeit zu vermeiden, das grundsätzlich unabhängig von der Schichtzugehörigkeit existiert, hat für Arme besondere Bedeutung. Sie sind einem größeren Risiko als Nichtarme ausgesetzt, in Situationen zu geraten, in denen tatsächlich oder vermeintlich die Gefahr der Ausgrenzung droht. Für das Verständnis des Verhaltens in solchen Situationen ist es wichtig zu wissen, daß bei Armen (allerdings nicht nur bei ihnen) einige essentielle problemgerichtete Bewältigungsanstrengungen durch unerwünschte Nebeneffekte auf anderem Gebiet konterkariert werden können. Die Mobilisierung sozialer Unterstützung, die Bestandteil vieler Problemverarbeitungsstrategien ist, erfordert es nämlich oft, eine Schamschwelle zu überwinden, wenn der Hilfesuchende sich mitteilen will. Er befindet sich im Dilemma der »verschämten Armut«, denn er kann instrumentellen Nutzen nur unter Gesichtsverlust gewinnen und wird deshalb manchen problemadäquaten Lösungsversuch unterlassen. An diesem Problem kann eine externe Hilfestellung einsetzen (siehe Abschnitt 5.5).

So sehr der Rückzug aus Interaktionen aus Furcht vor Mißbilligung verständlich ist, so fatal sind die Konsequenzen. Die Tatsache, daß das Expositionsrisiko mit der Zugehörigkeit zu sozialstrukturellen Kategorien variiert, muß als Beleg gesellschaftlicher Bedingtheit individueller Problemlagen gewertet werden. Indessen bedeutet jede individuelle Vermeidungsreaktion eine unterbliebene Auseinandersetzung mit den Ursachen der gegebenen Problemlage und droht, zum Eingeständnis der eigenen Verantwortlichkeit zu werden, das nun

seinerseits ungewollt die antizipierte gesellschaftliche Wertung übernimmt und bestätigt.

So hat sich denn für den Zweck, das Bild der Armut zu vervollständigen, die Anleihe bei der psychologischen Belastungsforschung insofern als ertragreich erwiesen, als sie Einblicke in das Verhalten der armen Bevölkerung gewährt. Doch sind die Befunde an den gewählten Armutsbegriff gebunden. Es wurden auf der Grundlage eines materiell ausgelegten Armutsbegriffs (primär Einkommensarmut) Aussagen über nichtmaterielle Aspekte abgeleitet. Armut erweist sich unter dieser Maßgabe als ein beinahe harmloses Problem, eben Ressourcenknappheit in Verbindung mit erhöhter Ereignislast, aber ansonsten unauffälligen Einstellungen und Verhaltensmustern, bar hervorstechender sozialer und psychischer Korrelate. Doch man darf nicht vergessen, daß die mit derartigen Indikatoren dingfest gemachte Armutspopulation in mancherlei Hinsicht ein Kunstgebilde ist; sie ist inhomogen und ihr fehlt abgesehen vom Niedrigeinkommen eigentlich eine soziologisch fundierte Klammer, die sie zu einer Gruppe für sich machen würde. Sie umfaßt zwar einesteils Personenkreise mit besonderen Problemen wie Arbeitslosigkeit und Obdachlosigkeit, andernteils aber in einem größeren Umfang mittelschichtnahe Haushalte, deren Vorstände in den unteren Lohngruppen z. B. im Einzelhandel oder auch im öffentlichen Dienst beschäftigt sind und deren Zusammensetzung etwa wegen mehrerer Kinder zu einem niedrigen Äquivalenzeinkommen führt. Die hier über eine solche Armutspopulation gewonnenen Erkenntnisse dürfen nicht zu dem Schluß verleiten, daß auch die klassischen Problemgruppen mit ihrem Schwierigkeiten so problemorientiert umgehen können wie die Niedrigeinkommensbezieher. Die Armutsforschung wird deshalb auch in Zukunft nicht umhin können, alternative Problemgruppenindikatoren zu benutzen. Dabei könnten Analysen der hier begonnenen Art durchaus zu anderen Ergebnissen führen.

5.4 Folgerungen für die soziologische Forschung

Der Umweg über den der Psychologie entlehnten Transaktionsansatz hat sich auch für die soziologische Forschung als gewinnbringend erwiesen, weil er Einblicke in die soziale Natur der untersuchten ökonomischen Probleme freigibt, die in dieser Deutlichkeit bisher nicht möglich waren. Wir können nun mit Fug und Recht behaupten, daß viele ökonomische Probleme auch oder sogar vorrangig soziale Probleme sind, weil sie negative soziale Wertigkeit annehmen können. In der subjektiven Betroffenenperspektive bedrohen wirtschaftliche Schwierigkeiten das soziale Ansehen. Seine Bewahrung ist in der Terminologie des Transaktionsansatzes ein zentrales Anliegen, das mit seinen Effekten den finanziellen Aspekten eines Problems ebenbürtig ist. Die Wirksamkeit dieses Anliegens war zwar dem Grunde nach zu erwarten, überrascht jedoch in ihrer Stärke. Mit diesem Ergebnis werden wir nach einem Ausflug in die Psychologie letztlich wieder auf ein genuin soziales Phänomen zurückverwiesen.

Wenn wir davon ausgehen, daß das Anliegen dem Konzept des Handlungsmotivs in

soziologischen Ansätzen sehr ähnelt, ist zu überlegen, ob nicht dieses Motiv auch in ganz anderen Kontexten zur Wirkung kommt. Beim Konsumverhalten ist dies ja wohlbekannt; die Werbung macht sich den Konsumentenwunsch zunutze, indem sie Produkte nicht ihrer Gebrauchseigenschaften, sondern ihrer sozialen Attribute wegen anpreist. Aber der Stellenwert des Ansehens könnte, um ein wenig zu spekulieren, auch in solchen Lebensbereichen leicht unterschätzt werden, die wenig mit ökonomischen Aspekten zu tun haben: die Partnerwahl, die Berufs-, Beschäftigungs- und Wohnortwahl, die Pflege von Bekanntschaften. Mit wenig Phantasie ließe sich die Liste beliebig fortsetzen. Allgemein formuliert sollte man erwarten, daß überall dort, wo sich Effekte der sozialen Erwünschtheit (bzw. *Unerwünschtheit*) nachweisen lassen, auch bedrohtes Ansehen Einfluß haben kann. Die beiden Konzepte weisen in der Tat inhaltliche Ähnlichkeit auf. Nur in Ansätzen geklärt ist dabei, auf welchen Ausschnitt seiner sozialen Umwelt sich die Aufmerksamkeit des Individuums richtet. Unsere Ergebnisse lassen gewisse Rückschlüsse darauf zu, ob das Imaginäre Urteil anderer schlechthin zählt oder ob es auf bestimmte soziale Verhältnisse zum Individuum ankommt. Wenn eine Tendenz erkennbar wird, dann die, daß das Urteil in dem Grad an Bedeutsamkeit gewinnt, in dem Ego und Alter Bekanntschaft und Kontakthäufigkeit verbinden. Was ganz Fremde meinen (oder meinen könnten), bleibt unerheblich, aber was Freunde und Nachbarn denken, zählt um so mehr. Die vorliegenden Daten sind allerdings für detaillierte Aussagen zu dieser Frage nicht gut geeignet.

Speziell an die sozialpsychologische Impression-Management-Theorie ist die Forderung zu richten, die vorherrschende Konzentration auf proaktive, gestalterische Strategien der Selbstdarstellung auszuweiten. In realen Umgebungen suchen Akteure nicht nur Foren der Selbstdarstellung mit dem Ziel, bestimmte Eindrücke zu erzeugen. Wie wir gesehen haben, ist ihnen in manchen Situationen daran gelegen, lediglich ein bestehendes Bild zu konservieren. Scheint dies aufgrund der widrigen obwaltenden Umstände ausgeschlossen, dann kommt es weniger zu proaktivem als zu evasivem Verhalten. Wenn die Definition des Impression-Management nicht auf die Herstellung vorteilhafter Eindrücke beschränkt bleiben, sondern allgemein die Kontrolle von Information über Objekte umfassen soll (vgl. Abschnitt 2.4.1), dann muß auch das Vorenthalten von Informationen durch Rückzug, Ausweichen oder Verstecken studiert werden.

Aus soziologischer Perspektive interessiert noch ein zweites Thema, nämlich der Zusammenhang der Belastungsreaktionen mit soziodemographischen Kategorien. Offensichtlich ist er, besonders im Vergleich mit Bewertungskognitionen, generell schwach, manchmal sogar inexistent (siehe Abschnitte 4.2.3 und die Zusammenfassung in Abschnitt 5.1). Doch erinnern wir uns an die grundlegenden Überlegungen zu distalen und proximalen Bestimmungsfaktoren (Abschnitt 2.6.2). Daß situative Kognitionen als proximale, d. h. konzeptuell naheliegende Faktoren mit den Reaktionen in einem engeren Zusammenhang stehen, kann keinesfalls überraschen. Zwar hat sich dieses Prinzip nicht uneingeschränkt bestätigt, aber wir müssen davon ausgehen, daß die jeweiligen Umstände und ihre Wahrnehmung beträcht-

lichen Einfluß ausüben. Soziodemographische Merkmale liegen auf Jessors (1981) Skala der Proximität am distalen Extrem. Ihmzufolge müßte nun die Ausgangsannahme lauten, daß sie auf situative Belastungsverarbeitung *keinen* Effekt ausüben. Sollten sich daher soziodemographische Einflüsse gleichwohl bestätigen, was in einigen Modellen ja der Fall ist (siehe die Alters-, Geschlechts- und Bildungseffekte in Abschnitt 4.2), wiegt dies um so schwerer, als die Effekte ja trotz der konzeptuellen Ferne zur Wahrnehmung zustande gekommen sind. Die Bedeutung selbst eines vergleichsweise schwachen Zusammenhangs wird deshalb auch nicht dadurch geschmälert, daß situationsspezifische Kognitionen einen stärkeren Zusammenhang aufweisen.

Es sei ebenfalls an die Überlegung erinnert, daß soziodemographische Merkmale aufgrund ihrer zeitlichen Stabilität prognosetauglich sind - im Gegensatz zu flüchtig-spontanen situativen Bewertungskognitionen. Sollte sich in manchen Modellen ein vermuteter sozialstruktureller Einfluß überhaupt nicht bestätigen, wird das Interesse an überdauernden Einflüssen auch nicht durch einen erhärteten Zusammenhang mit proximalen, und in dieser Hinsicht flüchtigen, kognitiven Faktoren befriedigt. Die Existenz numerisch stärkerer Prädiktoren darf daher keinesfalls zum Verzicht auf Strukturvariablen veranlassen. Der Wahl geeigneter Analysemodelle muß allenfalls die Entscheidung vorausgehen, ob Aussagen über den Einfluß der Strukturvariablen unter Kontrolle kognitiver Gegebenheiten gemacht werden sollen oder nicht. Dies ist eine Frage des Erkenntnisinteresses. Da der Einbezug subjektiver Deutungen, z. B. der Anliegen, das Verständnis des Verhaltens jedoch durchaus vertiefen kann, spricht nichts dagegen, stets *beides* zu unternehmen.

Eine abschließende Bewertung des Einflusses soziodemographischer Kategorien auf die Belastungsverarbeitung ist eigentlich nach einer einzigen Untersuchung nicht möglich. Die Befunde sind vielfach zu schwach, um den Einfluß klar zu bestätigen, oft aber doch signifikant und daher nicht zu vernachlässigen. Es ist wahrscheinlich den Ergebnissen am ehesten angemessen, zwischen Schichtungsmerkmalen und standarddemographischen Variablen zu unterscheiden. Schichtungsmerkmale haben sich im großen und ganzen als irrelevant für die Belastungsverarbeitung erwiesen, für Bildung, Alter und Geschlecht dagegen bestätigt sich der Einfluß, den man von distalen Faktoren erwarten kann.

Wie ist es aber zu bewerten, daß sich einige unterstellte Effekte, v. a. der Einfluß des Einkommens auf Belastungsreaktionen, überhaupt nicht bestätigt haben? Vorausgesetzt, in der Erhebung wurden die Konstrukte valide und reliabel umgesetzt, bedeutet es, daß diese Merkmale weder auf die Wahrnehmung situativer Umwelten noch auf die Aneignung von Verhaltensrepertoires einen hinreichend starken Einfluß ausüben, um situative Belastungsverarbeitung merklich zu beeinflussen. Das Problem der Vermittlung zwischen sozialen Ebenen wird sichtbar. Schichtungsmerkmale, zu denen Bildung und Einkommen gehören, verorten die Person in einer gesellschaftlichen Makrostruktur. Das Bewältigungsverhalten, mit dem sich diese Arbeit beschäftigt hat, ist Bestandteil der sozialen Mikrostruktur. Die Betrachtung des Zusammenhangs zwischen Schichtung und Belastungsverarbeitung gibt somit eine Antwort

auf das Problem der Verzahnung von Mikro- und Makrophänomenen. Die Befunde, v. a. aus den Abschnitten 4.2 und 4.6, interpretieren wir so, daß die Schichtzugehörigkeit ein zu grobes und zu weit entfernt liegendes Merkmal darstellt, als daß von ihr Auswirkungen auf alltägliches Verhalten zu erwarten wären. Die Effekte sind zwar nicht ganz zu vernachlässigen, aber keinesfalls besteht ein Determinationsverhältnis zwischen der Zugehörigkeit zu einer Makrokategorie (Armut, Bildungsschicht) und den hier beobachteten Mikrophänomenen. Aus sozialwissenschaftlicher Sicht wäre es aber unbefriedigend, es bei der Feststellung spontaner Kognitionen als Verhaltensursachen bewenden zu lassen. Es bleibt daher eine vorrangige Aufgabe der Forschung, nach Erklärungen für die Entstehung von Kognitionen und Verhaltenstendenzen zu suchen. Wir vermuten, wie in den kurzen Überlegungen zu einer Theorie der sozialen Einbettung der Belastungsverarbeitung (Abschnitt 2.6.3) angedeutet, daß biographisch kumulierte Lernerfahrungen eine passendere Ebene bilden, auf der die Suche fortzusetzen ist. Aber auch Biographieverläufe dürften innerhalb der Makrostruktur beträchtliche Heterogenität aufweisen, so daß zukünftige Arbeiten nur sehr vorsichtig mit dem Ziel antreten sollten, einen Wirkungsverlauf von der Makroschichtung der Gesellschaft über biographische Erfahrungen zum Handeln in konkreten Kontexten aufzuzeigen.

5.5 Folgerungen für die Sozialpolitik

Die vorliegenden Befunde sind unter drei Gesichtspunkten für die sozialpolitische Diskussion bedeutsam.

1. Armut ist im wesentlichen kein durch dysfunktionale Einstellungen und Verhaltensweisen geprägter Zustand. Der Personenkreis, der von Einkommens- und Deprivationsarmut betroffen ist, nutzt gegebene Chancen genauso gut wie die Nichtarmen. Wenn Arme überhaupt Verhaltensbesonderheiten aufweisen, dann wegen benachteiligender Kombinationen soziodemographischer Merkmale, insbesondere wegen höheren Alters und schlechterer Berufsbildung. Unter der Voraussetzung, daß die hier in fünf exemplarischen Situationen gewonnenen Erkenntnisse valide Indikatoren für die Bewährung im Alltagsgeschehen sind, zeichnen sich Arme im Umgang mit ökonomischen Belastungen nicht durch fehlende Problemorientierung aus: Sie verfügen durchaus über adäquate Strategien zur Überwindung ihrer Lage.

Armut zu bekämpfen muß deshalb bedeuten, Chancen zu öffnen. Für die große Gruppe der Armen (v. a. der Sozialhilfebezieher), die aus arbeitsmarktbezogenen Gründen auf Hilfe angewiesen ist, bedeutet dies nichts anderes, als den Einstieg in eine Erwerbstätigkeit zu fördern, sei es durch Qualifizierung oder zeitweilige Subventionierung der Arbeitskraft - je rascher nach Eintritt der Bedürftigkeit, desto besser. Und wo es situativ an Kompetenz zur Bewältigung einer ungewohnten Lebenslage fehlt, etwa der Arbeitslosigkeit oder eines sonstigen Einkommensausfalls, sind intensive Beratung und Information am Platz. Jede Anstrengung in dieser Richtung verspricht, auf fruchtbaren Boden zu fallen. Wenn damit

aber mehr erreicht werden soll, als nur eine Fluktuation aus dem unteren Einkommensbereich heraus zu beschleunigen, deren Effekte durch Verarmungsprozesse im armutsnahen Bereich früher oder später zunichte gemacht werden, kommt es letztlich darauf an, die Nachfrage nach bezahlter Arbeit zu erhöhen, womit die Grenzen der reinen Sozialpolitik bereits erreicht sind. Anders verhält es sich bei denjenigen Haushalten, die wegen eines ungünstigen Verhältnisses wirtschaftlich aktiver zu passiven Personen arm sind: kinderreiche Familien und Alleinerziehende, die mittlerweile die Mehrheit der Sozialhilfebezieher bilden. Sie leiden unter dem Grundproblem des marktwirtschaftlichen Systems, die Reproduktion der eigenen Arbeitskraft zu vernachlässigen, da es die daraus entstehenden Lasten (die Absorption gegebener Arbeitskraft und den finanziellen Aufwand) zum größeren Teil den privaten Haushalten aufbürdet (Kaufmann 1988). Kinder zu haben wird in dieser Ordnung zum schwerwiegenden Armutsrisiko. Ohne Systemkorrekturen, etwa nach dem Elternrentenmodell (zu pro und contra siehe Gallon 1993) wird sich an der prekären Lage dieser Armutsgruppe in der Phase der Kindererziehung nichts ändern - ganz gleich, welche problemorientierten Anstrengungen sie zur Lösung ihrer ökonomischen Probleme unternehmen.

2. In Armut zu leben bedeutet nicht immer, aber oft mehr, als mit wenig Geld auskommen zu müssen, denn Armut kann ebenso Bedrohung der sozialen wie der wirtschaftlichen Existenz sein. Wer arm ist, leidet mitunter so sehr unter der Furcht, seinen Ruf zu verlieren, daß er sogar den Rückzug aus persönlichen Interaktionen antritt, und Armut ist durchaus geeignet, das emotionale Wohlbefinden zu beeinträchtigen. Vor dem Hintergrund der aufgezeigten sozialen Weiterungen wäre es höchst unplausibel anzunehmen, daß größere Teile der Bevölkerung leichtfertig und freiwillig auf die Idee verfallen, nur deshalb auf die Teilnahme am Arbeitsleben zu verzichten, weil die materielle Existenz durch staatliche Sozialleistungen gesichert ist. Die Schmach, die ein Sozialleistungsbezug und andere Manifestationen wirtschaftlicher Schwierigkeiten potentiell nach sich ziehen, schmerzt, und es ist kaum vorstellbar, daß sie ohne zwingenden Grund in Kauf genommen wird, wie es in der gegenwärtigen Diskussion um den angeblichen Mißbrauch des Sozialstaats mitunter anklingt. Wenn nicht aus hedonistischen Motiven, dann mit Sicherheit zur Vermeidung der Peinlichkeit dürfte die breite Mehrheit alles erdenkliche unternehmen, um ihre wirtschaftlichen Verhältnisse stabil zu halten.

Zusätzliche Druckmittel gegen Leistungsempfänger, insbesondere Sozialhilfebezieher, sind deshalb zumeist überflüssig. Wenn in der Vergangenheit Sozialämter ihren Klienten nicht Barmittel, sondern Gutscheine z. B. für Bekleidung und Haushaltsanschaffungen aushändigten, zwangen sie sie, sich als Sozialhilfebezieher zu offenbaren und bestrafte unnötigerweise diejenigen, die unter der Verknappung des Budgets bereits genug zu leiden hatten. Die Maßnahme wurde als unnötige Schikane empfunden. Ähnlich ist die Heranziehung zu sog. gemeinnütziger Arbeit zu bewerten, wenn sie als Maßregelung mißbraucht wird.

3. Einer Blockierung des Selbsthilfepotentials durch die Furcht vor Ansehensverlust, die wir als das Dilemma des Hilfesuchenden bezeichnet haben, muß entgegengewirkt werden.

Wie wir gezeigt haben, kann die Mobilisierung instrumenteller sozialer Unterstützung, die so wichtige vorbereitende und begleitende Problemlösungsstrategien wie die Informationsbeschaffung einschließt, an der Befürchtung scheitern, daß infolge der Inanspruchnahme der Hilfe ein privates Problem zu einem öffentlichen wird. Wer also in einer Notlage unbefangen von allen Informations- und Beratungsangeboten Gebrauch machen soll, muß dies entweder in dem Bewußtsein einer botmäßigen Veranlassung tun oder sich auf die vertrauliche Behandlung seines Anliegens verlassen können. Mögliche Ansatzpunkte sozialpolitischer Einwirkung werden erkennbar:

(a) Die Rehabilitation des unverdient schlechten Bildes der Hilfebedürftigen ist vonnöten. Bei einem auf vier Millionen Arbeitslose und drei Millionen Sozialhilfebedürftige in der Bundesrepublik angestiegenen Umfang dieser Gruppe sind die strukturellen Ursachen allzu offensichtlich, um Vorwürfe individuellen Verschuldens aufrechtzuhalten. Je eindeutiger sich die offizielle Politik zu ihrer Verantwortung bekennt, die Rahmenbedingungen für steigende Beschäftigung zu schaffen, desto einfacher wird es den Betroffenen fallen, das Recht auf einen im gesellschaftlichen Vergleich akzeptablen Lebensstandard offensiv geltend zu machen, anstatt sich aus Scham zu verstecken. Wenn bis weit in die Mittelschicht hinein immer größere Teile der Bevölkerung in eine Armutsspirale gezogen werden können, ist es an der Zeit, ein von verrufenen Randgruppen geprägtes Bild der Armut über Bord zu werfen.

(b) Solange dies nicht erreicht ist, muß der Klient nicht nur als Hilfebezieher, sondern auch als Ratsuchender auf die Wahrung seiner Anonymität vertrauen können, wenn er es wünscht. Zu diesem Zweck wären etwa anonyme telefonische Beratungsmöglichkeiten in Ämtern geeignet.

(c) Zur Ausgrenzung der Armen trägt auch die Tatsache bei, daß im verzweigten System behördlicher Kompetenzen für sie ein eigenes Ressort (das Sozialamt) zuständig ist, das seiner Klientel den Stempel der Randständigkeit aufdrückt und die Klasse der Arbeitslosen noch unterschichtet, indem es die Kategorie der Sozialhilfebedürftigen erschafft. Es würde die Behandlung der Leistungsbezieher in eine unspektakuläre Routineangelegenheit zurückverwandeln, wenn die Dienste des Sozialamts mit denen anderer Stellen zu einer Grundversorgung zusammengefaßt würden. Die öffentliche Deklassierung als Hilfeabhängige bliebe ihnen ebenso erspart wie Wege zu mehreren Behörden; ferner ergäben sich Einsparungen in der Bürokratie, nicht zuletzt, weil derzeit zwischen den Trägern der Sozialhilfe und sog. vorrangiger Leistungen (Arbeitsämter, Rententräger u. a.) ein reges Erstattungswesen z. B. im Zusammenhang mit Geldern betrieben wird, die von einer Stelle zur Überbrückung ausstehender Leistungen einer anderen Stelle gezahlt wurden.

Man mag dem Argument gegen die sozialpsychologische Ausgrenzung der Armen zwar entgegenhalten, daß in einem billigen Klima weniger Hemmungen bestünden, Leistungen in Anspruch zu nehmen und ein erhöhtes Klientenaufkommen anzunehmen sei. Gleichwohl sind wir überzeugt, daß unter solchen Vorzeichen auch eine produktivere Auseinandersetzung mit den Ursachen der Bedürftigkeit stattfinden könnte, was sich langfristig auch im Interesse

der Leistungsträger auswirkte.

5.6 Ausblick

Die vorliegende Arbeit war ein Versuch, mit einer Kombination aus psychologischen und soziologischen Ansätzen das Verhalten in ökonomischen Belastungssituationen zu verstehen. An dieser Stelle müssen wir uns aber noch einmal vergegenwärtigen, daß die Anlage der Untersuchung in mancher Hinsicht verbesserungsfähig ist. Im Hinblick auf etwaige Folgestudien wollen wir daher zum Schluß auf denkbare Weiterentwicklungen eingehen. Sie betreffen zum einen eher empirienahe Probleme des Feldzugangs und der Konstruktpassung, zum anderen, und damit wollen wir beginnen, grundsätzliche konzeptuelle Probleme.

Das Grundmodell der Belastungsverarbeitung, an dem sich diese Untersuchung orientierte, gibt der Transaktionsansatz vor. Er wurde für die Erklärung situationspezifischen Verhaltens aus Umgebungsbedingungen und ihrer subjektiven Wahrnehmung heraus entwickelt. Er besitzt den Vorteil der empirischen Prüfbarkeit und hat sich in der psychologischen Forschung bewährt. An ihm sind Veränderungen und Zusätze notwendig für den Versuch, soziale Einflüsse auf das Bewältigungsgeschehen zu erfassen. Das Individuum in einer singulären Auseinandersetzung ist der Ort, an dem für diesen Ansatz Belastungsverarbeitung stattfindet. Man kann ihm nun nicht den Vorwurf machen, soziale Einflüsse zu übersehen, denn sie finden ja an mehreren Stellen Eingang in die Theoriebildung. Unbefriedigend ist vielmehr die Unfähigkeit des Ansatzes, die Vielschichtigkeit sozialer Einflüsse angemessen zu berücksichtigen. So gibt es zum einen soziale Ressourcen (nämlich soziale Unterstützung), die, scheinbar ohne große Erklärungen zu verlangen, einfach gegeben sind und die Belastungen dämpfen sollen, zum anderen die individuelle Strategie, Unterstützung zu mobilisieren, wenn eine spezifische Belastung eintritt. Ein dritter wichtiger Aspekt kommt im Transaktionsansatz allerdings wirklich zu kurz: die Tatsache, daß die soziale Umgebung in vieler Hinsicht selbst zur Belastungsquelle werden kann, wenn sie, wie Pearlin (1989, Pearlin et al. 1981) nachweist, konfligierende Rollenanforderungen stellt, oder, wie wir demonstrieren konnten, das Individuum vermeintlich wegen finanzieller Schwierigkeiten mißbilligt. Nicht einmal, daß es zwischen diesen Aspekten *Zusammenhänge* gibt, entgeht wichtigen Autoren (Lazarus/Folkman 1984, Pearlin et al. 1981, Pearlin 1989). Diese Erkenntnis ist aber nie zum Ausgangspunkt der Entwicklung eines integrierten sozialen Streßverarbeitungsmodells geworden. Wir mußten uns daher damit begnügen, die sozialen Bezüge einzeln in die *Peripherie* eines individualistischen Transaktionsmodells zu verbannen. Dort stehen die verschiedenen Konsequenzen der sozialen Integration und Interaktion des Individuums nun so, als hätten sie nichts miteinander zu tun - obwohl sie eigentlich untrennbar verbunden sind. Eine weitere Konsequenz des Theoriezuschnitts war es, daß schichtungsbedingte Differentiale der Ereignislast quasi atheoretisch erörtert werden mußten, da es in einem kognitiven Modell keinen Platz für Variationen im Expositionsrisiko gibt. Eine soziologische

Theorie der Belastungsverarbeitung muß für dieses Thema mehr als nur ad-hoc-Erklärungen bereithalten.

Andeutungsweise zeigte sich schließlich auch am Beispiel der Kontrollüberzeugung, daß verhaltensleitende Persönlichkeitsmerkmale nicht in einem außersozialen Raum entstehen, denn diese Disposition weist ja markante Zusammenhänge mit soziodemographischen Mustern auf. Diesen Aspekt der sozialen Einbettung der Belastungsverarbeitung abdecken zu können, wäre eine weitere erwünschte Eigenschaft einer sozialwissenschaftlichen Theorie-neubildung, doch der erste Schritt muß darin bestehen, das bislang ungeklärte Verhältnis zwischen dem Ressourcen- und Stressorencharakter der sozialen Umgebung zu modellieren.

Erst dann macht es Sinn, sich den empirienahen Problemen zuzuwenden, auf die wir im Verlauf dieser Untersuchung gestoßen sind. Auch sie sind nur teilweise technischer Natur. Es hat, wie an verschiedenen Stellen dieser Arbeit zu erkennen war, eine Reihe von Schwierigkeiten sowohl im Feldzugang, aber auch in der Konstruktpassung der operationalisierten Begriffe gegeben. Zunächst ist zu erwähnen, daß trotz beträchtlichen Aufwands die Armutsbevölkerung, die die Hauptzielgruppe dieser Studie bildete, nur unvollständig erreicht werden konnte. Die Ausschöpfung der Sozialhilfeempfängerstichprobe war so gering, daß sie für sinnvoll interpretierbare Auswertungen nur eingeschränkt in Betracht kommt. Auch Arbeitslose wurden nicht in dem für statistische Analysen nötigen Umfang erreicht; sie waren allerdings keine im vorhinein vorgesehene Zielgruppe. Es erscheint zweifelhaft, ob grundsätzlich mit den Mitteln der postalischen Befragung überhaupt Verbesserungen zu erzielen sind. Über alternative Verfahren (z. B. face-to-face-Interviews) muß deshalb ernsthaft nachgedacht werden, selbst wenn sie erhöhte Kosten verursachen.

Offen ist bisher, wie belastende Situationen in ihrem sozialen Kontext im Feld verhaltensnäher erfaßt werden können. Die Fortentwicklung der Vignettentchnik kann das Problem nur insofern lösen, als sie eine weitere Präzisierung und Konkretisierung von Belastungskonstellationen ermöglicht. Wir mußten uns bei dieser Untersuchung aber auch zu einem gewissen Teil mit Angaben über fiktive Auseinandersetzungen zufrieden geben, von denen wir nicht wissen, wie genau sie mit tatsächlichem Verhalten übereinstimmen. Wenn die Angaben von Einflüssen der selektiven Erinnerung und Phantasie frei gehalten werden sollen, führt wahrscheinlich kein Weg an der Beschränkung auf Situationen vorbei, die sich zeitnah und am Ort des Geschehens beobachten lassen.

Was die Operationalisierung betrifft, litten einige Konstrukte darunter, daß ihre Items zu leicht waren, was wir nicht zuletzt auf Erwünschtheitseffekte zurückführen. Viele problemorientierte Reaktionen klangen offensichtlich so naheliegend oder wurden als so verpflichtend aufgefaßt, daß sie beinahe uniforme Ausprägungen erreichten und kaum noch Unterschiede in der Population abbildeten. Ein sorgfältiger Neuentwurf der entsprechenden Items ist vonnöten. In Verbindung mit anderen Interviewtechniken als der postalischen Befragung kommen ebenfalls offene Interviews in Betracht, die vermutlich weniger Suggestiveffekte mit sich bringen.

Im Rückblick ist auch die im Vergleich zum Stand der Konzeptentwicklung beschränkte Operationalisierung der sozialen Unterstützung mehr als unbefriedigend, denn viele Autoren betrachten sie ja als zentralen Bestimmungsfaktor der Belastungsverarbeitung. Hier konnte beispielsweise nicht der Differenzierung nach erhaltener vs. wahrgenommener Unterstützung Rechnung getragen werden (vgl. Abschnitt 2.3.4). Eine vielleicht noch größere Herausforderung an die empirische Forschung ist es, die situative Dynamik der Annahme und Mobilisierung sozialer Unterstützung angemessen abzubilden. Bei genauerer Betrachtung ist die in unseren Analysen vorgenommene einfache Gegenüberstellung einer statischen Ressource, von der ein diffuser Stabilisierungseffekt ausgehen soll, und einer situativen Bewältigungsstrategie unhaltbar. Wenn es einen Einfluß auf die Belastungsempfindung und die Verhaltensausrichtung gibt, wird er sich eher an der situativ verfügbaren Unterstützung bemessen, die nicht zwangsläufig mit einem summarischen Maß der empfangenen Hilfe in einem beliebigen Zeitraum identisch ist. Eine adäquate Operationalisierung müßte es ermöglichen, sowohl statische Maße der erhaltenen und wahrgenommenen Unterstützung als auch situative (bzw. proximale) Maße der angenommenen und mobilisierten Hilfe und ihrer subjektiven Bewertung zu erfassen. Nur ein Bild vom Zusammenspiel dieser Faktoren untereinander und ihrer Wirkungen auf Belastungsreaktionen verspricht wirklich neue Erkenntnisse.

Wenn diese Arbeit am Beispiel ökonomischer Probleme zeigen konnte, daß die Belastungsverarbeitung als Oberbegriff für emotionales Wohlbefinden, instrumentelles Problemlöseverhalten und belastungslindernde Reaktionen auch für die Sozialwissenschaften ein interessantes Untersuchungsfeld ist, hat sie ihren Zweck erfüllt. Doch eine einzelne Untersuchung begründet noch keine feststehende Erkenntnis. Nicht nur im Interesse einer Absicherung der Befunde wären Folgeuntersuchungen zum Thema wünschenswert, sondern auch, weil sich die Perspektiven einer konzeptionellen Fortentwicklung schon umreißen lassen. Die psychologische Theoriebildung hat einen großen Beitrag zum Verständnis des Gegenstands geleistet. Nun sind die Sozialwissenschaften gefragt. Pearlines (1989:255) Aufforderung weist den Weg: »It is of considerable importance to study social structures and their effects on individual well-being. If sociologists don't do this and do it well, who will?«

Literatur

- Abramson, Lyn Y.; Seligman, Martin E. P.; Teasdale, John D. (1978): Learned Helplessness in Humans: Critique and Reformulation. *Journal of Abnormal Psychology*, Bd. 87, H. 1, S. 49-74.
- Albrecht, Günter (1969): Die »Subkultur der Armut« und die Entwicklungsproblematik. S. 430-471 in: König, René (Hg.): *Aspekte der Entwicklungssoziologie*. Opladen: Westdeutscher Verlag. (Sonderheft 13 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie.)
- Alexander, Cheryl B.; Becker, Henry Jay (1978): The Use of Vignettes in Survey Research. *Public Opinion Quarterly*, Bd. 42, H. 1, S. 93-104.
- Allerbeck, Klaus R. (1978): Meßniveau und Analyseverfahren - Das Problem "strittiger Intervallskalen". *Zeitschrift für Soziologie*, Bd. 7, H. 3 (August), S. 199-214.
- Andrefß, Hans-Jürgen (1993): Zur Erreichbarkeit von Privathaushalten im unteren Einkommensbereich mit schriftlichen Befragungen. Eine Fallstudie in Bielefeld und Halle an der Saale. Bielefeld: Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie (Arbeitspapier Nr. 4 des DFG-Projekts »Versorgungsstrategien privater Haushalte im unteren Einkommensbereich«).
- Andrefß, Hans-Jürgen; Gödecke-Stellmann, Jürgen; Lipsmeier, Gero; Salentin, Kurt; Strengmann-Kuhn, Wolfgang (1993): Zwischenbericht des DFG-Projekts »Versorgungsstrategien privater Haushalte im unteren Einkommensbereich«. Bielefeld: Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie (unveröffentlicht).
- Andrefß, Hans-Jürgen; Hagenaars, Jacques A.; Kühnel, Steffen (1997): *Analyse von Tabellen und kategorialen Daten*. Berlin u. a.: Springer.
- Andrefß, Hans-Jürgen; Lipsmeier, Gero (1995): Was gehört zum notwendigen Lebensstandard und wer kann ihn sich leisten? Ein neues Konzept zur Armutsmessung. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, B 31-32, S. 35-49.
- Andrefß, Hans-Jürgen; Lipsmeier, Gero (1997): Indikatoren für die Wohlfahrtsposition von Haushalten - deprivationsbasierte Armutsmäße. In: Rehberg, Karl (Hg.): *Differenz und Integration: Die Zukunft moderner Gesellschaften*. 28. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Soziologie: Kongreßband II, Sektionen, Arbeitsgruppen, Foren, Fedor-Stepun-Tagung. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Andrefß, Hans-Jürgen; Lipsmeier, Gero (1999): Lebensstandard nicht allein vom Einkommen abhängig: Ergebnisse einer aktuellen Umfrage. *Informationsdienst Soziale Indikatoren (ISI)*, H. 21 (Januar), S. 5-9.
- Andrefß, Hans-Jürgen; Lipsmeier, Gero; Salentin, Kurt (1995a): Erfahrungen mit Direktmarketingadressen: Bevölkerungsumfragen im unteren Einkommensbereich. *ZUMA-Nachrichten*, Bd. 19, H. 37 (November), S. 163-187.
- Andrefß, Hans-Jürgen; Lipsmeier, Gero; Salentin, Kurt (1995b): Soziale Isolation und mangelnde soziale Unterstützung im unteren Einkommensbereich? Vergleichende Analysen mit Umfragedaten. *Zeitschrift für Soziologie*, Jg. 24, H. 4, S. 300-315.
- Andrefß, Hans-Jürgen; Burkatzki, Eckhard; Lipsmeier, Gero; Salentin, Kurt; Schulte, Katja;

- Strengmann-Kuhn, Wolfgang (1996): *Leben in Armut: Analysen der Verhaltensweisen armer Haushalte mit Umfragedaten. Endbericht des DFG-Projektes »Versorgungsstrategien privater Haushalte im unteren Einkommensbereich (VuE)«*. Bielefeld: Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie (unveröffentlicht).
- Arkin, Robert M. (1981): *Self-Presentation Styles*. S. 311-333 in: Tedeschi, James T. (Hg.): *Impression Management Theory and Social Psychological Research*. New York: Academic Press.
- Asher, Herbert B. (1976): *Causal Modelling*. Beverly Hills: Sage (Serie: *Quantitative Applications in the Social Sciences*).
- Badura, Bernhard; Pfaff, Holger (1992): *Für einen subjektorientierten Ansatz in der soziologischen Streßforschung*. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Bd. 44, H. 2, S. 354-363.
- Bandura, Albert (1977): *Self-Efficacy: Toward a Unifying Theory of Behavioral Change*. *Psychological Review*, Bd. 84, S. 191-215.
- Bandura, Albert (1982): *Self-Efficacy Mechanism in Human Agency*. *American Psychologist*, Bd. 37, S. 122-147.
- Baumgardner, Ann H.; Arkin, Robert M. (1987): *Coping With the Prospect of Social Disapproval: Strategies and Sequelae*. S. 323-346 in: Snyder, C.R.; Ford, C. E. (Hg.): *Coping With Negative Life Events: Clinical and Social Psychological Perspectives*. New York: Plenum.
- Billings, Andrew G.; Moos, Rudolf H. (1981): *The Role of Coping Responses and Social Resources in Attenuating the Stress of Life Events*. *Journal of Behavioral Medicine*, Bd. 4, H. 2, S. 139-157.
- Bisler, Wolfgang (1978): *Stichwort »Spiegel-Selbst«* S. 728 in: Fuchs, Werner et al. (Hg.): *Lexikon zur Soziologie*. Opladen: Westdeutscher Verlag. 2. verbesserte u. erw. Aufl.
- Bohle, Hans Hartwig (1975): *Soziale Abweichung und Erfolgchancen: die Anomietheorie in der Diskussion*. Neuwied: Luchterhand.
- Bohrnstedt, George W.; Knoke, David (1988): *Statistics for Social Data Analysis*. Itasca, Ill.: Peacock. 2. Aufl.
- Brinkmann, Christian; Wiedemann, Eberhard (1994): *Individuelle und gesellschaftliche Folgen von Erwerbslosigkeit in Ost und West*. S. 175-192 in: Montada, Leo (Hg.): *Arbeitslosigkeit und soziale Gerechtigkeit*. Frankfurt: Campus.
- Brüß, Joachim (1995): *Soziale Unterstützung im unteren Einkommensbereich: Entwicklung einer Skala und erste Auswertungsergebnisse*. Bielefeld: Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie (Arbeitspapier Nr. 20 des DFG-Projekts »Versorgungsstrategien privater Haushalte im unteren Einkommensbereich«).
- Brunstein, Joachim C. (1988): *Gelernte Hilflosigkeit: Ein Modell für die Bewältigungsforschung?* S. 115-128 in: Brüderl, Leokadia (Hg.): *Theorien und Methoden der Bewältigungsforschung*. Weinheim: Juventa.
- Cohen, Frances (1987): *Measurement of Coping*. S. 283-305 in: Kasl, S.V.; Cooper, C.L. (Hg.): *Stress and Health: Issues in Research Methodology*. New York: Wiley.
- Cooley, Charles Horton (1972): *Looking-Glass Self (The Social Self)*. S. 50-54 in: Sahakian, William S. (Hg.): *Social Psychology: Experimentation, Theory, Research*. Scranton: Intext (zuerst erschienen unter dem Titel »Human Nature and the Social Order«, New York; Scribner's Sons, 1902).
- Corcoran, Mary; Duncan, Greg J.; Gurin, Gerald; Gurin, Patricia (1985): *Myth and Reality: The Causes and Persistence of Poverty*. *Journal of Policy Analysis and Management*, Bd. 4, H. 4, S. 516-536.

- Diekmann, Andreas (1998): Empirische Sozialforschung: Grundlagen, Methoden, Anwendungen. Reinbek: Rowohlt (4., durchgesehene Auflage).
- Diewald, Martin (1986): Sozialkontakte und informelle Hilfeleistungen in informellen Netzwerken. S. 51-84 in: Glatzer, Wolfgang; Berger-Schmidt, Regina: Haushaltsproduktion und Netzwerkhilfe. Frankfurt/M.: Campus.
- Diewald, Martin; Huinink, Johannes (1995): Berufsbezogene Kohortenschicksale und Kontrollüberzeugungen ostdeutscher Erwachsener nach der Wende. Manuskript des Vortrags im Plenum IX, Lebensläufe und Lebensstile, auf dem 27. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Halle (Saale), 3.-7.4.1995.
- Dill, Diana; Feld, Ellen; Martin, Jacqueline; Beukema, Stephanie; Belle, Deborah (1980): The Impact of the Environment on the Coping Efforts of Low Income Mothers. *Family Relations*, Bd. 29, S. 503-509.
- Döring, Diether; Hanesch, Walter; Huster, Ernst-Ulrich (Hg.) (1990): Armut im Wohlstand. Frankfurt: Suhrkamp.
- Dohrenwend, Barbara Snell (1973): Social Status and Stressful Life Events. *Journal of Personality and Social Psychology*, Bd. 28, H. 2, S. 225-235.
- Duden (1974): Duden Fremdwörterbuch. Mannheim: Dudenverlag. 3., völlig neu überarb. u. erw. Aufl.
- Duncan, Otis Dudley (1966): Path Analysis: Sociological Examples. *American Journal of Sociology*, Bd. 72, H. 1, S. 1-16.
- Eckenrode, John (1991): Introduction and Overview. S. 1-12 in: Eckenrode, John (Hg.): *The Social Context of Coping*. New York: Plenum 1991.
- Endler, Norman S.; Parker, James D. A. (1990): Multidimensional Assessment of Coping: A Critical Evaluation. *Journal of Personality and Social Psychology*, Bd. 58, H. 5, S. 844-845.
- Esser, Hartmut (1993): *Soziologie: allgemeine Grundlagen*. Frankfurt: Campus.
- Faltermaier, Toni (1988): Notwendigkeit einer sozialwissenschaftlichen Belastungskonzeption. S. 46-62 in: Brüderl, Leokadia (Hg.): *Theorien und Methoden der Bewältigungsforschung*. Weinheim: Juventa.
- Ferring, Dieter; Filipp, Sigrun-Heide (1989): Bewältigung kritischer Lebensereignisse: Erste Erfahrungen mit einer deutschsprachigen Version der «Ways of Coping Checklist». *Zeitschrift für differentielle und diagnostische Psychologie*, Bd. 10, H. 4, S. 189-199.
- Finch, Janet (1987): Research Note: The Vignette Technique in Survey Research. *Sociology*, Bd. 21, H. 1, S. 105-114.
- Fleishman, John A. (1984): Personality Characteristics and Coping Patterns. *Journal of Health and Social Behavior*, Bd. 25, H. 2, S. 229-244.
- Folkman, Susan (1984): Personal Control and Stress and Coping Processes: A Theoretical Analysis. *Journal of Personality and Social Psychology*, Bd. 46, H. 4, S. 839-852.
- Folkman, Susan; Lazarus, Richard S. (1980): An Analysis of Coping in a Middle-Aged Community Sample. *Journal of Health and Social Behavior*, Bd. 21, H. 3, S. 219-239.
- Folkman, Susan; Lazarus, Richard S.; Dunkel-Schetter, Christine; DeLongis, Anita; Gruen, Rand J. (1986a): Dynamics of a Stressful Encounter: Cognitive Appraisal, Coping and Encounter Outcomes. *Journal of Personality and Social Psychology*, Bd. 50, H. 5, S. 992-1003.
- Folkman, Susan; Lazarus, Richard S.; Gruen, Rand J.; DeLongis, Anita (1986b): Appraisal, Coping, Health Status, and Psychological Symptoms. *Journal of Personality and Social Psychology*, Bd. 50, H. 3, S. 571-579.
- Folkman, Susan; Chesney, Margaret; McKusick, Leon; Ironson, Gail; Johnson, David S.;

- Coates, Thomas J. (1991): Translating Coping Theory into an Intervention. S. 239-269 in: Eckenrode, John (Hg.): *The Social Context of Coping*. New York: Plenum 1991.
- Gallon, Thomas-Peter (1993): Logische Inkonsistenzen des "Elternrenten"-Modells. *Sozialer Fortschritt*, Bd. 42, H. 1, S. 10-16.
- Giacalone, Robert A.; Rosenfeld, Paul (Hg.) (1989) *Impression Management in the Organization*. Hillsdale, N.J.: Erlbaum.
- Goetze, Dieter (1992): »Culture of poverty« - Eine Spurensuche. S. 88-103 in: Leibfried, Stephan; Voges, Wolfgang: *Armut im modernen Wohlfahrtsstaat*. Opladen: Westdeutscher Verlag (Sonderheft 32 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie).
- Goffman, Erving (1956): *Embarrassment and Social Organization*. *American Journal of Sociology*, Bd. 62, S. 264-271.
- Goffman, Erving (1982): *On Face-Work: An Analysis of Ritual Elements in Social Interaction*. S. 109-121 in: Rosenberg, Morris; Kaplan, Howard B. (Hg.): *Social Psychology of the Self-Concept*. Arlington Heights, Ill.: Harlan Davidson (zuerst erschienen in *Psychiatry*, Bd. 18, 1955).
- Goffman, Erving (1997): *Self-Presentation*. in: ders. (Sammlung): *The Goffman Reader*. Herausgegeben und mit einem Vorwort von Charles Lemert und Ann Branaman. Oxford: Blackwell (zuerst erschienen unter dem Titel: *The Presentation of Self in Everyday Life*, 1956).
- Halsig, Norbert (1988): *Erfassungsmöglichkeiten von Bewältigungsversuchen: Interview/Exploration und Fragebogenverfahren*. S. 115-128 in: Brüderl, Leokadia (Hg.): *Theorien und Methoden der Bewältigungsforschung*. Weinheim: Juventa.
- Hauser, Richard (1995): *Das empirische Bild der Armut in der Bundesrepublik Deutschland - ein Überblick*. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, B 31-32/95, S. 3-13.
- Hauber, Karl (1995): *Identitätspsychologie*. Heidelberg: Springer.
- Herkner, Werner (1991): *Lehrbuch Sozialpsychologie*. Bern: Huber. 5., korrig. u. stark erw. Aufl. d. »Einführung in die Sozialpsychologie«.
- Holahan, Charles J.; Moos, Rudolf H. (1987): *Personal and Contextual Determinants of Coping Strategies*. *Journal of Personality and Social Psychology*, Bd. 52, H. 5, S. 946-955.
- Holmes, T.H.; Rahe, R.H. (1967): *The Social Readjustment Rating Scale*. *Journal of Psychosomatic Research*, Bd. 11, S. 213-218.
- Huinink, Johannes; Diewald, Martin; Heckhausen, Jutta (1994): *Zum Zusammenhang zwischen Kontrollüberzeugungen und Kontrollstrategien ostdeutscher Erwachsener mit deren Lebensverläufen und Wendeerfahrungen*. *Arbeitsbericht 15/1994 des Projekts Lebensverläufe und historischer Wandel in der ehemaligen DDR*. Berlin, Max-Planck-Inst. für Bildungsforschung.
- Ilfeld, Frederic W. (1980a): *Coping Styles of Chicago Adults: Effectiveness*. *Archives of General Psychiatry*, Bd. 37, H. Nov., S. 1239-1243.
- Ilfeld, Frederic W. (1980b): *Coping Styles of Chicago Adults: Description*. *Journal of Human Stress*, Bd. 6, H. 2, S. 2-10.
- Infratest (1993): *SOEP '94: Pretest des Fragenprogramms*. München: Infratest-Sozialforschung.
- Infratest (1994): *Das Sozio-ökonomische Panel: Anlagenband zum Methodenbericht, Welle 11-West, Welle 5-Ost*. München: Infratest-Sozialforschung.
- Janke, W.; Erdmann, G.; Kallus, W. (1985): *Streßverarbeitungfragebogen nach W. Janke, G. Erdmann und W. Boucsein, Handanweisung*. Göttingen: Hogrefe.
- Jessor, Richard (1981): *The Perceived Environment in Psychological Theory and Research*. S. 297-317 in: Magnusson, David (Hg.): *Toward a Psychology of Situations: An Inter-*

- actional Perspective. Hillsdale, N.J.: Erlbaum.
- Johnson, Robert J.; Wolinsky, Fredric D. (1990): The Legacy of Stress Research: The Course and the Impact of This Journal. *Journal of Health and Social Behavior*, Bd. 31, H. 3, S. 217-225.
- Kangas, Olli; Ritakallio, Veli-Matti (1998): Different Methods - Different Results? Approaches to Multidimensional Poverty. S. 167-203 in: Andreß, Hans-Jürgen (Hg.): *Empirical Poverty Research in a Comparative Perspective*. Ashgate: Aldershot.
- Kaplan, Howard B. (1986): *Social Psychology of Self-Referent Behavior*. New York: Plenum.
- Kardorff, Ernst v. (1988): Soziale Netzwerke in der gemeindebezogenen Gesundheitsversorgung und -förderung. S. 9-25 in: *Gesundheitswesen, Sozialarbeit in sozialen Netzwerken: Forschungsergebnisse*. Frankfurt/M.: Diesterweg (Reihe Brennpunkte sozialer Arbeit, Bd. 13).
- Kaufmann, Franz-Xaver (1988): Sozialpolitik und Familie. Aus *Politik und Zeitgeschichte*, B 13, S. 34-43.
- Kieselbach, Thomas (1994): Arbeitslosigkeit als psychologisches Problem - auf individueller und gesellschaftlicher Ebene. S. 233-263 in: Montada, Leo (Hg.): *Arbeitslosigkeit und soziale Gerechtigkeit*. Frankfurt: Campus.
- Klauer, Thomas; Philipp, Sigrun-Heide (1990): Formen der Krankheitsbewältigung bei Krebspatienten. S. 333-363 in: Schwarzer, Ralf (Hg.): *Gesundheitspsychologie: Ein Lehrbuch*. Göttingen: Hogrefe.
- Klein, Thomas (1986): Äquivalenzskalen - Ein Literatursurvey. Frankfurt a.M./Mannheim: SFB 3, Mikroanalytische Grundlagen der Gesellschaftspolitik, Arbeitspapier Nr. 195.
- Krohne, Heinz Walter (1990): Streß und Streßbewältigung. S. 263-277 in: Schwarzer, Ralf (Hg.): *Gesundheitspsychologie: Ein Lehrbuch*. Göttingen: Hogrefe.
- Kromrey, Helmut (1986): *Empirische Sozialforschung: Modelle und Methoden der Datenerhebung und Datenauswertung*. Opladen: Leske und Budrich. 3. Aufl.
- Kührt, Peter (1982): *Das Armutssyndrom: Die Entstehung und Verfestigung von Sozialhilfebedürftigkeit in der Bundesrepublik*. Weinheim/Basel: Beltz.
- Kuo, Wen H.; Tsai, Yung-Mei (1986): Social Networking, Hardiness and Immigrant's Mental Health. *Journal of Health and Social Behavior*, Bd. 27, H. 2, S. 133-149.
- Lazarus, Richard S. (1990): Streß und Streßbewältigung - Ein Paradigma. S. 198-232 in: Philipp, Sigrun-Heide (Hg.): *Kritische Lebensereignisse*. München: Psychologie Verlagsunion.
- Lazarus, Richard S.; Folkman, Susan (1984): *Stress, Appraisal, and Coping*. New York: Springer.
- Lazarus, Richard S.; Folkman, Susan (1987): Transactional Theory and Research on Emotions and Coping. *European Journal of Personality*, Bd. 1, S. 141-169.
- Lazarus, Richard S.; Launier, Raymond (1978): Stress-Related Transactions between Person and Environment. S. 287-327 in: L.A. Pervin, M. Lewis (Hg.): *Perspectives in Interactional Psychology*. New York: Plenum..
- Leibfried, Stephan; Leisering, Lutz; Buhr, Petra; Ludwig, Monika; Mädje, Eva; Olk, Thomas; Voges, Wolfgang; Zwick, Michael (1995): *Zeit der Armut: Lebensläufe im Sozialstaat*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Lewin, Kurt (1951): Field Theory and Learning. In: Cartwright, D. (Hg.): *Field Theory in Social Science: Selected Theoretical Papers by Kurt Lewin*. New York: Harper.
- Lewis, Oscar (1966): The Culture of Poverty. *Scientific American*, Bd. 215, H. 4 (Okt.), S. 19-25.

- Lipsmeier, Gero (1993): Repräsentation des unteren Einkommensbereichs im Sozio-Ökonomischen Panel. Bielefeld: Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie (Arbeitspapier Nr. 10 des DFG-Projekts »Versorgungsstrategien privater Haushalte im unteren Einkommensbereich«).
- Lipsmeier, Gero (1995a): Zur Messung von Armut: Das Konzept der subjektiven Deprivation. Eine empirische Betrachtung mit Umfragedaten. Bielefeld: Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie (unveröffentlichte Diplomarbeit).
- Lipsmeier, Gero (1995b): Zur Gewichtung von Umfragedaten bei heterogenen Stichprobenplänen am Beispiel der Umfrage »Alltag in Deutschland«. Bielefeld: Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie (Arbeitspapier Nr. 18 des DFG-Projekts »Versorgungsstrategien privater Haushalte im unteren Einkommensbereich«).
- Ludwig, Monika (1996): Armutskarrieren: Zwischen Abstieg und Aufstieg. Opladen: Westdt. Verlag (Reihe Studien zur Sozialwissenschaft, Bd. 165).
- Ludwig, Monika; Leisering, Lutz; Buhr, Petra (1995): Armut verstehen: Betrachtungen vor dem Hintergrund der Bremer Langzeitstudie. Aus Politik und Zeitgeschichte, B 31-32/95, S. 24-34.
- Matza, David (1974): The Disreputable Poor. S. 289-302 in: Bendix, Reinhard; Lipset, Seymour Martin (Hg.): Class, Status, and Power. London: Routledge & Kegan Paul, 2. überarb. Aufl. (zuerst 1953).
- Mayring, Philipp (1988): Kontrollüberzeugung. S. 139-148 in: Brüderl, Leokadia (Hg.): Theorien und Methoden der Bewältigungsforschung. Weinheim: Juventa.
- Mayring, Philipp; Haußer, Karl (1987): Kontrollüberzeugung und Identität bei Arbeitslosen. S. 205-216 in: Frey, H.P.; Haußer, Karl (Hg.): Identität. Stuttgart: Enke.
- McLeod, Jane D.; Kessler, Ronald C. (1990): Socioeconomic Status Differences in Vulnerability to Undesirable Life Events. Journal of Health and Social Behavior, Bd. 31, H. 2, S. 162-172.
- Mead, George Herbert (1967): Mind, Self, and Society: From the Standpoint of a Social Behaviorist. Chicago: Univ. of Chicago Press. 14. Aufl., Nachdruck d. 1. Aufl. v. 1934.:
- Mead, George Herbert (1972): The Social Self. S. 54-58 in: Sahakian, William S. (Hg.): Social Psychology: Experimentation, Theory, Research. Scranton: Intext (zuerst erschienen 1913 in The Journal of Philosophy, Psychology and Scientific Methods).
- Merton, Robert K. (1938): Social Structure and Anomie. American Sociological Review, Bd. 3, S. 672-682.
- Merton, Robert K. (1968): Social Theory and Social Structure. New York: Free Press. Erweiterte Auflage (zuerst 1957).
- Modigliani, Andre (1968): Embarrassment and Embarrassability. Sociometry, Bd. 31, S. 313-326.
- Moos, Rudolf H. (1988): Coping: Konzepte und Meßverfahren. Zeitschrift für psychosomatische Medizin und Psychoanalyse, Bd. 34, H. 3, S. 207-225.
- Mummendey, Hans-Dieter (1987): Die Fragebogen-Methode: Grundlagen und Anwendungen in Persönlichkeits-, Einstellungs- und Selbstkonzeptforschung. Göttingen: Hogrefe.
- Mummendey, Hans-Dieter (1995): Psychologie der Selbstdarstellung. Göttingen: Hogrefe. 2. erw. u. überarb. Aufl.
- Mummendey, Hans Dieter; Bolten, Heinz-Gerd (1993): Die Impression-Management-Theorie. S. 57-77 in: Frey, Dieter; Irle, Martin (Hg.): Theorien der Sozialpsychologie. Bd. 3, Motivations- und Informationsverarbeitungstheorien. Bern: Huber.
- Neff, James Alan (1979): Interactional Versus Hypothetical Others: The Use of Vignettes in Attitude Research. Sociology and Social Research, Bd. 64, H. 2, S. 105-125.

- Opp, Karl-Dieter; Schmidt, Peter (1976): Einführung in die Mehrvariablenanalyse: Grundlagen der Formulierung und Prüfung komplexer sozialwissenschaftlicher Aussagen. Reinbek: Rowohlt.
- Pearlin, Leonard Irving (1989): The Sociological Study of Stress. *Journal of Health and Social Behavior*, Bd. 30, H. 3, S. 241-256.
- Pearlin, Leonard Irving; Schooler Carmi (1978): The Structure of Coping. *Journal of Health and Social Behavior*, Bd. 19, H. 1, S. 2-21.
- Pearlin, Leonard Irving; Menaghan, Elizabeth G.; Lieberman, Morton A.; Mullan, Joseph T. (1981): The Stress Process. *Journal of Health and Social Behavior*, Bd. 22, H. 4, S. 337-356.
- Perrez, Meinrad; Reicherts, Michael (1992a): Stress, Coping, and Health: A Situation-Behavior Approach: Theory, Methods, Applications. Seattle, WA: Hogrefe & Huber.
- Perrez, Meinrad; Reicherts, Michael (1992b): A Situation-Behavior Approach to Stress and Coping. S. 17-38 in: Perrez, Meinrad; Reicherts, Michael: Stress, Coping, and Health: A Situation-Behavior Approach: Theory, Methods, Applications. Seattle, WA: Hogrefe & Huber.
- Reicherts, Michael; Perrez, Meinrad (1994): Fragebogen zum Umgang mit Belastungen im Verlauf. *Zeitschrift für klinische Psychologie, Psychopathologie und Psychotherapie*, Bd. 42, Heft 3, S. 230-240.
- Rodman, Hyman (1963): The Lower Class Value Stretch. *Social Forces*, Bd. 42, December, S. 205-215.
- Rommelspacher, Th. (1989): Kultur - Subkultur - Kultur der Armut? Kritische Überprüfung einer Konzeption. S. 93-110 in: Breckner, Ingrid et al. (Hg.): Armut im Reichtum: Erscheinungsformen, Ursachen und Handlungsstrategien in ausgewählten Großstädten der Bundesrepublik. Bochum: Germinal.
- Rosenberg, Morris (1965): *Society and the Adolescent Self-Image*. Princeton, N.J.: Princeton University Press.
- Rosenberg, Morris (1981): The Self-Concept: Social Product and Social Force. S. 593-624 in: Rosenberg, Morris, Turner, Ralph H. (Hg.): *Social Psychology: Sociological Perspectives*. New York: Basic Books.
- Rosenberg, Morris (1989): Self-Concept Research: A Historical Overview. *Social Forces*, Bd. 68.1, H. 1 (Sept.), S. 34-44.
- Rossi, Peter H.; Nock, Steven L. (1982a): Preface. S. 7-14 in dies. (Hg.): *Measuring Social Judgments: The Factorial Survey Approach*. Beverly Hills, Cal.: Sage.
- Rossi, Peter H.; Nock, Steven L. (1982b): The Factorial Survey Approach: An Introduction. S. 15-67 in dies. (Hg.): *Measuring Social Judgments: The Factorial Survey Approach*. Beverly Hills, Cal.: Sage.
- Rotter, Julian B. (1966): Generalized Expectancies for Internal versus External Control of Reinforcement. *Psychological Monographs*, Bd. 80, H. 1, S. 1-28.
- Rousseau, Jean-Jacques (1823): *Œuvres Complètes*. Bd. 1. Paris: P. Dupont.
- Rousseau, Jean-Jacques (1985): *Frühe Schriften*. Berlin: Verlag Das Europäische Buch (darin: Abhandlung über den Ursprung und die Grundlagen der Ungleichheit unter den Menschen, zuerst erschienen 1753).
- Salentin, Kurt (1994a): Direktmarketingadressen für Umfragezwecke? ZUMA-Nachrichten, Bd. 18, H. 35 (November), S. 54-65.
- Salentin, Kurt (1994b): Niedrigeinkommen: Psychische Belastung und Bewältigung. *Soziale Probleme*, Bd. 5, H. 1-2, S. 31-59.
- Salentin, Kurt (1995): Ein Meßinstrument zur Verarbeitung ökonomisch zugespitzter Alltags-

- situationen. Bielefeld: Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie (Arbeitspapier Nr. 28 des DFG-Projekts »Versorgungsstrategien privater Haushalte im unteren Einkommensbereich«).
- Salentin, Kurt (1996): Geodemographische Ansätze beim Sampling im Direktmarketingverfahren. S. 129-137 in: Czap, Hans; Jaenecke, Peter; Ohly, Heinz Peter (Hg.): Analogie in der Wissensrepräsentation: Case-Based Reasoning und räumliche Modelle. Frankfurt/Main: Indeks (Band 4 der Reihe »Fortschritte der Wissensorganisation« der deutschen Sektion der Internationalen Gesellschaft für Wissensorganisation, ISKO).
- Salentin, Kurt (1997): Adressen und Zusatzinformationen: Erfahrungen mit Stichproben aus Adreßverlagen des Direktmarketing. S. 49-62 in: Sodeur, Wolfgang (Hg.): Regionale Analyse mit kleinen Gebietseinheiten. Opladen: Leske & Budrich.
- Sautter, Heinz; Schuler-Wallner, Gisela (1995): Wohnungsnot und Obdachlosigkeit: Handlungsmöglichkeiten auf nationaler und kommunaler Ebene. S. 326-353 in: Hanesch, Walter (Hg.): Sozialpolitische Strategien gegen Armut. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Schlenker, Barry R. (1980): Impression Management: The Self-Concept, Social Identity, and Interpersonal Relations. Monterey, Cal.: Brooks/Cole.
- Schlenker, Barry R. (1987): Threats to Identity: Self-Identification and Social Stress. S. 273-321 in: Snyder, C.R.; Ford, C.E. (Hg.) (1987): Coping With Negative Life Events: Clinical and Social Psychological Perspectives. New York: Plenum.
- Schlenker, Barry R.; Britt, Thomas W.; Pennington, John (1996): Impression Regulation and Management: Highlights of a Theory of Self-Identification. S. 118-147 in: Sorrentino, Richard M.; Higgins, E. Tory (Hg.): Handbook of Motivation and Cognition. Vol. 3, The Interpersonal Context. New York: Guilford.
- Schneider, David J. (1981): Tactical Self-Presentations: Toward a Broader Perspective. S. 23-40 in: Tedeschi, James T. (Hg.): Impression Management Theory and Social Psychological Research. N.Y.: Academic Press.
- Schröder, Annette; Schmitt, Birgit (1988): Soziale Unterstützung. S. 149-159 in: Brüderl, Leokadia (Hg.): Theorien und Methoden der Bewältigungsforschung. Weinheim: Juventa.
- Schwarzer, Ralf; Leppin, Anja (1990): Sozialer Rückhalt, Krankheit und Gesundheitsverhalten. S. 395-414 in: Schwarzer, Ralf (Hg.): Gesundheitspsychologie: ein Lehrbuch. Göttingen: Hogrefe.
- Seligman, Martin E. P. (1972): Learned Helplessness. Annual Review of Medicine, Bd. 23, S. 407-412.
- Seligman, Martin E. P. (1975): Helplessness: On Depression, Development, and Death. San Francisco: Freeman.
- Selye, Hans (1981): Geschichte und Grundzüge des Streßkonzepts. S. 163-187 in: Nitsch, J. R. (Hg.): Streß: Theorien, Untersuchungen, Maßnahmen. Bern: Huber.
- Simmel, Georg (1908): Soziologie: Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Berlin: Duncker & Humblot. (Darin Kap. 7: Der Arme, S. 345-375).
- Simmel, Georg (1983): Zur Psychologie der Scham. S. 140-150 in: ders: Schriften zur Soziologie: eine Auswahl. (Sammlung, hg. v. Heinz-Jürgen Dahme u. Ottheim Rammstedt). Frankfurt: Suhrkamp (zuerst erschienen 1901).
- Smith, Adam (1759): Theory of Moral Sentiments. London.
- Statistisches Bundesamt (1995): Datenreport 1994. München: Verlag Bonn Aktuell. Durchgesehener und aktualisierter Nachdruck.
- Statistisches Bundesamt (1997): Datenreport 1997. München, Landsberg/Lech: Verlag Bonn Aktuell. 2. durchgesehene Aufl.
- Stevens, S.S. (1946): On the Theory of Scales of Measurement. Science, Bd. 103, H. 2684,

S. 677-680.

- Stone, Arthur A.; Greenberg, Melanie A.; Kennedy-Moore, Eileen; Newman, Michelle G. (1991): Self-Report, Situation-Specific Coping Questionnaires: What Are They Measuring? *Journal of Personality and Social Psychology*, Bd. 61, H. 4; S. 648-658.
- Trautmann-Sponsel, Rolf Dieter (1988): Definition und Abgrenzung des Begriffs »Bewältigung«. S. 14-24 in: Brüderl, Leokadia (Hg.): *Theorien und Methoden der Bewältigungsforschung*. Weinheim: Juventa.
- Turner, R. Jay; Roszell, Patricia (1994): Psychosocial Resources and the Stress Process. S. 179-210 in: Avison, William R.; Gotlib, Ian H. (Hg.): *Stress and Mental Health: Contemporary Issues and Prospects for the Future*. New York: Plenum 1994.
- Ulbrich, Patricia M.; Warheit, George J.; Zimmerman, Rick S. (1989): Race, Socioeconomic Status, and Psychological Distress: An Examination of Differential Vulnerability. *Journal of Health and Social Behavior*, Bd. 30, H. 1, S. 131-146.
- Veblen, Thorstein (1968): On Pecuniary Emulation. S. 285-287 in: Gordon, Chad; Gergen, Kenneth J. (Hg.): *The Self in Social Interaction. Volume I: Classic and Contemporary Perspectives*. New York: Wiley (zuerst erschienen 1899 in: *The Theory of the Leisure Class*).
- Vester, Heinz-Günter (1991): Sozialer Streß und seine Folgen in der Bundesrepublik Deutschland. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Bd. 43, H. 2, S. 558-569.
- Weber, Hannelore (1992): Belastungsverarbeitung. *Zeitschrift für Klinische Psychologie*, Bd. 21, H. 1, S. 17-27.
- Wethington, Elaine; Kessler, Ronald C. (1986): Perceived Support, Received Support, and Adjustment to Stressful Life Events. *Journal of Health and Social Behavior*, Bd. 27, H. 1, S. 78-89.

Anhang A

Wichtige Statistiken der verwendeten Variablen

Tabelle A.1: Metrische Variablen - Mittelwert und Standardabweichung

Nr. Konstrukt	interne Variablenbezeichnung	Hauptstichprobe ^a			Sozialhilfebezieher ^b		
		N ^c	arithmet. Mittel ^d	Standardabweichung ^d	N ^c	arithmet. Mittel ^d	Standardabweichung ^d
		1 Alter	V010	685	45.18	11.95	316
2 Soziale Unterstützung (SU): Summe	SU	676	2.00	0.55	313	1.97	0.56
3 SU: Tips u. Emotionale Hilfen	SUF1	672	2.12	0.78	312	2.19	0.85
4 SU: Freizeit	SUF2	675	2.07	0.69	311	1.86	0.61
5 SU: Geld	SUF3	663	1.20	0.37	312	1.33	0.44
6 SU: Praktische Hilfen	SUF4	670	2.74	1.30	312	2.57	1.30
7 Kontrolle	KONTRL.	676	0.67	0.17	314	0.59	0.18
8 Restaurant: Belastung	V043	671	2.91	1.15	313	3.17	1.02
9 Restaurant: Anliegen Kontakte	V044	666	3.19	0.94	308	3.01	1.04
10 Restaurant: Anliegen Geld	V045	668	2.87	1.01	309	3.30	0.95
11 Restaurant: Anliegen Selbstwertgef.	V046	665	2.37	1.16	308	2.66	1.20
12 Restaurant: Anliegen Ansehen	V047	667	2.25	1.21	309	2.53	1.24
13 Restaurant: Optionen	V048	649	3.13	1.06	303	2.83	1.15
14 Restaurant: emotionales Verhalten	NESUM1	644	2.36	0.61	304	2.41	0.62
15 Restaurant: instrumentelles Verh.	NPSUM1	664	2.88	0.79	312	2.93	0.77
16 Supermarkt: Belastung	V061	647	2.63	1.16	298	2.89	1.13
17 Supermarkt: Anliegen Geld	V062	642	2.31	1.04	296	2.88	1.03
18 Supermarkt: Anliegen Ansehen	V063	639	2.07	1.12	295	2.47	1.21
19 Supermarkt: Anliegen Wohl Nahesteh.	V064	638	2.58	1.10	293	3.21	1.01
20 Supermarkt: Anliegen Selbstwertgef.	V065	639	2.32	1.10	297	2.78	1.11
21 Supermarkt: Anliegen Harmonie	V066	641	1.70	0.87	295	2.06	1.14
22 Supermarkt: Optionen	V067	619	3.41	0.89	287	2.91	1.13
23 Supermarkt: emotionales Verhalten	NESUM2	625	2.40	0.51	283	2.49	0.54
24 Supermarkt: instrumentelles Verh.	NPSUM2	636	2.75	0.82	291	2.84	0.80

Nr.	Konstrukt	interne Variablenbezeichnung	Hauptstichprobe ^a			Sozialhilfebezieher ^b		
			N ^c	arithmet.	Standardabweichung ^d	N ^c	arithmet.	Standardabweichung ^d
				Mittel ^d			Mittel ^d	
25	Anschaffung: Belastung	V080	663	3.39	0.91	304	3.55	0.81
26	Anschaffung: Anliegen Geld	V081	659	3.37	0.88	303	3.56	0.75
27	Anschaffung: Anl. Selbstwertgef.	V082	653	3.34	0.88	304	3.37	0.87
28	Anschaffung: Anliegen Ansehen	V083	662	2.42	1.16	305	2.54	1.17
29	Anschaffung: Anl. Wohl Nahesteh.	V084	658	3.02	1.03	301	3.23	0.94
30	Anschaffung: Optionen	V085	633	3.17	1.01	294	2.76	1.14
31	Anschaffung: emotionales Verhalten	NESUM3	656	2.65	0.56	298	2.71	0.53
32	Anschaffung: instrumentelles Verh.	NPSUM3	654	3.23	0.63	299	3.16	0.61
33	Behörde: Belastung	V097	669	2.84	1.21	311	2.84	1.15
34	Behörde: Anliegen Ansehen	V098	663	2.08	1.08	311	2.01	1.09
35	Behörde: Anliegen Privatheit	V099	660	2.61	1.09	309	2.78	1.04
36	Behörde: Anliegen Geld	V100	662	3.39	0.77	305	3.59	0.70
37	Behörde: Anliegen Selbstwertgef.	V101	665	2.31	1.20	312	2.62	1.21
38	Behörde: Anliegen Wohl Nahesteh.	V102	652	3.05	1.01	304	3.26	1.01
39	Behörde: Optionen	V103	636	2.85	1.12	297	2.54	1.19
40	Behörde: emotionales Verhalten	NESUM4	653	2.43	0.59	306	2.56	0.57
41	Behörde: instrumentelles Verh.	NPSUM4	666	3.43	0.52	310	3.39	0.53
42	Jobverlust: Belastung	V116	671	3.78	0.58	305	3.78	0.53
43	Jobverlust: Anliegen Geld	V117	668	3.57	0.72	304	3.67	0.65
44	Jobverlust: Anliegen Wohl Nahesteh.	V118	659	3.39	0.88	300	3.50	0.82
45	Jobverlust: Anliegen Ansehen	V119	664	2.19	1.06	304	2.13	1.06
46	Jobverlust: Anliegen Selbstwertgef.	V120	664	2.76	1.10	302	2.58	1.17
47	Jobverlust: Anliegen Kontakte	V121	663	2.91	1.11	305	2.75	1.16
48	Jobverlust: Anliegen Harmonie	V122	661	2.83	1.08	301	2.74	1.12
49	Jobverlust: Optionen	V123	629	2.79	1.08	289	2.57	1.13
50	Jobverlust: emotionales Verhalten	NESUM5	660	1.66	0.58	302	1.83	0.62
51	Jobverlust: instrumentelles Verh.	NPSUM5	660	3.46	0.56	301	3.45	0.53
52	Haushalts-Nettoeinkommen	V223	671	3618	1684.62	307	1817	1147.98
53	Gewichtetes HH-Nettoeinkommen	GHHEINK	671	1746	811.24	307	872	628.07

Datenbasis: Umfrage »Alltag in Deutschland« 1994, altersbereinigt

Tabelle A.2: Kategoriale Variablen - Verteilung

Nr.	Konstrukt	interne Variablenbezeichnung	Ausprägung	Hauptstichprobe ^a		Sozialhilfebezieher ^b	
				N ^c	Anteil ^d (%)	N ^c	Anteil ^d (%)
1	Geschlecht	V009	k. A.	2	0.3	2	0.7
			Frau	305	42.4	207	62.1
			Mann	378	57.4	107	37.2
2	Zufriedenheit: Kontakte Mitbewohner	V028	k. A.	59	5.7	40	10.6
			Eher mehr als gewünscht	39	5.9	28	9.2
			Gerade Richtig	494	74.3	158	54.8
			Eher zu wenig	93	14.2	90	25.4
3	Zufriedenheit: Kontakte Andere	V029	k. A.	16	1.9	8	4.2
			Eher mehr als gewünscht	27	4.3	27	8.4
			Gerade Richtig	435	64.9	154	48.4
			Eher zu wenig	207	29.0	127	39.0
4	Erlebt: Restaurant	V038	k. A.	5	0.6	1	0.2
			Erlebt	220	32.3	184	55.5
			Nicht erlebt	460	67.1	131	44.3
5	Erlebt: Supermarkt	V039	k. A.	26	3.2	7	1.5
			Erlebt	384	59.8	199	61.5
			Nicht erlebt	275	37.0	110	36.9
6	Erlebt: Anschaffung	V040	k. A.	6	0.7		
			Erlebt	222	32.8	207	63.9
			Nicht erlebt	457	66.5	109	36.1
7	Erlebt: Behörde	V041	k. A.	7	0.8		
			Erlebt	322	45.5	298	93.1
			Nicht erlebt	356	53.7	18	6.9
8	Erlebt: Jobverlust	V042	k. A.	9	1.1	4	1.3
			Erlebt	273	38.5	211	64.0
			Nicht erlebt	403	60.4	101	34.7
9	Höchster Berufsabschluß	BERUFAUS	k. A.	13	1.8	8	2.8
			Kein Abschluß	25	3.7	47	17.9
			Lehre	215	31.0	123	37.8
			Berufsfachschule	55	8.8	40	12.1
			Meister	118	19.3	36	11.0
			Fachhochschule	75	10.6	21	6.5
			Universität	149	21.3	27	8.1
			Andere	16	1.9	6	1.3
Noch in Ausbildung	19	1.5	8	2.3			
10	Hohe Berufsqualifikation	HOCHBERU	Nicht vorhanden	343	48.8	232	74.3
			Vorhanden	342	51.2	84	25.7
11	Deprivationsarmut	ARMSDL	k. A.	37	6.0	27	10.2
			Nicht-deprivationsarm	579	85.3	73	26.1
			Deprivationsarm	69	8.7	216	63.8

Nr.	Konstrukt	interne Variablenbezeichnung	Ausprägung	Hauptstichprobe ^a		Sozialhilfebezieher ^b		
				N ^c	Anteil ^d (%)	N ^c	Anteil ^d (%)	
12	Armutposition (40%-Armutsgrenze)	ARM40	k. A.	14	2.2	9	3.7	
			Nichtarm	646	94.1	173	51.5	
			Arm	25	3.7	134	44.8	
	davon West ^f	k. A.	Nichtarm		9	3.5	5	2.5
				Arm	257	93.0	67	49.7
				Arm	9	3.5	48	47.7
	davon Ost ^g	k. A.	Nichtarm		5	1.2	4	4.4
Arm				389	94.9	106	52.5	
Arm				16	3.9	86	43.1	
13	Armutposition (50%-Armutsgrenze)	ARM50	k. A.	14	2.2	9	3.7	
			Nichtarm	607	89.2	117	35.7	
			Arm	64	8.6	190	60.6	
	davon West ^f	k. A.	Nichtarm		9	3.5	5	2.5
				Arm	245	90.3	53	39.7
				Arm	21	6.2	62	57.7
	davon Ost ^g	k. A.	Nichtarm		5	1.2	4	4.4
Arm				362	88.3	64	33.3	
Arm				43	10.5	128	62.4	
14	Armutposition (60%-Armutsgrenze)	ARM60	k. A.	14	2.2	9	3.7	
			Nichtarm	554	81.5	88	26.8	
			Arm	117	16.3	219	69.5	
	davon West ^f	k. A.	Nichtarm		9	3.5	5	2.5
				Arm	234	86.0	37	27.5
				Arm	32	10.6	78	70.0
	davon Ost ^g	k. A.	Nichtarm		5	1.2	4	4.4
Arm				320	78.0	51	26.4	
Arm				85	20.7	141	69.2	
15	Sozialhilfe als Einkommensbestandteil ^h	V218	genannt	8	0.8	205	64.2	
			davon West ^f		4	0.6	87	72.5
			davon Ost ^g		4	1.0	118	59.3

Nr.	Konstrukt	interne Variablenbezeichnung	Ausprägung	Hauptstichprobe ^a		Sozialhilfebezieher ^b		
				N ^c	Anteil ^d (%)	N ^c	Anteil ^d (%)	
16	Erwerbsstatus	ERWSTAT1	k. A.	22	3.4	33	13.0	
			Vollzeiterwerbstätig	377	55.3	45	14.7	
			Teilzeiterwerbstätig	51	8.0	25	7.7	
			Stundenweise erw.	7	1.2	5	1.1	
			Kurzarbeit	6	0.8	-	-	
			Fortbildung, Umschulung	23	3.4	25	7.1	
			Mutterschaft ^e	10	1.4	36	11.8	
			Lehre	29	2.7	13	3.8	
			Rentner	108	16.3	22	7.3	
			Hausfrau, -mann	4	0.8	23	7.9	
			Arbeitslos	48	6.5	89	25.5	
			davon	k. A.	4	2.1	14	15.6
			West ^f	Vollzeiterwerbstätig	153	56.2	13	10.2
				Teilzeiterwerbstätig	29	11.4	13	8.7
	Stundenweise erw.	6		2.4	4	2.5		
	Kurzarbeit	-		-	-	-		
	Fortbildung, Umschulung	7		2.8	9	7.0		
	Mutterschaft ^e	6		1.9	5	3.6		
	Lehre	25		5.0	10	7.6		
	Rentner	34		14.1	11	10.7		
	davon	k. A.	18	4.4	19	11.5		
	Ost ^g	Vollzeiterwerbstätig	224	54.6	32	17.4		
		Teilzeiterwerbstätig	22	5.4	12	7.2		
		Stundenweise erw.	1	0.2	1	0.3		
		Kurzarbeit	6	1.5	-	-		
		Fortbildung, Umschulung	16	3.9	16	7.2		
		Mutterschaft ^e	4	1.0	31	16.8		
		Lehre	4	1.0	3	1.6		
Rentner		74	18.0	11	5.3			
17	Alter über 50	ALT51_66	Bis einschl. 50 Jahre	449	63.2	268	83.9	
			Über 50 Jahre	236	36.8	48	16.1	

Datenbasis: Umfrage »Alltag in Deutschland« 1994, altersbereinigt

Anmerkungen:

a Gesamumfang der Hauptstichprobe N=685

b Gesamumfang der Sozialhilfebezieher-Zusatzstichprobe N=316

c gültige Fälle, ungewichtet. Angegeben sind die in Kap. 4 verwendeten Fallzahlen, die nach Altersbereinigung verbleiben. Daher treten bei den Verarbeitungskonstrukten Abweichungen im Vergleich zu Tabelle 3.5 auf, die auf dem vollständigen, d. h. nicht altersbereinigten, Stichprobenumfang beruht.

d gewichtete Berechnung

e Mutterschafts-, Erziehungsurlaub, sonstige Beurlaubung

f für den Westen: Umfang Hauptstichprobe N=275, Sozialhilfebezieher-Zusatzstichprobe N=120

g für den Osten: Umfang Hauptstichprobe N=410, Sozialhilfebezieher-Zusatzstichprobe N=196

h Sozialhilfe als Einkommensart angegeben, die zum Haushaltseinkommen beiträgt.

Anhang B

Glossar und Abkürzungsverzeichnis

Auf Abschnitte, in denen detaillierte Erklärungen zu finden sind, wird in Klammern verwiesen.

Anmerkungen:

Syn. Synonym für

Ggs. Gegensatz, zu unterscheiden von

⇒ siehe auch

AiD

Umfrage »Alltag in Deutschland« des DFG-Projekts »Versorgungsstrategien privater Haushalte im unteren Einkommensbereich« (3.1.2).

ALLBUS

Allgemeine Bevölkerungsumfrage der Sozialwissenschaften (3.1.2).

Anomie

Merton zufolge ein gesellschaftlicher Zustand, in dem innerhalb der vertikalen Schichtung ein ungleich verteiltes Verhältnis zwischen erstrebenswerten Zielen und legitimen Mitteln herrscht. Als Folge von Anomie werden Verhaltensweisen beschrieben (Rückzug und Ritualismus), die emotionsorientierten Reaktionen ähneln (2.3.2).

Appraisal

Syn. ⇒ Bewertungskognition.

Äquivalenzeinkommen

Syn. bedarfsgewichtetes Pro-Kopf-Einkommen; Maß zum Vergleich des Einkommens zwischen unterschiedlich zusammengesetzten Haushalten. Das Äquivalenzeinkommen wird berechnet als Quotient aus verfügbarem Haushaltseinkommen und Summe der Personengewichte der Haushaltsangehörigen (oder Verbrauchereinheiten). Dabei sind Personengewichte in erster Linie vom Alter der Personen abhängig (3.2.2).

Anliegen

(engl. *stake*) Ergebnis der primären ⇒ Bewertung; Bestandteil der kognitiven Einschätzung einer ⇒ Transaktion: Was für den Akteur in einer Situation seiner Wahrnehmung nach auf

dem Spiel steht (2.2.2).

Armut

⇒ Einkommensarmut,

⇒ Deprivationsarmut.

Belastung, emotionale

⇒ Belastungsemotion.

Belastungsemotion

Syn. emotionale Belastung, Beunruhigung, Besorgnis: subjektiv empfundene emotionale Reaktion auf einen Belastungsreiz (2.2.1-2.2.3).

Belastungserfahrung

Die Tatsache, daß jemand eine Situation erlebt hat (2.5).

Belastungsquelle

Ein Reiz, der bei einem Individuum eine emotionale Belastung hervorrufen *kann*; wegen der kognitiven Bewertung von Reizen erkennt der Transaktionsansatz die Existenz unbedingter Belastungsquellen (Stressoren) nicht an (2.1.1).

Belastungsverarbeitung

Oberbegriff für Situationsbewertung (⇒ Bewertungskognition) und ⇒ Verarbeitungsverhalten (2.1.2).

Bewertungskognition

(engl. *appraisal*) Oft auch kurz als Bewertung bezeichnet: Sammelbegriff für die subjektive Wahrnehmung einer Situation, hier gegliedert in ⇒ primäre und ⇒ sekundäre Bewertung (2.2.2, 2.2.3).

Coping

(dt. Bewältigung) In der englischen Sprache und in der Psychologie gebräuchlicher Terminus für Belastungsverarbeitung. Coping bezeichnet implizit oft erfolgreiche Auseinandersetzung mit einer Belastung (2.2.4).

Deprivationsarmut

Ein Armutsmaß, das den unzureichenden Lebensstandard eines Haushalts abbildet. Gebildet wird Deprivationsarmut als Index, der einer statistischen *Schätzung* (nicht: *Messung*) der Unzufriedenheit mit dem Lebensstandard gleichkommt. In den Index gehen das Fehlen notwendiger Gegenstände der Haushaltsausstattung, niedriges Einkommen und weitere Merkmale ein (3.2.2).

Deprivationsniveau

Die finanziell bedingte, d. h. nicht nur auf freien Präferenzen oder freiwilligem Verzicht beruhende, Fehltausstattung mit solchen materiellen und immateriellen Gütern, die gesellschaftlich als notwendige Haushaltsausstattung betrachtet werden (3.2.2).

Einkommensarmut

Eine Armutsgrenze auf der Grundlage des bedarfsgewichteten Pro-Kopfeinkommens eines Haushalts (des ⇒ Äquivalenzeinkommens). Meist wird die Einkommens-Armutsgrenze bei

50% (oder 40%, 60%) des durchschnittlichen bedarfsgewichteten Pro-Kopf-Einkommens einer Population festgelegt (3.2.2).

Emotionsorientierung

Syn. Palliativverhalten; Funktion des Verarbeitungsverhaltens: jede Veränderung der kognitiven Repräsentation des Stressors, der Situationsevaluation oder der eigenen Ziele durch motorisches oder intrapsychisches Verhalten, die geeignet ist, die emotionale Belastung einer Situation zu verringern (2.2.4).

Ereignislast

Syn. Belastungsaufkommen; Summe der von einer Person erfahrenen belastenden Lebenssituationen. Die Ereignislast ergibt sich theoretisch aus der Summe spezifischer ⇒ Expositionsrissen, wobei die Auswahl und Gewichtung konkreter Situationen nur nach Ermessen des Forschers geschehen kann. Die Ereignislast wird hier operationalisiert durch fünf ⇒ Expositionserfahrungen (2.5).

Expositionserfahrung

Syn. Belastungserfahrung.

Expositionsrisiko

Risiko, eine bestimmte belastende Situation zu erfahren (2.5).

Imaginäres Urteil

Cooleys Begriff für die vermutete Wahrnehmung und Bewertung der eigenen Person durch ihre soziale Umwelt. Es muß mit der tatsächlichen Wahrnehmung durch diese Umwelt nicht identisch sein (2.4.1).

Hilflosigkeit, erlernte

Von Seligman (1972, 1975) eingeführtes Konstrukt, das die Generalisierung der Erfahrung unkontrollierbarer Situationen zur Erwartung der Hilflosigkeit in ähnlichen Situationen beschreibt (2.3.6).

HSTP

Hauptstichprobe (3.1.2).

Impression-Management

Jeder Versuch einer Person (Akteur), die Wahrnehmung ihrer selbst durch eine andere Person (Ziel) zu beeinflussen (2.4.1).

Instrumentelles Verhalten

Verhalten mit ⇒ Problemorientierung (2.2.4).

Kontrolle

Syn. Kontrollüberzeugung: die generalisierte Überzeugung einer Person von ihrer Fähigkeit, ihr Leben selbst beeinflussen zu können. Wenn sie der Meinung ist, sie könne selbst Kontrolle über ihre Geschicke ausüben, spricht man bei ihr von interner Kontrolle, und wenn sie meint, sie werde von externen Kräften beherrscht, von externer Kontrolle (2.3.5).

LCS

Life Change Score (2.5.1).

Optionen

Ergebnis der ⇒ sekundären Bewertung, Ressourceneinschätzung; Bestandteil der kognitiven Einschätzung einer ⇒ Transaktion: Was der Akteur seiner Wahrnehmung nach in einer Situation bewirken kann (2.2.3).

Palliation

Syn. Palliativverhalten

Palliativverhalten

Verhalten mit ⇒ Emotionsorientierung; Syn. Gefühlsberuhigung (2.2.4).

Personengewicht

⇒ Äquivalenzeinkommen

Pfadanalyse

Erweiterung der Regressionsanalyse zur Quantifizierung und Interpretation direkter und indirekter Wirkungszusammenhänge zwischen Variablen (3.3).

primäre Bewertung

Im Transaktionsansatz steht primäre Bewertung für einen kognitiven Prozeß, in dem der Akteur zu einer Einschätzung der Bedeutung einer Situation einschließlich denkbarer unerwünschter Effekte gelangt. Ergebnis ist eine Einschätzung der ⇒ Anliegen (2.2.2).

Problemorientierung

Funktion des Verarbeitungsverhaltens: motorisches oder intrapsychisches Verhalten, das Ursachen emotionaler Belastungen verändert, eine Veränderung vorbereitet oder Ressourcen zugänglich macht (2.2.4).

Ressourcen

⇒ Verarbeitungsressourcen

Schichtungsmerkmale

Hier: Armut (Einkommens-, Deprivationsarmut), Einkommen, berufliche Qualifikation (eigentlich auch berufliche Position u. a. Merkmale der vertikalen gesellschaftlichen Schichtung) (2.3.3, 2.5).

sekundäre Bewertung

Im Transaktionsansatz steht sekundäre Bewertung für einen kognitiven Prozeß, in dem der Akteur eine subjektive Vorstellung davon gewinnt, inwiefern er der sich stellenden Anforderung begegnen kann oder aber überfordert ist und was er unternehmen kann, um die Situation zu beeinflussen. Ergebnis ist eine Einschätzung der ⇒ Optionen (2.2.3).

SHB

Sozialhilfebezieher-Zusatzstichprobe (3.1.2).

Situationsmodul

Summe der Variablen zu einer Situation. Situationen wurden in der Umfrage »Alltag in Deutschland« in ⇒ Vignettenform vorgelegt (3.2.1).

SOEP

Sozio-ökonomisches Panel, eine sozialwissenschaftliche Wiederholungsbefragung der Wohnbevölkerung der Bundesrepublik.

Sozialstrukturmodell

Hier: Versuch der Erklärung des Verhaltens unter ökonomischen Belastungen durch soziodemographische und Schichtungsmerkmale (2.6.3, 4.2).

stake

Syn. ⇒ Anliegen

Status, sozialer

Schichtungskonstrukt, das meist mit Einkommen, Bildung und beruflicher Position operationalisiert wird (2.3.3, 2.5).

Transaktion

Auseinandersetzung des Individuums mit seiner Umwelt, die seine ⇒ Verarbeitungsressourcen beansprucht (2.2.1).

Transaktionsansatz

Theorie der Belastungsverarbeitung nach Lazarus/Folkman. Gegenstand sind nicht habituelle Reaktionsmuster auf ⇒ Belastungsquellen, sondern ⇒ Transaktionen, in denen situationsgebundene, kognitiv gesteuerten Verarbeitungsformen untersucht werden (2.2.1).

Veränderbarkeit

Die Veränderbarkeit einer Situation ist der Grad, in dem diese nach subjektiver Wahrnehmung des Akteurs seiner Einwirkung zugänglich ist, d. h. welche ⇒ Optionen ihm zur Verfügung stehen (2.2.3).

Verarbeitungsressourcen

Situationsübergreifend stabile Ausstattung einer Person mit Eigenschaften und Gegebenheiten, die sie gegen nachteilige Belastungsfolgen resistent machen (v.a. interne Kontrollüberzeugung und soziale Unterstützung) (2.2.1, 2.3.4, 2.3.5).

Verhaltensverhalten

Sammelbezeichnung für jedwedes motorische oder intrapsychische Verhalten, das Belastungsquellen modifiziert, ihre kognitive Repräsentation verändert, Ressourcen zugänglich macht oder emotionale Belastungsempfindungen lindert. Verhaltensverhalten kann die Funktionen der ⇒ Problemorientierung und der ⇒ Emotionsorientierung besitzen (2.2.4).

Vignette

Konkretisierende Form der Präsentation sinngemäß zusammenhängender Sachverhalte in Befragungsinstrumenten (3.2.1).

Der Deutsche Universitäts-Verlag

Ein Unternehmen der Fachverlagsgruppe BertelsmannSpringer

Der Deutsche Universitäts-Verlag wurde 1968 gegründet und 1988 durch die Wissenschaftsverlage Dr. Th. Gabler Verlag, Verlag Vieweg und Westdeutscher Verlag aktiviert. Der DUV bietet hervorragenden jüngeren Wissenschaftlern ein Forum, die Ergebnisse ihrer Arbeit der interessierten Fachöffentlichkeit vorzustellen. Das Programm steht vor allem solchen Arbeiten offen, deren Qualität durch eine sehr gute Note ausgewiesen ist. Jedes Manuskript wird vom Verlag zusätzlich auf seine Vermarktungschancen hin überprüft.

Durch die umfassenden Vertriebs- und Marketingaktivitäten, die in enger Kooperation mit den Schwesterverlagen Gabler, Vieweg und Westdeutscher Verlag erfolgen, erreichen wir die breite Information aller Fachinstitute, -bibliotheken, -zeitschriften und den interessierten Praktiker. Den Autoren bieten wir dabei günstige Konditionen, die jeweils individuell vertraglich vereinbart werden.

Der DUV publiziert ein wissenschaftliches Monographienprogramm in den Fachdisziplinen

Wirtschaftswissenschaft
Informatik
Kognitionswissenschaft
Sozialwissenschaft

Psychologie
Literaturwissenschaft
Sprachwissenschaft

www.duv.de

Änderungen vorbehalten.

Deutscher Universitäts-Verlag
Abraham-Lincoln-Str. 46
65189 Wiesbaden

